Anthr. 113-3 . Pockels

<366021935800 12

<366021935800 12

Bayer. Staatsbibliothek

Der

Mann.

Ein

anthropologisches

Charaktergemählde

seines Geschlechts.

Ein Gegenstück

zu

der Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

Von

Carl Friedrich Pockels,

Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofrathe.

Dritter Band.

Hannover,

in der Ritscherschen Buchhandlung.

1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Da das Genie vornähmlich dem Manne als etwas Eigenthümliches zugeschrieben wird, und diesem schon aus dieser Rücksicht von der Natur selbst ein größerer Wirkungskreis des Handelns und Denkens angewiesen wurde: so kann eine Abhandlung über diese höhere geistige Organisation des männlichen Geschlechts in einem anthropologischen Gemählde desselben nicht wohl übergangen werden, — so viel auch dieser Gegenstand vor und nach der Revolution der neuern Philosophie beleuchtet worden ist.

Der Verfasser dieses neuen Versuchs glaubt aber gern, daß sachkundigern und scharfsinnigern Lesern, besonders transcendentalen Kunstrichtern, seine Vorstellungs- und Behandlungsweise jenes

wichtigen Gegenstandes nicht [wenigstens nicht überall] genügen wird, und daß man hier manches ganz vergeblich suchen dürfte, was sonst wol dem reichhaltigen Artikel über Genie und Genieweſen [vornähmlich in unſern genieſüchtigen Zeiten] einverleibt werden müßte. — Allein man beliebe nur vorläufig zu bedenken, daß der Verfaſſer hier keine durchaus abgeſchloſſene Unterſuchung über das Genie, in ſeinem ganzen idealen Umfange — und in allen ſeinen äſthetiſchen Formen, liefern, ſondern nur deſſen Beſtandtheile und Bedingungen, als den höhern Geſchlechtscharakter des Mannes, zu einer allgemeinern Lectüre andeuten wollte.

Noch weniger wird man hier eine anthropologiſche, oder wol gar äſthetiſche Aufzählung des geſammten Denkvermögens, — ein Handbuch der Pſychologie, wie wir deren ſchon genug haben, erwarten können. Das Denkvermögen iſt, wie ich glaube, bereits hinlänglich zu unſerm Nothbedarf ausgemeſſen, und kommt als ſolches bey einer Charakteriſtik der Geſchlechter nicht weiter in Betrachtung, weil im Manne und im Weibe das Denken ſelbſt nach ſeiner dreyfachen

logischen Form [der Begriffe, Urtheile und Schlüsse] durchaus einerley ist, und die Vernunft in beyden Geschlechtern, — als Vernunftwesen, nicht ursprünglich verschieden seyn kann.

Ob es aber, diese logische Form des Denkens abgerechnet und derselben unbeschadet, dennoch ein höheres Lebensprincip der Fassungs- und Penetrationskraft im Manne, als im Weibe, gebe, — also etwas wirklich Originelles und Charakteristisches in der innersten Geistigkeit des Mannes selbst vorhanden sey? — dieß war die Frage, die hier aufgeworfen und empirisch beantwortet werden mußte, und diese Beantwortung habe ich nicht ohne Schüchternheit unternommen. Wenn man einer Seits dem andern Geschlechte den rechtmäßigen und hohen Besitz des Denkens, Urtheilens, und selbst eines Talents zu Philosophiren nicht absprechen kann: so scheint es auf der andern Seite eine gewagte Ungerechtigkeit zu seyn, — wenn man dem weiblichen Geiste einen Vorzug nicht zugestehen will, den sich der Stolz des — Mannes ausschließlich zueignet, — also in einem so liebenswürdigen Wesen, in dem Lieblinge und Gefährten des

Mannes, — eine Negation annimmt, wogegen der Mann selbst eine wirkliche Realität besitzen soll; — wenn man, durch die angenommene Inferiorität der einen Natur, sie von der andern höher stehenden gleichsam gewaltsam trennt, und das wiederum scheidet, was die ewige Weisheit unauflöslich verbunden hatte. — Ferner mußte ich erwarten, daß man mir die große Menge weiblicher Schriftstellerinnen vorhalten, und aus den Schriften gelehrter Frauen selbst darthun würde, daß das andere Geschlecht, unter dem Einflusse einer wissenschaftlichen Cultur, seinen Kopf so gut, als der Mann, zu gebrauchen wisse, und ferner gebrauchen werde. Und diese Hinweisung auf etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes schien vollends jede Untersuchung über die weiblichen Geisteskräfte als etwas Zweckloses und Ungebürliches abzuweisen.

Man siehet leicht, daß die Vertheidiger des weiblichen Geschlechts diese Vortheile des Streitpunctes auf ihrer Seite weiter benutzen, und nachgebende Gegner gar leicht zum Schweigen bringen konnten. Allein der Streitpunct selbst muß nicht so allgemeinhin auf die bekannten Seelen-

kräfte des Menschen überhaupt bezogen werden, wenn der Gegner selbst einen festen Standpunct behalten soll. — Wenn dieser dem andern Geschlechte eine gewisse active und originelle Productionskraft des Scharfsinnes und des höhern Talents abzusprechen wagt, — die vielleicht durch keine aller möglichen und wirklichen Erziehungen hervorgerufen werden könnte: so soll hierdurch dem Weibe durchaus nicht irgend eine Urkraft des Geistes selbst abgeläugnet und sie auf einen niedern Standpunct der Vernunft zurückgesetzt werden. Dieß hat nie einem verständigen Seelenforscher einfallen dürfen, wenn man selbst an seine eigene Vernunft glauben sollte. Alles Denken an sich selbst erfolgt und wirkt in dem weiblichen Kopfe vollkommen nach einerley Regeln, wie in dem männlichen, — alles ist hier einerley, so wie die Vernunft überall eine und dieselbe ist. Hier stehen Mann und Weib in ewiger Eintracht der Natur neben einander, — einerley Seelen wohnen nur in verschiedenen Körpern, und diese Verschiedenheit sollte vornähmlich die Fortdauer gegenseitiger Liebe, oder den Naturzweck zur Erhaltung der Menschenspecies, begründen.

Aber so wie es sichtbar und erwiesen in dem animalischen Naturell des Mannes eine auffallende größere Kraft des Sinnlichen, — und in seinem Gemüthe eine entschieden größere Stärke und Beharrlichkeit seines Willens, als in dem weichern und nachgebendern Charakter des Weibes, giebt: so könnte man schon durch die Analogie schließen, daß es doch wol auch bey aller Gleichheit beyderseitiger Denkformen noch einen gewissen Unterschied in der Denkgeistigkeit geben könne, wenn man hierüber die Erfahrung critisch befragen wolle. Hierbey habe ich mich denn aber freylich nicht auf die Untersuchung einlassen können: wie es zugehe, daß der Mann in allen Erscheinungen seiner Constitution, also auch in seiner innern Seelennatur, ein lebendigeres Leben besitze? Die innere Einrichtung, wodurch die Natur den Mann überhaupt zum stärkern und das Weib zum schwächern Geschlechte ausbildet und organisirt, ist uns durchaus verschlossen, und wird es vielleicht immer bleiben.

Aber jene Analogie, — daß im Manne — Sinnlichkeit und Gemüth offenbar stärker und

lebendiger, als im Weibe sey, — folglich auch in seinem Geiste ein gewisses höheres Princip des Ideenschaffens liegen müsse, war noch kein Beweis, sondern nur Raisonnement, wobey man durch Vergleichung zweyer Charaktere einen dritten herauszubringen meint. Ich habe mich daher in dieser ganz natürlichen Verlegenheit, worin sich das Raisonnement in solchen Fällen immer befindet, — an die Erfahrung gewandt, — und dieß ist es, womit sich der zweyte Theil dieses Bandes beschäftigt, und alle weitere Verlegenheit über diesen Punct beseitiget. Der erste Theil zeichnet das Genie überhaupt in seinen psychologischen Erscheinungen, als eine besondere Originalität des männlichen Kopfs; der zweyte beleuchtet die weibliche Geistes-Energie in ihren schriftstellerischen Producten, und ist in so fern eigentlich mehr critisch. Aber grade diese Critik wird die Leserinnen gegen mich reitzen, ob sie gleich, bey so manchen ihnen verliehenen Talenten der Liebenswürdigkeit und Vernunftmäßigkeit, gegen eine solche Critik ganz gleichgültig seyn könnten. Gewiß werden auch nur die ästhetischen Schriftstellerinnen, und

die, welche es werden wollen, die Beleuchtung des weiblichen Genies bespötteln, und es kaum begreifen können, wie man die weibliche Genialität, als ein Factum in der Schriftstellerwelt, zu bezweifeln wage. Diejenigen, welche sich wohlweislich nicht zu dieser Welt als Mitarbeiterinnen gesellen, haben von jeher bescheidenere Begriffe von ihrem Geschlechte gehabt, indem sie selbst, bey hoher Ausbildung des Geistes, das Bücherschreiben der Frauen tadelten und verlachten. Sie wußten es, daß der innere und reine Werth der Weiblichkeit und des weiblichen Verstandes auf etwas viel Höhern und Größern, als auf der Schriftstellerey beruhe, und daß jedes Geschlecht in den heiligen Schranken der Natur bleiben müsse. — Sie sahen es ein, daß jenes ängstliche Ringen und Haschen nach einer gewissen literarischen Celebrität nichts, als eine aus ihren Grenzen getretene weibliche Eitelkeit sey, die zuletzt unersättlich werde, und, weil sie sich nie genug belohnt fühle, gemeiniglich den edeln und einfachen Charakter des Weibes ganz umstimme und verstimme. Sie sahen es ein, daß Zärtlichkeit, Aufmerksam-

keit und Liebe für einander in den Ehen, — durch die weibliche Gelehrsamkeit, untergeht, und ein philosophirendes und versificirendes Weib nicht nur den Mann zurückstößt, sondern — daß endlich durch jene absprechende Vielwisserey, durch jene Anstrengungen, genialisch und männlich zu denken, — das Weib fast allemal im Weibe selbst unterzugehen pflegt.

Es wäre also ein so verdammliches Unrecht nicht, wenn man der schönen Welt, durch die Hinweisung auf den Mangel ihres Genies, — das Schriftstellerhandwerk, — das hier wirklich oft nur Händewerk ist, — ein wenig zu verleiden suchte. Diese Absicht wäre sogar sehr lobenswürdig, — wäre sogar Pflicht, ob wir gleich schon viel zu weit in einer gewissen schimmernden Verstandescultur fortgerückt sind, als daß freundliche Warnungen dagegen erkannt werden sollten. Es ist aber auch dem Verfasser nie eingefallen, dem andern Geschlechte das Schreiben und Dichten ohne allen Unterschied als etwas Verwerfliches und Unnatürliches vorzuzeichnen. Er gönnt vielmehr allen wackern Frauen ihr Schriftstellern und Versmachen recht gern,

wenn es ihnen zu einem unschuldigen Zeitvertreibe dient, — wenn dabey nicht größere und näher liegende Pflichten der Mutter, der Gattinn, der Erzieherinn, der Freundinn u. s. w. versäumt werden, und wenn es überhaupt Stunden geben könnte, worin ihnen — nichts Edleres, Nützlicheres, Besseres und Herrlicheres zu thun übrig bliebe.

Allein grade bey diesen Voraussetzungen und Bedingungen treten so viele Bedenklichkeiten hervor, daß man aus Vorsicht die ganze Erlaubniß zu dem leidigen Schriftstellerwesen des schönen Geschlechts wieder zurücknehmen möchte. Denn

a) bleibt das Schriftstellern des andern Geschlechts gewiß nicht lange ein unschuldiger Zeitvertreib desselben, so bald es sich des weiblichen Gemüths bemächtigt hat. Unmerklich, wie durch eine stille fortschleichende Ansteckung, entsteht daraus ein heimliches lüsternes Anmahnen und Anreizen des empfindelnden Egoismus, — die Stunden immer so zu vertreiben; es wird endlich ein Hang — und zuletzt eine Gewohnheit daraus, die von nun an nicht mehr ge-

sättigt werden kann. Die heilige Weihe ist vollbracht; — die Schriftstellerinn ist ein Wesen höherer Art geworden; sie würde sich selbst beleidigen, wenn sie von dieser glänzenden Höhe wieder herabsteigen wollte. — Der Kopf dieser Frauen wird endlich ein lebendiges Buch, eine Phraseologie von gemischten Kenntnissen, die schnell genug zur Befriedigung des durstigen Geistes gesammelt, aber fast nie geordnet werden. Alles Gelesene und Gedachte muß sich auf jene Phraseologie beziehen, es mag sich dahin beziehen lassen, oder nicht. Dieser Anfangs unschuldige Zeitvertreib wird endlich ein verderblicher, weil er das Weib von ihrem schönern originellen Berufe entfernt, es also zu einer wahren Zeitverschwendung verführt, welche ich zu den allergrößten Sünden der Weiber rechne. Sollte es denn

b) wirklich Zeiten und Stunden geben, worin unsern Frauen wirklich nichts Besseres und Edleres zu treiben übrig bliebe, als — Bücher zu schreiben? Mich dünkt, die Natur hat den Geschäftskreis der Mutter und Gattinn so hinreichend ausgefüllt, und mit so großen Beloh-

nungen des stillen Glücks verbunden, daß sie dieses wollüstige Herumtappen in der Bücherwelt völlig entbehren kann; ja, es kommt mir schon unnatürlich vor, wenn eine Hausmutter nur täglich einige Stunden auf den Müßiggang der Lectüre verschwenden wollte. — Die häusliche Arbeitsamkeit und die fortgesetzte redliche Aufsicht auf die Erhaltung und Verbesserung eines zweckmäßigen Hausregiments, — die zärtlichen Sorgen für Kinder und Gatten, — das Studium jener freundlichen Liebe und Gefälligkeit, welche dem ihr anvertraueten Familienzirkel jeden Tag zu einer Freudenfeyer umschaffen möchte; — das zarte mütterliche Bestreben, alles um sich her zu veredeln, zu verherrlichen und zu humanisiren, — die stille Pflege und Verbreitung eines reinen moralischen Gefühls in diesem Tempel des Friedens — ist doch gewiß ein edlerer und ehrenvollerer Zeitvertreib, als jener, — für die Druckerpressen zu arbeiten, Dinge zu sagen, die schon tausendmal besser gesagt sind, Oden zu fertigen, denen alle Begeisterung fehlt, und Romane zu schreiben, die kein vernünftiger Mensch lesen mag.

Will man sich c) einen Begriff von den innern Verwüstungen und Verdrehungen des Charakters selbst machen, welche gemeiniglich durch die Schreibsucht bey Leuten, die keinen Beruf hierzu haben, hervorgebracht wird: so werfe man nur einen Blick auf solche unberufene und junge Autoren, und man wird so ziemlich das grelle Bild unserer Schriftstellerinnen darin wahrnehmen. Der vorher so bescheidene, anspruchlose und sanft gebildete junge Mann wird durch das Schriftstellerfieber gemeiniglich ein ganz anderes excentrisches Wesen. Er möchte ein Weltreformator werden, wenn er nur könnte. Er sieht alles in einem weit hellern Lichte, als die Augen aller übrigen gelehrten und ungelehrten Maulwürfe; die Verdienste der schätzbarsten Männer sind seiner Meinung nach nichts, als schimmernde Wolken, die nur der Unwissende anstaunt, und durch ein — Bonmot des Kunstrichters zerplatzen. Aller seit Jahrtausenden aufgesammelte Schutt der sogenannten Schulgelehrsamkeit und Philosophie müsse fortgeschafft, und ein durchaus neues Gebäude des Wissens und des Geschmacks aufgeführt werden. Der Glaube an die Größe

verehrter Schriftsteller müsse aufhören, und ein durchgreifendes Zweifeln an dessen Stelle treten. Man müsse sich nicht mehr anlehnen wollen, sondern wie ein Gott allein stehen, und allein wirken. Die Sprache selbst müsse noch gewaltige Revolutionen erleiden, ehe sie sich vergeistigen könne; — und wir hören in neuern Zeiten diese jungen Pedanten wirklich eine so gewaltige Sprache reden, die freylich nichts sagt, und, wenn sie es verdiente, — erst in's Deutsche übersetzt werden müßte. — Das Herz, welches natürlicher Weise in dem jungen Schriftsteller gewöhnlich zuletzt ausgebildet wird, muß auf diesem fingirten Standpuncte seiner Größe allemal eine gewisse Härte und Gleichgültigkeit gegen die übrigen Menschen annehmen, und also an wahrer Humanität verlieren; ja, er findet wol selbst etwas Großes darin, andere zu verachten, um wieder verachtet zu werden. Die gewöhnliche Welt ist seiner nicht werth; er zieht sich schmollend aus ihr zurück; er glaubt sie durch seine Empfindlichkeit und seine Launen zu bestrafen; er wird ein Egoist im ganzen Sinne des Worts; er sieht nichts als Gemeinheit um

sich her; er glaubt, daß ihn kein Mensch verstehe, keiner in seinem innern Sinne folgen könne.

Wenn unsere Schriftstellerinnen auch nicht immer so tief in der Verfinsterung ihres Stolzes, als junge Schriftsteller, versinken, weil sich ihrer gemeiniglich noch die weibliche Bescheidenheit und Schüchternheit annimmt: so lehrt uns doch eine genauere Beobachtung ihrer Charaktere, daß sie wenigstens auf ihr eigenes Geschlecht mitleidig herabblicken, und durch das kalte Raisonnement die Wärme des weiblichen Gefühls verscheuchen, die nachher durch keine Art der Sentimentalität wieder hervorgerufen werden kann. Die Coquetterie der Liebe und der Eitelkeit geht über lang oder kurz vorüber; aber die weibliche Vernunftcoquetterie stirbt nie aus, so bald sie sich der Schriftstellerey ergiebt, sondern nimmt mit den Jahren zu. Auch die schätzbaren Frauen dieser Art können den kleinen Schriftstellerdünkel selbst hinter der weiblichen Grazie nicht verbergen; er bricht oft in ihrem freundlichsten Umgange zudringlich genug hervor, und spielt ein wenig boshaft mit den liebenswürdigsten Seiten ihres Herzens.

Will man endlich gegen die hartscheinende Critik der weiblichen Muse im zweyten Theile dieses Bandes den Einwurf machen: daß tausend männliche Poesien gewiß nicht viel besser, ja, wol noch viel schlechter und ungenießbarer, als sehr viele andere weibliche Gedichte, sind: so wird dieß alles gar gern zugestanden, und die weibliche Muse von uns billig in Schutz genommen. Unsere Nation zählt mehrere der lieblichsten Dichterinnen, und kann hierin mit den Britten und Franzosen wetteifern. Es ist fast keine Gattung der Poesie und Schriftstellerey überhaupt von dem andern Geschlechte unversucht geblieben. Wir besitzen Oden, Elegien, romantische Schauergedichte, landschaftliche Gemählde, hervische Trauer- und Lustspiele in Menge, die aus weiblichen Federn hervorgingen. Man könnte ganze Bibliotheken damit anfüllen. Die Schönen haben mathematische Lehrbücher und sogar Logiken geschrieben, und werden deren noch mehrere schreiben. Sie haben auch die Schätze der neuern ästhetischen Sprache nicht unbenascht gelassen, und singen uns Lieder, welche sich ganz der neuern Griechheit nähern, und den längst

verloren gegangenen und nur neuerlich erst wiedergefundenen Kunstsinn der griechischen Muse verherrlichen und verbreiten sollen. Allein zu allen diesen mechanischen Productionen ist nicht grade das Genie erforderlich, — weil wir tausende davon ohne Genie besitzen. Daß also die männliche Muse oft noch tief unter der weiblichen stehe, ist kein Vorwurf, der unsere Behauptungen vom weiblichen Genie zerstörte, — denn er sagt nichts mehr und nichts weniger, als daß es auch Männer ohne Genie giebt. Und — dieß hat man längst gewußt.

Unter den nachher angezeigten Schriften und Schriftchen hat keiner die Natur des Genies scharfsinniger und psychologischer deducirt, als Kant *) — ohne sich auf ein allgemeineres Gemählde desselben einzulassen. Einige seiner Beurtheilungen desselben mögen hier einen Platz in der Einleitung finden, da ich mein Raisonnement

---

*) Critik der Urtheilskraft. Berlin, 1790. S. 178 u. f.

über die Erscheinungen an dem Genie größten Theils auf jene Beurtheilungen gegründet habe.

„Genie ist das Talent, oder die Naturgabe, welche der Kunst die Regel giebt."

„Da das Talent, als ein angebornes productives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört: so könnte man auch das Genie die angeborne Gemüthsanlage nennen, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt."

„Nach der hier angenommenen Bedeutung des Worts müssen also schöne Künste nothwendig als Künste des Genies betrachtet werden."

„Denn eine jede Kunst setzt Regeln voraus, durch deren Grundlegung ein Product, wenn es künstlich heißen soll, als möglich vorgestellt wird."

„Der Begriff der schönen Kunst aber gestattet nicht, daß das Urtheil über die Schönheit ihres Products von irgend einer Regel abgeleitet werde, die einen Begriff zum Bestimmungsgrunde habe, mithin ohne einen Begriff von der Art, wie es möglich sey, zum Grunde zu legen."

„Also kann die schöne Kunst sich selbst nicht die Regel ausdenken, nach der sie ihr Product zu Stande bringen soll."

„Da nun gleichwol ohne Regel ein Product niemals Kunst heißen kann: so muß die Natur im Subjecte durch die Stimmung der Vermögen desselben der Kunst die Regel geben, d. i., die schöne Kunst ist nur als Product des Genies möglich."

Das Genie beruhet mithin in folgenden Selbstbedürfnissen.

a) „Daß es ein Talent sey, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen: folglich nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann: folglich Originalität seine erste Eigenschaft seyn müsse."

b) „Daß, da es auch Originalunsinn geben kann, seine Producte zugleich Muster, d. i. exemplarisch seyn müßten, die andern zum Richtmaße oder zur Regel der Beurtheilung dienen können und sollen."

c) „Daß es selbst nicht wissenschaftlich anzeigen könne, wie es sein Werk zu Stande bringe, sondern als Naturanlage die Regel gebe, daß der genialische Kopf selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen zu seinem Werke herbey-

finden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen beliebig oder planmäßig auszudenken, und andern vorschriftlich mitzutheilen."

d) „Daß die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst die Regel vorschreibe, und dieses auch nur so fern sie schöne Kunst seyn soll."

„Das Genie ist dem Nachahmungsgeiste allemal gänzlich entgegengesetzt."

„Da nun Lernen nichts als Nachahmung ist: so kann die größte Thätigkeit, Gelehrigkeit als solche doch nicht für Genie gelten."

„Wenn man aber auch selbst denkt oder dichtet, ja selbst für Kunst und Wissenschaft manches erfindet: so ist doch dieses auch noch nicht der rechte Grund, um einen solchen oftmals großen Kopf ein Genie zu nennen, weil eben das auch hätte können gelernt werden, und von dem, was durch Fleiß vermittelst der Nachahmung erworben werden kann, nicht specifisch unterschieden ist."

XXI

„So groß auch Newtons erfinderischer Kopf in seinem unsterblichen Werke der Naturphiloso-phie ist: so kann man doch alles das gar wohl lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen, so ausführlich auch alle Vorschriften für die Dichtkunst, und so vortrefflich auch die Muster derselben seyn mögen.“

„Die Ursache ist, daß Newton alle seine Schritte, die er von den ersten Elementen der Geometrie an, bis zu seinen großen und tiefen Erfindungen zu thun hatte, — nicht allein sich selbst, sondern jedem andern ganz anschaulich und zur Nachfolge bestimmt vormachen könnte.“

„Kein Homer aber, kein Wieland anzeigen kann, wie sich seine phantasiereiche und doch zugleich gedankenvolle Ideen in seinem Kopfe hervor- und zusammenfinden, darum, weil er es selbst nicht weiß, und es also auch keinen andern lehren kann.“

„Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, den die Natur für die Kunst begabt hat, — specifisch unterschieden.“

„Daher werden jene großen Männer, denen das menschliche Geschlecht so viel zu verdanken hat, unter die Günstlinge der Natur, die genialischen Köpfe, nicht herabgesetzt. a) Jene können zu immer größern Vollkommenheiten in Erkenntnissen und des damit verbundenen Nutzens fortschreiten, und andere in diesen Kenntnissen belehren, dahingegen die Kunst für das Genie irgendwo stillsteht, indem ihr eine Grenze gesetzt ist, über die sie nicht weiter gehen kann."

b) „Läßt sich die Geschicklichkeit des Genies auch nicht einmal mittheilen, — denn sie ist ein unmittelbares Geschenk aus der Hand der Natur, eine Geschicklichkeit, die mit ihrem Besitzer stirbt, bis die Natur einmal einen andern wiederum eben so begabt."

„Die Naturgabe, welche der Kunst die Regel giebt, kann in keiner Formel abgefaßt zur Vorschrift dienen, denn sonst würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen bestimmt werden können."

„Die Regel muß vom Product abstrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes Talent prüfen mögen, um sich jenes zum Muster, nicht

der Nachmachung, sondern der Nachahmung dienen zu lassen."

„So sehr mechanische und schöne Künste verschieden sind: so giebt es doch keine schöne Kunst, in welcher nicht etwas mechanisches, welches nach Regeln gefaßt und befolgt werden kann, und also etwas Schulgerechtes die wesentliche Bedingung der Kunst ausmachte."

„Denn etwas muß dabey als Zweck gedacht werden, sonst kann man ihr Product gar keiner Kunst zuschreiben; es wäre ein bloßes Product des Zufalls. Zur Erreichung eines Zwecks aber werden allemal bestimmte Regeln erfordert."

„Seichte Köpfe glauben, sie wären aufblühende Genies, wenn sie sich vom Schulzwange aller Regeln lossagen, und daß man auf einem tollgewordenen Pferde besser, als auf einem Schulpferde paradiere. Das Genie kann nur reichen Stoff zu Producten der schönen Kunst hergeben, die Verarbeitung desselben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent."

Außer diesem unsterblichen Werke eines der größten Köpfe aller Zeiten haben folgende Schriftsteller bald nur empirisch, bald in ästhetischer Hinsicht das Genie charakterisirt, — ohne sich jedoch auf seine verschiedenen Erscheinungen an beyden Geschlechtern einzulassen. — J. G. Sulzer allgemeine Theorie der schönen Künste im Artikel Genie. — Dessen Entwickelung des Begriffs vom Genie, im ersten Theil seiner vermischten philosophischen Schriften. — Flögel Geschichte des menschlichen Verstandes. — Dessen Einleitung in die Erfindungskunst. — C. C. Wieland Versuch über das Genie. — Chr. Garve Versuch über die Prüfung der Fähigkeiten im VIII. Bande der neuen Bibl. der schön. Wissensch. — J. A. Eberhard von der Beurtheilung des Genies und Charakters in der Theorie des Denkens und Empfindens. — J. Kant Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. — A. J. Dorsch Beyträge zum Studium der Philosoph. 2ter Beytr. — Bendavid Versuch einer Geschmackslehre. — K. H. Heidenreich ästhetisches Wörterbuch über die bildenden Künste,

Art. Genie. — K. L. Pörschke Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. — S. Maimon's Streifereyen im Gebiete der Philosophie, über die Aesthetik. — J. H. G. Heusingers Handbuch der Aesthetik. — Schlegel in dessen Batteux. — Walch und Lossius philosophische Wörterbücher. — D. Tiedemann Handbuch der Psychologie. — Campe von der Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschl. Kräften. Revisionswerk III. — Riedels Theorie. — Jacobs Erfahrungsseelenlehre — u. a.

Spanische, Englische, Französische und Italienische Philosophen. — J. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften; aus dem Spanischen von Lessing, zweyte Ausgabe von Ebert. — W. Young conjectures on original composition. — W. Duffs essay on original genius. *) — H. Gerards essay

---

*) Dieser Duff will keine andere Originalgenies, als — Homer, Shakespear, Spencer, Ariost und Milton gelten lassen.

on genius; auch deutsch von Garve; auch in Gerards Versuch über den Geschmack — (über die Verbindung des letztern mit dem Genie). — H. Blair Lectures. — Marmondel Poétique françoise. — Du Bos reflexions sur la poesie et sur la peinture. — Helvetius de l'esprit, disc. 6. — De Rozoi le genie le gout et l'esprit. — Castilhon consideration sur les causes physique et morales du genie. — Della proportione tra i talenti dell'uomo e i lor usi. Padova 1773.

Uebersicht

des dritten Bandes.

Erster Theil.

Ueber das männliche Genie,

als Originalität der höhern Seelenkraft des Mannes. — Giebt es in dem Materiellen [in der innern Kraft] einen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Geistesnatur, da sie sich formell gleich sind? — Gründe für die allgemeine Gleichheit beyder. Zweifel gegen diese Gründe. Sichtbare größere Regsamkeit und Thätigkeit des männlichen Geistes. Seite 1.

Vorläufige Bezeichnung des Genies in seiner negativen Ansicht. Welche Köpfe darf man nicht so nennen?

1) die bloß gelehrigen, leichtfassenden, lernbegierigen. Gedächtnißkünstler, lebendige Wörterbücher, gelehrte Sprachmeister und Sammler, Archivare der Literatur. 2) Die bloß feurigen, freymüthigen, kühnen und stürmischen Köpfe, die nicht sowol vom Genie, als von einem lebendigen Gefühl für die Wahrheit getrieben werden; auch wohl Selbstdenker ohne Erfindungskraft. 3) Die sogenannten Kraftgenies, die forcirten Originalmänner aller Art. Ihre Gemählde aus Platners Aphorismen. 4) Die Witzköpfe, Spötter, gemeinen Satyriker, wenn sie nichts als mechanischen Witz zeigen, worin nicht selten die Weiber excelliren. S. 28.

Nähere Bestimmungen des Genies. Definitionen; Du Bos, Sulzer, Eberhard, Kant. Seine Hauptbedingungen nach unserer Definition. S. 49.

I.

Freyheit seines innern Strebens und Wirkens.

Der gemeine nachahmende, aufborgende Kopf. Begeisterung in einigen ihrer Erscheinungen. S. 55.

Künstlerstolz, Künstlerlaune, Künstlersitten. Der Mahler, der Musiker. S. 66.

Abneigung des Genies gegen blinde Nachahmung. Rhapsodien über das Nachahmen in der Diction und in den freyen Künsten. S. 78.

II.

Spontaneität, — Selbstkraft und Selbstständigkeit des Geistes.

Entgegenwirken beym Widerstande, Schattenseiten seines Egoismus. Unkunde im praktischen Menschenleben, periodischer Müßiggang, Eigenwille. S. 80. — Aber auch Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Gutmüthigkeit, hoher Edelsinn. Lessing, Schiller, Lichtenberg. S. 109.

Ist durch große Genies der Welt viel gedient? Ihr Werth als Regenten. S. 119.

III.

Anwendung der freyen Selbstkraft auf Erfindung des Neuen, vornähmlich des Schönen.

Erfindungen durch Zufall. S. 135.

Mechanische Erfinder; ihr Zweck das Nützliche. Aesthetische Erfinder, — Künstler im eigentlichen Sinne des Worts. Form und Materie der ästhetischen Erfindung nach ihrem Gehalte und ihren Erscheinungen, vornähmlich in Hinsicht auf das Dichtungsvermögen. Einige seiner Fehler. S. 151.

IV.

Normalität genialischer Producte.

Nothwendigkeit dieser Bedingung. — Glückliche Verbindung des Genies mit dem Bonsens. Versündigungen gegen das Normale in einigen großen Dichtern, — auch in Raphaels Werken. S. 183.

Ueber genialische, romantische und humoristische Schriftstellerey.

Ursachen ihrer Gebrechen; Genieseuche. Allgemeine Fehler der meisten Romane: Extension, Beleidigung des Wahrscheinlichen, Eintönigkeit und Widersprüche der Charakterzeichnungen. Einzelne Versündigungen gegen das Romantische — Gemählde unserer Humoristen. Excentricität ihres Vortrags, ihre umständliche Mahlerey ins Kleinliche hinein, ihre Empfindeley und — Witzeley in Gleichnissen und Antithesen. Ihre Sprachquälerey. S. 201.

XXXI

Zweyter Theil.

Ueber

das weibliche Genie.

Passive Natur desselben.

Es kann das geistig Geschaffene empfinden, ohne das Genie des Mannes zu erreichen. — Verirrungen sogenannter genialischer Weiber in ihrem Haus- und Mutterstande, als untaugliche Erzieherinnen, — in ihrer Moralität, — als Schriftstellerinnen. S. 265.

Dichterinnen. Critik ihrer Talente hierzu. Oden-dichterinnen; die Karschin. Fehler der weiblichen Oden. S. 291.

Klaglieder; Elegien. Ursachen ihrer großen Anzahl in der weiblichen Dichterwelt. Ihre Critik. Schmachtende, — Sehnsuchtsgedichte. — Heitere, weibliche Poesien. Ihr Werth. — Karschin, Elisa, Rudolphi. S. 322.

Landschaftliche, — Naturgemählde aller Art. Ihre gewöhnlichen Fehler und — Nervenschwächen. S. 353.

Empfindsame und empfindelnde Gedichte. Verschiedene Arten der poetischen Empfindeley, in so fern sie sich wirklich in Gedichten ausdruckt. S. 361.

Weibliche Lieder der Liebe. Mangel ihrer Decenz. Beyspiele. Sappho. S. 371.

Weiblicher Geschmack in der prosaischen Schriftstellerey. Romandichterinnen. Geschmack in den Moden, in den Künsten. S. 379.

Erster Theil.

Ueber

das männliche Genie.

Als

Originalität der höhern Seelenkraft des Mannes.

Giebt es in dem Materiellen [in der innern Kraft] einen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Geistesnatur, da sie sich doch formell gleich sind?

Durch die Sinnlichkeit, — durch das Gemüth und durch das Erkenntnißvermögen hat die Natur das Wesen des Menschen überhaupt zu einem menschlichen Ganzen abgeschlossen, indem diese seine dreyfache Originalität mit ein-

ander innigst verbunden, und eine, zur Vollendung des Ganzen, mit hoher Zweckmäßigkeit in den Dienst der andern genommen wurde. Auf seiner untersten Stufe, in der Wiege seiner Existenz, erschien uns der Mensch nur als Thier; aber doch schon als Thier mit höhern Anlagen, — als Thiermensch, — der sich schon vielseitiger und gefühlvoller entwickeln sollte. Als solchem gab ihm auch schon die Natur eine größere Fülle des Lebens, — als solcher wagt er es schon, sich der Herrschaft in der Thierwelt anzumaßen, wenigstens als das edlere Thier hervorzutreten, und durch die schönere und geschicktere Form seines Körpers zu zeigen, — was er ist und werden kann. Als Gemüthscharakter gränzt er im Naturstande auch noch an das leidenschaftliche Thier, — aber dieß sind nur Bedingungen seines animalischen Lebens. Sobald die Freyheit in ihm geboren wird, liegt die Thierwelt in unendlicher Ferne unter ihm. Alle Berührungspunkte mit ihr verschwinden, alle Verwandtschaft mit ihr ist dahin; — der Mensch erscheint als das Produkt einer höhern Natur, in sofern er sich selbst verstehet, und eben darum sich

selbst in seinem Innern formt. — Als denkendes und erfindendes Vernunftwesen erhält er im Raume und in der Zeit, durch das geistige Selbstbewußtseyn, seinen Abschluß als vollendeter Mensch; erscheint als ein höherer Geist, der, zu großen Zwecken, über die Sinnlichkeit und das Gemüth herrscht, — nur durch die Wahrheit befriedigt wird, und zu ihrer Auffindung und Verehrung alle seine Kräfte in harmonischen Einklang bringt.

Er weiß also, — so gewiß als er sich selbst fühlt, — daß er denkt, weil er sich seiner Gedanken bewußt ist. Das Denken im Bewußtseyn ist sein höchstes Bedürfniß; er kennt eigentlich kein anderes, und ein Gedanke ohne Bewußtseyn ist für ihn — ein leeres Nichts, eine totale Abwesenheit alles Lichts und aller Kraft. Auch im Traume ist er sich seiner bewußt*) —

---

*) Kant äußert sogar in seiner Anthropologie die Hypothese: daß die Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, — erlöschen und der tiefste Schlaf zugleich den Tod mit sich führen müßte.

und es giebt sinnreiche Träume, worin die Seele mit der reinsten logischen Consequenz denkt, und sogar erfindet. Auch, wenn er sich im Traume so weit verirrt, daß er eine andere Person zu seyn wähnt, hat sich seine Vorstellungskraft nur eine andere Dislocation gegeben, in welcher das Bewußtseyn seines Ich nie ganz unterging. — Aber er denkt sich überhaupt dieses Ich nicht anders, als er es denken muß, als eine Kraft, in welcher alle Veränderungen des Denkens, Wollens und Empfindens, als Wirkungen einer Ursache, einbegriffen sind. Er denkt sich ewig als ein Ganzes, als etwas für sich Bestehendes, sich selbst Bestimmendes; — er ist sich selbst eine absolute Einheit, eine Zahl, — eine Person. Er kann sich nicht einmal in den Geist und das Gemüth eines Andern hineindenken, als in sofern er seinen Geist, — sein Gemüth in den andern, durch die Einbildungskraft, hinüberträgt, oder durch eben diese Einbildungskraft den andern in sich aufnimmt. Nur im höchsten Wahnsinne glaubt er bisweilen eine doppelte Personalität zu haben, weil er nicht mehr Herr über Zahl- und Vergleichungsbegriffe ist.

Das Denken an sich selbst ist also schon, vermöge seiner innern Natur und als sein einziger Selbstzweck, die Hinweisung auf die Einheit und Einfachheit der Kraft, wodurch es bewirkt und unterhalten wird, — auf die Selbstheit unseres Wesens, das sich als Denkkraft nicht spalten, und eben darum auch nicht materiell erklären läßt, wenn man ihm auch tausend neue Organe unterschieben könnte. Denn das Bewußtseyn sammelt alle von den Sinnen kommende Anschauungen, so wie alles Denken selbst, unter dem Begriff einer und der nähmlichen Ursache, daß sie so und nicht anders gedacht werden können. Nur in den einen Brennpunkt des Lichts fallen alle Erscheinungen der sichtbaren Welt, — so wie in ihm alle Verrichtungen der in uns wohnenden Intelligenz zusammenfließen. — Der Mensch denkt sich als einen Geist, und fühlt sich als einen Körper. Man könnte daher sagen: daß er in Absicht jenes gewisser, als in Absicht dieses — seyn müsse. Sein Gefühl könne ihn als eine ungeistige Erscheinung täuschen; dahingegen das reine Bewußtseyn seiner Persönlichkeit jenseit alles Zweifelns liege.

Der Mensch denkt sich ferner als etwas Verschiedenes von allen Dingen außer ihm, — selbst als etwas Verschiedenes von seinem Körper. Hierdurch entsteht in ihm der Begriff von einer Welt, — von einer Außenwelt, die wiederum sein denkendes Ich bald so, bald anders modificiren, aber nicht in seiner Einheit zerstören kann. Alles um ihn her ist Object, — alles um ihn her verändert sich auch; aber auf eine ganz andere Art, als das Ich sich verändert. Alles nach bestimmten, aber zugleich so unendlich verschiedenen Gesetzen, daß zwischen der Bewegung, wodurch die materielle Welt lebt, und zwischen dem Denken, — dem Leben des Geistes, sich auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit auffinden läßt. Der Gedanke nimmt das sichtbare Universum in sich auf, — ohne in ihm etwas zu finden, das dem Gedanken gliche, oder gleichen könnte.

So entschieden diese allgemeinen Bedingungen des Denkens auch immer seyn mögen, — [weil alles menschliche Denken sich danach richtet] so verschieden sind doch die Anlagen zum Denken selbst, und hier erscheint der Mensch in einer

unermeßlichen Vielseitigkeit, — grade, als ob ein jedes Individuum von einem andern Geiste bewohnt würde. Sobald sich der Mensch aus der Welt des Instincts in das Reich freyer Thätigkeit hinaushebt; sobald er den Mechanismus der Natur verläßt, — sehen wir ihn auch in einem wundersamen Wechsel jener Thätigkeit selbst. Mit seinem Instincte kommt er nicht weiter, als das Thier, außer daß er — [noch dazu oft gegen sein eigenes Wohl] — seine Bedürfnisse willkürlich vermehren und verschönern kann. Sobald wir uns ihn als Charakter denken, tritt eben dieser Charakter mit einer Menge seltener Kräfte hervor; er wird vor unsern Augen eine eigene kleine Welt, worin er selbst gebietet. Das Gemüth ist sein eigentlichstes Eigenthum; wenn er dagegen den Geist meistentheils anderswoher nehmen, — und leihen, oder erkaufen muß.

Aber die höchste Vielseitigkeit seiner Natur geht endlich dennoch aus seinem Geiste hervor, weil dieser seine Thätigkeit mit der Thätigkeit des Gemüths augenblicklich verbindet, — und dadurch den Grund zu allen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten unsrer Seelenkräfte legt. Unter

den Menschen selbst, — unter den Bewohnern eines Landes, sogar unter einzelnen Familien, herrscht daher die auffallendste Verschiedenheit der Geister und Gemüther, — selbst da, wo einerley Erziehung, einerley Gebräuche, einerley Sitten, einerley Volkscharakter herrschen. Kein Gehirn ist wie das andere, — so wenig ein Blatt mit dem andern einerley Form, einerley Größe, einerley Bauart hat. Welch eine unermeßliche Differenz zwischen menschlichen Anlagen und menschlichen Seelen von dem Kopfe der Inselbewohner, die Dampierre entdeckte, und deren ganze Sprache aus fünf bis sechs thierischen Tönen bestand *) — bis zu dem Kopfe, der eine Critik der reinen Vernunft schreibt, oder die Bahnen der Weltkörper berechnet!

Die auffallendste Verschiedenheit aber, welche die Natur in den Anlagen menschlicher See-

---

*) — qui vivant du poisson que les flots de la mes jettoient dans les petites baies de l'isle, n'avoient d'autre langue qu'un gloussement semblable à celui d'un coq-d'inde. De l'Esprit par M. Helvetius. Tome I. aux Deux-Ponts. 1784. S. 15.

len einrichtete, und dadurch ihren Wirkungskreis ins Unendliche vervielfältigte, ist die, — welche wir an beyden Geschlechtern wahrnehmen, weil es zwey Geschlechter seyn sollen. Das Starke sollte sich mit dem Schwächern nur dadurch zu einem ewigen Bunde vereinigen, daß es stärker, als das Schwächere war, — und mithin jedes seine eigenen Vortheile und Gerechtsamen über das andere erhielt. Alle Beziehungen zwischen beyden hören auf, — wenn ihr Geist und Charakter sich durchaus gleich wären; alle Bande der Liebe zerreißen, alle gesellige Natur geht unter, wenn man in das Weib den Geist des Mannes hineindenkt, und so die Anlagen und Absichten der Natur verwirret und verkehrt. Wir sind noch nicht so tief in ihre Tiefen eingedrungen, um die letzten Ursachen dieser Geistesverschiedenheit zwischen Mann und Weib auffinden und demonstriren zu können; allein diese Verschiedenheit ist zu Gunsten ihres und unseres Geschlechts, als eine Erscheinung der Natur, vorhanden. — Es ist übrigens ganz einerley, — ob wir sie in dem Baue der Organe, oder in einer wesentlichen Einrichtung der Gei-

stigkeit selbst, — in der einfachen Natur der Ideen, aufsuchen wollen. Diese Untersuchung gehört nicht hierher.

Bis dahin, daß der männliche Charakter sich von dem weiblichen durch eine größere Sinnlichkeit und durch eine stärkere Gemüthskraft — [z. B. durch Muth und Tapferkeit, durch einen festen männlichen Sinn] auszeichnet und auszeichnen müsse, — giebt man dem Anthropologen Recht. Das andere Geschlecht fühlt sich dadurch geschmeichelt, daß der Mann gleichsam als ein thierischeres Wesen erscheinet, — anstatt daß das Weib durch ihre geringere Sinnlichkeit nur desto edler und liebenswürdiger werde. Auch des Mannes größern und stärkern Gemüthscharakter läßt man gelten, weil durch diese Behauptung die weibliche Eitelkeit genährt wird, da sie es recht gut weiß, daß der gemüthsstarke und selbstständigere Mann dennoch von dem Weibe oft bis zur blinden Obedienz abhängt, und hierin von mehr als einer Fessel umschlungen wird.

Aber sobald man die Fragen aufwirft: ob sich die Masse größerer Kräfte im Manne nun auch weiter, nähmlich in seinen Geist und seine Geistigkeit, hinein erstrecke? — ob der weibliche Verstand wirklich die Höhe und Tiefe des männlichen erreiche? ob die Denkkraft in beyden Geschlechtern wirklich einerley Energie äußere? ob es das weibliche Geschlecht in allen Wissenschaften und genialen Künsten eben so weit, als der Mann bringen könne? — Da hat der Anthropolog alle, oder doch die meisten Stimmen, gegen sich, wenn er zum Vortheile des Mannes entscheiden will.

Man raisonnirt ohngefähr so gegen ihn. Es wäre selbst den liebloseſten Spöttern und Weiberhassern nie eingefallen, dem andern Geschlechte eine Natur des Denkvermögens anzudichten, die in Absicht ihres logischen Gebrauchs von der gesunden Vernunft des Mannes selbst wesentlich verschieden sey, und niedriger, als diese, stehe. Wenn man auch im Scherz, oder aus persönlichen Erbitterungen, den Frauen noch so viel Böses nachgesagt habe: — so werde man doch, ohne ungerecht zu seyn, nicht läugnen können, daß

ihre Seele genau so, wie die Seele des Mannes, durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse denke, sich eben so entwickele, eben so den Gesetzen ihrer Ideenverbindungen folge, eben so ihr Denk- und Willensvermögen übe und eintheile, also durchaus nichts anderes, als jede andere Menschenseele sey und bleibe; — ja, daß es in tausend Fällen sogar wohl viel besser seyn dürfte, wenn die Weiber weniger Verstand, weniger Lebhaftigkeit des Geistes, weniger Neigung zur männlichen Ausbildung ihrer Talente besäßen. —

Ferner, — wenn das Weib die Freundinn und Gespielinn des Mannes, die verständige Mutter und Erzieherinn seiner Kinder werden sollte: so müßte sie auch nach — und zu der geistigen Natur des Mannes mit gleichen Anlagen gebildet, und, wie es der alte Mythus so schön andeutet — gleichsam aus dem Manne genommen werden! Der in zwey Geschlechter getheilte Mensch sollte sich in dem andern anschauen, verstehen und lieben lernen. Das Weib sollte daher in ihren geistigen Anlagen — Männinn seyn, wie der Mann in der ganzen innern Constitution seines Ichs — Mann seyn mußte.

Wenn sie ein Ganzes der Menschheit zu einem reinen Entzwecke ihres Daseyns bleiben sollten: so mußte es auch gleiche Berührungspunkte, gleiche gegenseitige Uebergänge und Mittheilungen ihrer menschlichen Natur, d. i. ihrer Talente und Fertigkeiten geben. Sollte dies wundervolle, auf zwey Grundvesten errichtete Gebäude der Menschenspecies geistiger und leiblicher Weise bestehen: so kann sich der Baumeister in der totalen Verähnlichung des Grundstoffs nicht geirret haben. Beyde Geschlechter sind mit tiefster Weisheit für einander berechnet worden; sie gehören sich einander nicht bloß als Zwecke an; sie sind auch in allen nur denkbaren Seiten ihres Geistes mit einander verschlungen, verwandt und vollkommen gleich.

Der Form nach sey also in dem Denkvermögen des Mannes und Weibes alles einerley. Auf dem gewöhnlichen Wege des Nachdenkens könne es schon Weiber geben, die über den gewöhnlichen Mann, durch ihre Kenntnisse und die Quantität der Vernunft, weit hinausragten, und sogar, als außerordentliche Erscheinungen, — Epoche machten. Der Denkinstinct könne in ein-

zelnen weiblichen Seelen eine Lebhaftigkeit und Energie annehmen, die an Genie grenze; man bemerke bey vielen Frauen einen Hunger und Durst nach Kenntnissen, nach einer höhern Geistescultur, sogar nach höhern Wissenschaften *), der dem männlichen völlig gleichkomme, und unserm Geschlechte zur Ehre gereichen würde. — So gab es Weiber, deren Köpfe scientifische Magazine genennt werden konnten, wirklich hochstudirte Frauen, welche die Classiker in den Originalsprachen lasen; Griechisch und Lateinisch mit Geschmack redeten und schrieben, und sich den größten Literatoren ihrer Zeit an die Seite stellen

*) Voltaire hält in dem Privatleben des Königs von Preußen der Marquisin von Chatelet folgende Lobrede. Sie verstand die lateinische Sprache so gut, als Madame Dacier; alle philosophische Werke des Cicero waren ihr bekannt, — Mathematik und Metaphysik war ihre Hauptneigung, — sie las Locke, Newton, Pope, Tasso und Ariost in der Originalsprache, — sie studirte Leibnitz, und erklärte sein System in einem sehr wohl geschriebenen Buche; sie übersetzte Newtons mathematische Anfangsgründe ins Französische, und bereicherte sie durch einen algebraischen Commentar.

konnten. Die berühmte Venetianerinn, Caſ-
ſandra Fidelis, las den Homer und Virgil
mit eben der Fertigkeit, wie den — unſterblichen
Dante. Dieß war nur ein Theil ihrer Gelehr-
ſamkeit. Man leſe den Essai: sur le Caractere,
les moeurs et l'esprit des femmes des Franzo-
ſen Thomas, und man wird noch größere Wun-
derdinge von dieſem hochgelahrten Weibe verneh-
men — [qui possédoit toute la philosophie
de son siecle et des siecles précedens, qui
embélissoit de ses graces la theologie même,
qui soutint des thèses avec éclat, donna plu-
sieurs fois des leçons publiques u. ſ. w.]
Louiſe Sigea von Toledo verſtand das La-
teiniſche, Griechiſche, Hebräiſche, Arabiſche und
Syriſche, und ſchrieb dem heiligen Vater Paul III.
eine meiſterhafte Epiſtel in dieſen fünf Sprachen.
Die durch ihre Schickſale und geiſtreiche Schreib-
art ſo weltberühmte Heloiſe, Abelards Ge-
liebte, war ebenfalls ein ſprachgelehrtes Frauen-
zimmer, und ſtand, wenn wir den Ausdrücken
des feurigen Abelard Glauben beymeſſen dürfen,
unter allen gelehrten Weiberköpfen oben an, ſo
daß ihr literariſcher Ruhm in ganz Frankreich

wiederhallte. Maria Des Loges, ein bewundertes Frauenzimmer des sechszehnten Jahrhunderts, wurde von den Mitgliedern der französischen Academie die — himmlische, — die göttliche, — die zehnte Muse, ja, die Urania selbst genannt; und wie viel geistreichen Frauen, älterer und neuerer Zeit, ist nicht der glänzende [freylich etwas zweydeutige] Nahme einer Sapho beygelegt worden! Eine viel größere Menge literarisch-berühmter Weiblein könne man in den Registern des Bayle und in unserm Meusel aufsuchen, derer nicht zu gedenken, die genialische Productionen der Welt geben könnten, wenn sie nur selbst schreiben wollten.

Der Anthropolog ist mit allen diesen Ideen zur Vertheidigung des andern Geschlechts vollkommen einverstanden, und wie könnte er es nicht seyn, wenn er die allgemein gültigen Beweise der Erfahrung annehmen muß? Er unterschreibt die Sätze mit voller Ueberzeugung, daß das Weib in der Denkform neben dem Manne, als ein ihm vollkommten gleiches Wesen, steht, — und zwar mit alle den Rechten und Vorzügen, die den Menschen zur Vernunft erheben, und ewig

von der Thierwelt absondern werden. Beyden ist das Bild und die Kraft einer höhern Natur mitgetheilt worden; beyde sind sich ihrer gleichen Menschenwürde bewußt, — beyden ist die hohe Ehre der Vernunft verliehen; Geist und Herz wird sie ewig zu einem Ganzen vereinen, denn beyde sind verständige und vernünftige Wesen.

Unläugbar sind dagegen folgende Erfahrungen. Wir bemerken überall da, wo der Mann nicht den Müßiggang und ein stupides Nichtsthun für eine vornehme Volkssitte, — für eine Auszeichnung seines Geschlechts hält *) — offenbar eine vielseitigere Regsamkeit und Thätigkeit seines Geistes, die man beym weiblichen Geschlechte nicht wahrnimmt. Er ist überall der Handwerker, der Professionist, der Künstler, der arbeitende Theil des Staats, — der Hebel aller vorzüglichen Veränderungen und Einrichtungen, welche das öffentliche Leben in sei-

*) wie bey den meisten wilden Nationen.

nem Schwunge erhalten. Denken wir ihn aus diesem öffentlichen Leben heraus: — so scheint die gesammte Maschine der Welt und ihre Regierungen auf einmal still zu stehen, oder doch nach und nach zu stocken, bis sie endlich still stehen müßte. Der Beruf des Mannes, — der innere, immer rege Wink der Natur, den sie in seine Mannheit legte, führt ihn zu einer größern Thätigkeit, als das Weib, und eben diese Thätigkeit erregt Fertigkeiten und Geschicklichkeiten in ihm, wofür wiederum das andere Geschlecht keinen Sinn hat, — auch nicht haben kann. Viele dieser Fertigkeiten entstehen schon daher und darum, weil sein männlicher Körper eine ausdauerndere Kraft besitzt, weil seine Organe gleichsam die Arbeit als Bedürfniß verlangen, weil er also, vermöge seiner physischen Stärke, sich dazu gedrungen fühlt, und sich schon durch seine Organisation als Mann einen eigenen Beruf, — einen eigenen Standpunkt, eine eigene Welt schafft, die ihm nie vom Weibe abgeborgt werden kann.

So besitzt der Mann eine natürliche Fertigkeit, Anlage und Geschicklichkeit zum Soldaten-

stande, weil er der stärkere Theil ist, und dem stärkern Theile auch besondere Fertigkeiten zukommen müssen, weil sein Körper die Beschwerlichkeiten des Krieges ertragen kann, und sein Muth, als eine Fertigkeit seiner Organisation, ihn zum Kampfe auffordert. Ueberall liegen in dem Manne größere Hebel zur Thätigkeit überhaupt, als im Weibe, — aus dem ganz einfachen Grunde, weil er Mann ist, weil er sich fühlt, weil sein Gefühl durch sich selbst leicht zur Handlung übergeht, und die Natur ihn überall mächtiger und feuriger, als das stillere Weib, spornt und ausbildet.

Eben so treiben die Männer höhere Wissenschaften und Künste, weil dazu Anstrengungen und Uebungen einer ausdauernden Organisation erforderlich sind, weil das Nachdenken ihn nicht so leicht, als das Weib, ermüdet, und weil die Männer, als öffentliche Personen, die in die Welt hineinwirken sollen, mit Recht den Lehrstand übernommen haben, wozu das Weib, weil sie keine öffentliche Person ist, und von periodischen Schwächlichkeiten verfolgt wird, nicht geeignet

seyn kann. Gemeiniglich treiben die Männer die Wissenschaften und Künste auch nur als Handwerke [die gewöhnliche Kaste der Gelehrten], weil sie dadurch ihr Fortkommen suchen, eine Familie als Hausväter ernähren müssen, — oder weil sie überhaupt die Gelehrsamkeit für ihren Beruf halten. Schon hierdurch erlangen die Männer Fertigkeiten und Gewandtheiten im Vernunftgebrauche, die sie nicht selten als geschickte und berühmte Männer aufstellen, ob sie gleich vielleicht nichts, als gute Gedächtnißköpfe sind. — Die Weiber könnten diese wissenschaftliche Cultur so gut, wie die Männer, lernen, wenn sie gelehrt erzogen würden. Man weiß, mit welcher Fertigkeit sie Sprachen lernen, — wie schnell sie im Kopfe zu rechnen pflegen, und wie leicht sie selbst mathematische Begriffe fassen, wenn sie sich auf diese Art der menschlichen Erkenntniß legen. Alle diese Dinge setzen aber weder beym Manne, noch bey dem Weibe originelle geistige Talente voraus; ja, diese können sogar, wenn sie vorhanden sind, durch das mechanische Einstudiren einer Wissenschaft, unterdrückt werden, oder eine so schiefe Richtung bekommen, wie wir bey

tausend verunglückten Genies, vornähmlich in unsern Zeiten, wahrnehmen.

Andere Männer documentiren jene Regsamkeit des Geistes, ohne grade Gelehrte zu seyn, durch eine große Gewandtheit in der Politik, in der Staatskunst und in den Welthändeln, — weil unser Geschlecht sich aus Beruf die Leitung der öffentlichen Geschäfte anvertrauet hat, weil seine größere Thätigkeit ihn schon von Natur dahinstellt, — weil es wiederum, als das stärkere, seinen erhöhetern Wirkungskreis haben muß. Allein auch die Weiber haben gezeigt, daß sie regieren können, und daß unter ihrer Aufsicht und Leitung die erstaunlichsten Dinge angefangen und vollendet wurden. Wenn zum Regieren eine geübte Menschenkenntniß, ein schnelles, oft schlaues, Benutzen des Augenblicks, eine feine Gewandtheit, sich in Zeit und Umstände zu schicken, — ein nicht zu leicht schwankender Egoismus, eine kluge Beharrlichkeit bey berechneten Planen gehört: so dürfen wir nur die Geschichte fragen: ob die meisten Regentinnen sich hierin nicht vor den Männern auszeichneten, — und glänzende Rollen im Weltlaufe

gespielt haben. Aber auch diese Geschicklichkeiten des menschlichen Geistes verdienen den Nahmen einer genialischen Originalität nicht. Ein feiner politischer Kopf, welcher die Schwächen anderer benutzt, weil sie seiner Beobachtungsgabe entgegenspringen, und so seinem Selbstinteresse gleichsam entgegenkommen, ist darum noch kein Genie, — wenn er nicht anders große, schnellwirkende Mittel zu sichern oder unsichern Zwecken erfindet, und sich durch seine Lebensphilosophie und seinen Lebenstact über die andern originell erhebt. — Selbst die subtilere Schlauheit des Weltmannes und des Weltweibes kann in einem Kopfe wohnen, der sich durch wenig geistige Talente auszeichnet, sondern nur durch ein sehr reizbares Mißtrauen gegen andere im hohen Grade umsichtig und consequent handelt. Hier thut die Wachsamkeit das meiste, und die List, einen Knoten zu schürzen, oder zu zerschneiden, ist oft nichts, als das augenblickliche Handeln, während andere schlafen, oder grübeln, — und sich im Grübeln verrechnen.

Es giebt wirklich Menschen von einer so außerordentlichen Glätte und Abgeschliffenheit, von

einer so listigen Sinnesart und einer so studirten Biegsamkeit, daß man nie ganz in sie eindringen kann, und in sofern bisweilen für unergründliche Charaktere hält. Menschen dieser Art verrathen sich nie. Wenn es ein Organ der Schlauheit giebt: so ist es gewiß bey ihnen im höchsten Grade entwickelt; sie finden sich unerwartet aus allen Verlegenheiten heraus; — sie gewinnen alle Menschen, wenn sie wollen, ob man sie gleich nicht lieben mag. Sie haben einen Kreis der Klugheit um sich her gezogen, den sie lebenslang mit einer subtilen Tactik zu vertheidigen wissen, und in welchen sie keinen Belauscher einlassen. Sie lassen sich nie überraschen, denn ihre Besonnenheit ist immer wach. Wir erstaunen nicht selten über die Leichtigkeit, womit sie selbst den Schlägen des Schicksals ausweichen, oder durch eine vorgespiegelte Seelengröße die Augen der Beobachter täuschen. Wir wünschen selbst diese Talente der Lebenskunst zu besitzen, in sofern sie mit der Ehrlichkeit bestehen können, — wir achten zwar diese mystische Glätte und diese schlaue Versteckheit nicht; aber wir fühlen doch, daß diese Menschen eine seltene

Kunst der Vorsicht einstudirt haben, ohne daß sie große Köpfe genannt zu werden verdienen, — indem sie oft keinen Funken des Genies verrathen.

Der Sinn der Schlauheit kann dagegen im Weibe auf eine so feine Art entwickelt seyn, daß man diese Eigenschaft das weibliche Genie nennen könnte; — eine ganz eigene subtile Erfindungskraft, die, ohne erlernt zu seyn, dem Weibe in den verwickeltesten Lagen zu Gebote steht, und mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahls den richtigsten Ausweg, oder doch die richtigste Ansicht der Dinge faßt. Das mobile Vergleichungsvermögen und die rege Phantasie des andern Geschlechts, die sich das Entfernte mit hoher Lebhaftigkeit vergegenwärtigen kann, — und mit dem ganzen Feuer der innern Anschauung ihrem Ziele entgegen eilt, — giebt dem weiblichen Geiste gar leicht tausend Mittel und Wege hierzu an, worauf der Mann in ähnlichen Fällen nicht gekommen seyn würde. Ihr Verstand ist in Erfindung neuer, schnellwirkender Behelfe, — neuer Maschinerien des Handelns, neuer tief angelegter Intriguen und unerwarteter Wendungen, zur Ver-

theidigung seiner Schwäche und seiner Stärke, oder auch zur Verschönerung fehlerhafter Partien, wirklich schöpferisch, und in so fern — genialisch. Die Kunst, seine eigenen Schwächen zu benutzen, — die Kunst, sich zu verstellen, der Verstellung selbst den Anstrich einer unbefangenen Natürlichkeit zu geben, — die Kunst, sich augenblicklich nach den Umständen zu metamorphosiren, besitzt kein Mann in dem Grade, er müßte denn in ihrer Schule dies alles wirklich gelernt haben. Die Kunst, angenehm zu täuschen, wo Täuschung nothwendig wird, — zu überraschen, wo Ueberraschung Wunder thut, — zu gefallen, wo die männliche Kälte besiegt werden soll, — zu zürnen, wo sie das Recht auf ihrer Seite zu haben scheinen, — großmüthig zu verzeihen, wo sie beleidigt zu seyn affectiren, und zur Bestechung des Männerkopfs, statt alles Raisonnements, die Fülle ihres Gefühls reden und wirken zu lassen, — ist allen schlauen Weibern etwas Federleichtes, sobald sie aus der Alltäglichkeit herausgeschritten sind. Sie werden mit diesen Talenten geboren, wie das Genie — mit dem Genie geboren wird. Dabey sind ihre Ur-

theile über die Menschen meistentheils treffender, als die unsrigen, — welches keine gemeine Beobachtungsgabe voraussetzt. Sie nehmen die Dinge gleich auf den ersten Anblick wie sie sind, anstatt, daß wir oft die Zeit mit der Untersuchung verschwenden: — wie wir sie nehmen sollen. Der feine Tact ihrer Menschenschau ist ihre practische Logik durchs ganze Leben hindurch, — so wie sie überall mehr practisch schlau sind, während wir theoretisch die Philosophie der Vorsicht studiren, und, wenn wir an das Ende der Lection kommen, das Erste schon wieder vergessen hatten. Selbst dann, wenn sie sich einmal geirrt haben, benutzen sie den Irrthum zu ihrem Zwecke; denn kein menschliches Wesen hat vielleicht einen so hellen und wirksamern Begriff von dem, was man Zweck nennt, als — das kluge Weib.

Da es ferner selbst recht gut weiß, daß der Eigensinn einer seiner Naturfehler ist, daß der weibliche Kopf nur mit Mühe von seinen einmal gefaßten Meinungen abgebracht werden kann: so wird es auch hier diese Charakterhärte durch die schöne Form seiner Weiblichkeit entweder zu ver-

stecken, oder zu mildern suchen, und eben dadurch dem Manne zeigen, daß es einen wahrhaften Charakter besitzt, wenn dem Manne so oft der wahre Charakter fehlt. Daß die Weiber die Festigkeit ihrer Plane mit weiblicher Milde zu vereinigen wissen, — und in dieser Vereinigung überall das gute Herz durchschimmern lassen, — dieß ist die Officin, worin sie alle Waffen zu unserer Beherrschung schmieden, und ihre Herrschaft selbst zu einem Werke des Genies machen. Man siehet daher alle Probleme, wie wir beherrscht werden sollen und wollen, von ihnen mit einer Leichtigkeit lösen, wie der geübte Algebraist seine Gleichungen löst. — Noch nie hat ein Männerkopf, seit dem Anbeginn aller Dinge, hierin ein Weib überlistet, wenn sie mit einander den Zweykampf in der subtilern Klugheit begannen. Auch die schlauesten Männer stehen gemeiniglich nur da, wohin sie von schlauen Weibern gestellt werden, — ob sie gleich sich selbst gestellt zu haben meinen.

Vorläufige Bezeichnung des Genies in negativer Ansicht.

Doch wir kommen zum Genie des Mannes, — in sofern es als ein Princip des höhern Bewußtseyns, nicht als eine Kunst oder eine Taktik zu handeln, beurtheilt werden muß, — zurück, — und sehen nun vorläufig: — was das Genie nicht ist, ehe wir zu seiner innern Naturerklärung fortschreiten können. Wir nehmen diesen Weg des Raisonnements, weil er unterhaltend ist, und uns successive dem Gegenstande selbst näher bringt, von dem uns bisher noch keine gnügende Definition gegeben wurde.

Man ist mit dem Worte Genie, seitdem es einen Laufpaß in mehrern Sprachen bekommen hat, so freygebig wie mit dem Worte Tugend gewesen. Was die Menschen am seltensten besitzen, davon reden sie am liebsten, und dieß legen sie sich am liebsten bey. Die mei-

sten Männer glauben, selbst auf einer mittelmäßigen Höhe der Cultur, — Genie zu haben, weil sie jede etwas geläufigere Geschicklichkeit in einer Sache, — jede unbedeutende Alltagsfertigkeit, oder auch selbst das, was sie durch mühsamen Handwerksfleiß herausbringen, einer genialischen Kraft zuschreiben. Dieser Glaube an seine eigene Genialität ist eben so natürlich als verzeihlich, wenn er nicht in Frechheit ausartet, und auch bey einer dürftigen Mittelmäßigkeit hochgeehrt seyn will. Jeder Mensch, der sich fühlt, macht sich selbst zum Maßstabe fremder Talente; aber er selbst gebraucht diesen Maßstab nur zu seinem Vortheile. Er kann den Raum seines Ichs so weit ausdehnen, als er will, — und er dehnt ihn in der Regel wirklich so weit aus, bis es ihm zur Gewohnheit wird, sich und andere falsch zu messen. Der Egoismus ist der Wortführer dieser Phantasien, die oft so weit gehen können, daß der Mann ohne alles Genie sich für einen Geist voll hoher Originalität hält, und weil er das, was er sagt, selbst nicht versteht, — sich das Talent eines tiefen Scharfsinnes andichtet.

Mit Recht werden folgende Köpfe nicht in den Rang der Genies aufgenommen:

1) die blos gelehrigen, — leichtfassenden, — lernbegierigen Köpfe, in so fern nur ein Theil des passiven Genies bey ihnen in Thätigkeit ist. Es giebt Menschen, die unermeßlich viel lernen können, weil sie nicht nur schnell zu deutlichen Begriffen des Wissenschaftlichen gelangen, sondern auch mit einem alles verschlingenden eisernen Gedächtniß begabt sind; Menschen, die fast nichts vergessen, was sie einmal gehört oder gelesen haben, — und, vermöge dieser Allmacht des Gedächtnisses, die heterogensten Dinge behalten, und wieder hersagen können; Rechner von einer so ungeheuern Memorie, daß ihnen kein anderer in der Ueberschauung und Berechnung großer Summen folgen kann, wie z. B. der merkwürdige Englische Rechner Burton *). Andere dieser wirklich

---

*) Ein armer gemeiner Tagelöhner, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Flecken Elmton lebte, und fast nichts weiter, als das Einmaleins in seiner Jugend gelernt hatte. Burton konnte mit

Gedächtnißreichen sind gleichsam allwissend in den Sprachen, — lebendige Wörterbücher, — oder auch Menschen von einer ungeheuern Wissenschafts=

---

einer erstaunlichen Schnelligkeit 5 bis 6 Zahlen im Kopfe multipliciren. Man fragte ihn einst: wenn ein Feld 423 Englische Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Quadratfläche seyn würde? „162009 Englische Ellen" war die Antwort nach zwey Minuten. Auf die Frage: wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er nach eilf Minuten: „33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 und ein Viertel Engl. Ellen." Als er sagen sollte: wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten: „1,520640." Um auszurechnen, wie vielmal sich ein Kutschrad 6 Engl. Ellen in der Peripherie auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müsse? antwortete er nach 13 Minuten: „59840 mal." Das Erstaunlichste, was wol jemals ein menschliches Gedächtniß geleistet hat, besteht darin, daß Buxton eine aus 39 Ziffern bestehende Zahl bloß im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat. Nachdem er über dieser ungeheuern Rechnung drittehalb Monate zugebracht, gab er die aus 79 Ziffern bestehende Quadratzahl davon an. Buxton ließ sich in seinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und fuhr darin während des Sprechens und unter allerley Geräusche fort. Man bemerkte

und Bücherkunde, — die man wol auch Genies genannt hat, ob gleich diese Benennung höchst verfehlt ist. Besser nennt man sie Polyhistoren,

---

auch bey ihm keinen Unterschied, er mochte lange oder kurze Exempel vor sich haben. Er fing den andern Tag, ohne sich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und fuhr so lange in seiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monaten fertig war, wenn die Rechnung so viel Zeit erforderte. Eben so wenig machte es ihn irre, wenn er seine Rechnung abbrechen und lange Zeit liegen lassen mußte. Sie stand immer mit größter Lebhaftigkeit vor seinen Augen, und er setzte sie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit größter Richtigkeit fort, und konnte die längsten Zifferreihen, wie man's haben wollte, — vor- oder rückwärts hersagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler genau anzuzeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ sich von zwey Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorsagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten zu irren. Fand sich ja einmal ein Fehler in seinen Gedächtnißberechnungen: so wiederholte er sie schnell, und änderte seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß war ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zwey Monaten noch völlig und ohne Anstoß wieder hersagen konnte. [s. Magazin zur

weil sich eine ungewöhnliche Masse des Wissens in ihrem Gedächtniß historisch abgedruckt hat, — und als etwas auswendig Gelerntes [obgleich

---

Erfahrungsseelenkunde 5r Bd. 2s Stück S. 105 u. f.] Wolf bezieht sich in seiner empirischen Psychologie auf Leute, die das ganze Corpus juris und die Bibel selbst so inne hatten, daß aus diesen Gedächtnißköpfen — Bibel und Corpus juris wieder abgeschrieben werden konnten, wenn sie verloren gegangen wären. [s. De Memoria, oblivione et Reminiscentia.] — Der berühmte Heinrich Cornelius Agrippa redete und schrieb 8 Sprachen mit großer Fertigkeit. David Blondel, ein protestantischer Geistlicher in Frankreich im 17ten Jahrhunderte, wird von Bayle als ein Wunder der Gedächtnißkraft, die bey Blondel fast übermenschlich war, aufgeführt. [s. Artik. Blondel.] Der gelehrte Dempster gestand selbst, daß er nie etwas vergessen, was er einmal in seinen Kopf aufgenommen habe. — Seneca konnte 2000 Namen in der nähmlichen Folge repetiren, worin sie ihm vorgesagt waren. Und Friedrich der Große, der selbst ein erstaunliches Gedächtniß besaß, trieb einst mit Voltaire folgenden Scherz. Voltaire hatte eins seiner größern dramatischen Stücke dem Könige vorgelesen, und zur weitern Durchsicht überlassen. Während dieser Zeit läßt sich ein Italiener beym Könige unter dem Nahmen eines großen Gedächtnißmannes ankündigen. Der König

gemeiniglich bunt durcheinander] in ihnen liegt. — Bey einer solchen Menge neben und über einander gelagerter Kenntnisse scheinen sogar bisweilen die etwa vorhandenen Keime des Genies verloren zu gehen, — indem der freyern Urtheils-

---

hört ihn, — hört ihn mit Erstaunen, und fragt ihn: ob er sich getraue, das Voltairische Stück nach einigen Stunden Wort für Wort auswendig herzusagen, — auch sich ausser der Reihe darüber examiniren zu lassen? Der Italiener verspricht es, und hält Wort. Nun wird Voltaire gerufen. — „Sie sind, sagt der König mit Ernst, nicht der wirkliche Verfasser Ihres Werks; — Sie haben es einem Andern abgeborgt." Voltaire versichert bey allem, was heilig ist, — er habe sein Werk selbst gemacht, — wer sich getraue, fragt er weiter, ihm dasselbe streitig zu machen? „Der Mann da, erwiedert der König, welcher es auswendig herzusagen weiß, — ohne es je gesehen zu haben." Nun beginnt der Italiener seine Lection; Wort für Wort sagt er das Gedicht her, — und viele Stellen ausser dem Zusammenhange, wie man es verlangt. Voltaire staunt gleichfalls, — und fährt ungestüm fort, sein Werk das seine zu nennen, bis der König ihm den ganzen genialischen Scherz aufdeckt. — Die neuern Schriften der Gedächtnißkunst [Mnemonik] sind bekannt, gehören aber nicht hierher.

kraft durch die Ueberladung von Wortkenntnissen ihre Selbstheit genommen, und sie nach und nach nur zum Sammeln gewöhnt wird. Dieß sind denn auch gewöhnlich die fleißigen und gutmüthigen Arbeiter in der Literatur, — die eigentlich nicht selbst denken wollen, sondern nur Kalk und Steine zu sogenannten gelehrten Werken zusammentragen; — aber dennoch nicht selten auf diese Arbeitsamkeit stolz sind. Sie zählen sich — gewöhnlich zu dem hohen Adel der gelehrten Welt, weil sie die Schätze der Wissenschaften, wie der Bergmann seine Erzstufen, zu benennen wissen, ohne in die innere Natur dieser Kostbarkeiten eingedrungen zu seyn. — Es sind bloße Ausrufer auf gelehrten Marktplätzen, die sehr bestimmt den Nahmen, aber nicht den specifiken Werth der Güter kennen. Wollen sie weiter gehen, und sich als Kunstrichter aufwerfen: so verweist sie die philosophische Critik mit Recht zu ihrem Berufe, — an die Registratur der Wissenschaften, zurück, — wo sie große Verdienste haben können. — Schrittzähler nennt sie Lichtenberg einmal sehr naiv. —

Die bloße Fertigkeit und Gabe zum Lernen

kann auch schon darum nichts Genialisches seyn, weil sie eine allgemeine Erscheinung der menschlichen Seele ist, das Genie hingegen allemal für etwas Ungewöhnlicheres und Geistigeres, als das bloße Ideensammeln, gehalten wird. Die tägliche Erfahrung belehrt uns, wie fast alle Kinder, sobald ihre Aufmerksamkeit nur einigermaßen geweckt ist, — mit einem wahren Heißhunger neue Begriffe aller Art suchen, und nicht müde werden, alles Neue mit einer unruhigen Lebhaftigkeit in sich aufzunehmen. Man hat daher die Bemerkung gemacht, daß die meisten Aeltern [nicht ohne Grund] ihre Kinder für Genies halten, weil der jugendliche Kopf in den ersten Jahren wirklich erstaunlich viel lernt und auffaßt, — bis er späterhin, nach gestillter Neugier, — in der gewöhnlichen menschlichen Alltäglichkeit erscheint, und vielleicht keine Spur vom Genie überhaupt da ist. Das Lernen an und für sich selbst — scheint der menschlichen Seele so natürlich, wie dem Körper das Bedürfniß der Nahrung zu seyn; — aber jener ist darum auch nichts weiter als Bedürfniß, und die gewöhnlichsten Köpfe pflegen nicht selten die

größte Neugier zu zeigen, weil ihr gutes Gedächtniß beschäftigt seyn will.

Selbst diejenigen guten Köpfe, die nicht bloß ihr Gedächtniß zu bereichern suchen, sondern, aus Antrieb einer höhern Geisteskraft, alles leicht fassen, und zu ihrer Gedankenfülle benutzen, was ihnen Andere vorgedacht haben, also schnell zu deutlichen und vollständigen Begriffen übergehen, — können noch nicht Genies genannt werden. Der Geist dieser Männer befindet sich zwar in dem Zustande einer logischen Gesundheit, und ihre Wahrheitsliebe kann sie zu einer erstaunlichen Cultur ihrer Erkenntnißvermögen emporheben; — sie können in den Wissenschaften als eminente Köpfe glänzen, und zum Besten derselben Riesenschritte thun; allein sie bereichern eben dieses Feld des Denkens und Wissens, was sie so treulich verwalten, mit keinen neuen Entdeckungen; ihre Talente sind nur passiv, — sie schmücken sich mit Schätzen höherer Geister aus; sie fühlen sich gestärkt und erleuchtet durch ein fremdes Verdienst; sie dringen selbst in tiefsinnige Systeme ein, und wissen sie nun Andern in schönster Deutlichkeit vorzutragen. — Es

sind die Lehrer und Meister der wissenschaftlichen Gilden, und in sofern brauchbare Männer für den Staat und den Unterricht. Aber mehr fordert auch die höhere Vernunft von ihnen nicht; — sie weiß es, daß die logische Ordnung im Denken zwar ein Beruf des guten Kopfs, — — nur nicht immer genialische Spontaneität sey.

2) Die bloß feurigen, freyen und freymüthigen, — die kühnen und stürmischen Köpfe, die zu allen ihren Arbeiten und Unternehmungen Feuer und Thätigkeit, — nur kein Genie mitbringen. Ein sehr hoher Grad von Empfindungsfähigkeit, eine lebendige, obgleich nicht productive Einbildungskraft, auch wol eine innere Regsamkeit des Gemüths für das Edle und Schöne, ist die Ursache, daß sich solche Köpfe leicht und mit Wärme für alle neue Kenntnisse interessiren, und dadurch nicht selten — selbst interessant werden. Sie scheinen das rein Gedachte und neu Erfundene so innig und tief, als das Genie selbst, zu fühlen, und ihre Lobpreisungen desselben in ihren Werken läßt uns vermuthen, daß die Natur sie zu etwas Höhern bestimmt habe, — daß sie nichts weniger als

Alltagsköpfe sind, daß sie sich wenigstens in der Rangordnung der Geister am meisten dem Genie nähern, — und daß der Sinn für Wahrheit sich in ihnen seiner Reife bewußt ist. Gemeiniglich sind es enthusiastische Förderer der Wissenschaften, — nicht um Ehre davon zu tragen, sondern weil ihnen das freye Denken wirklich Bedürfniß ist, und ihre Achtung dafür — aus ihrer bessern Natur hervorgehet. Wenn diese Köpfe sich ganz auf die Wissenschaften legen, und als Schriftsteller auftreten: so pflegen sie gemeiniglich durch das Eindringliche und Lebendige ihres Vortrags, durch eine geschmackvolle Zusammenreihung ihrer Ideen, durch eine charakteristische Zeichnung des Gesagten und durch bildliche, oft liebenswürdige, Naivitäten zu glänzen. Alles wird unter ihrer Bearbeitung — Licht und Anschauung, — und ihr Fehler ist oft eine — zu große Deutlichkeit, die wiederum wegen der großen Wortmenge nicht sehr gefällt. Als Dichter suchen sie eben so gewöhnlich mehr das Glänzende, Theatralische und Imponirende, als das Genialische, wozu sie sich überhaupt, selbst in der Prosa, nicht erheben können. Man

lieſt ihre kunſtreich angelegten Partien mit Vergnügen, ohne geſättigt zu werden; — aber ſie wiſſen ihre Oberflächlichkeit nicht ſelten auf eine frappante Art zu verſchönern, oder zu verſtecken — durch die liebliche Form der Gedichte, durch das Herzliche des Ausdrucks, durch die Melodie des Ganzen, oder auch durch Theaterkünſteley des Witzes, der ſich ſo gern die Krone des Genies aufſetzen möchte. Man nennt ſie mit Recht Leute von Geſchmack; — allein der Geſchmack iſt wiederum nur etwas Paſſives, und als ſolches noch lange nicht Genie. Nur der in ihnen herrſchende Muth, etwas zu ſeyn, könnte als eine hervorbrechende Blüthe des Genies betrachtet werden, — die an ſich ſchon hohe Achtung verdiente.

Aber darum iſt jede Freymüthigkeit im Denken auch noch nicht genialiſch, ſondern nur ein erhöhetes Wahrheitsgefühl, das die Sclaverey im Denken nicht dulden kann, und ſich mithin den Vorurtheilen kühn entgegenſtellt, — ohne etwas Neues zu ſagen. Hier liegt auch oft nur eine Freymüthigkeit des Charakters, — der keine Feſſeln anerkennt, als eine freye Urtheils-

kraft zu Grunde, die bloß für das reine Denken streitet, und also von den höchsten Principien der Freyheit selbst ausgehet. Es ist daher kein kleiner Fehlgriff derjenigen Köpfe, die sich schon darum für Genies halten, weil sie alles Neue mit einem freymüthigen oder auch hämischen Muthwillen tadeln dürfen, — überall mit einer studirten Plattheit absprechen, und nichts gelten lassen, was ausserhalb ihrer sogenannten Genialität liegt. Diese Freymüthigkeit geht aus einem kranken, ästhetischen Egoismus hervor, der sich zum allgemeinen und einzigen Richter des Geschmacks aufwirft, und den Balken in seinem eigenen Auge nicht bemerkt, während er den Splitter in dem fremden Auge hohnlächelnd bekrittelt. Kant hat diesen Köpfen in seiner Anthropologie die Nativität gestellt. „Sie berauben sich selbst, sagt er, des Fortschritts zum Bessern, wenn sie sich mit ihrem Urtheil isoliren, sich selbst Beyfall klatschen, und den Probierstein des Schönen in der Kunst — nur in sich allein suchen.“

3) Die sogenannten Kraftgenies, welche mit den eben genannten ästhetischen Egoisten in

genauer Verwandtschaft stehen, — oft einzelne genialische Talente besitzen, aber durch einen Mißbrauch oder Mißgriff ihrer Kraft nur excentrische und verschrobene Dinge produciren. Die Vorstellung von ihrer Productionskraft ist in ihnen zu groß geworden *), als daß sie sich in dem Kreise ihrer Begriffe selbst gehörig orientiren könnten. Um einzig und originell zu erscheinen, wählen diese Köpfe gemeiniglich einen verkehrten Weg, — nähmlich den, — das bisher Geglaubte in den schönen Künsten und Wissenschaften als etwas durchaus Irrationales anzugreifen, — und der Welt vorzuspiegeln, daß sie zu allererst jene Entdeckungen gemacht, und die Kunst, etwas niederzureißen, theoretisch erfunden hätten. Um dieß einigermaßen zu documentiren, erfinden sie wirklich ein Feld des Romantischen, worin das Schöne und Gute nur in idealen, — eigentlich imaginairen, Formen sicht-

---

*) „Leute, denen Systeme und Welten umschaffen eben so leicht ist, als seine Frisur umwandeln." J. Schulz Erläuterungen der Critik der reinen Vernunft. Königsb. 1784.

bar werden soll; — wobey denn nicht selten der Fehler begangen wird, daß jene Formen nicht wirklich durch den Geist einer höhern Phantasie erfunden, sondern durch eine kleinliche und kraftlose Dichterey zusammengeflickt werden. Genies dieser Art werden von grotesken Bildern des Dichtungsvermögens wie von bösen Geistern geplagt, — und diese Plage nennen sie Begeisterung, während alle andere Menschen darin nichts, als eine Verirrung der Phantasie selbst bemerken, und diese ästhetischen Geburten belachen.

Ich habe diese Köpfe nirgends so anthropologisch-richtig, als in Platners Aphorismen, gezeichnet gefunden. Hier sind die Gemählde des eiteln und übermüthigen Geniestolzes in ihrer höchsttreffenden Charakteristik.

„a. Einbildungskraft ohne Originalität; Witz ohne Wahrheit; Talent ohne Critik. Kleinliche Eitelkeit. Weniger Einbildung, als Dünkel; öftere Schwermuth in dem Gefühl der Mittelmäßigkeit. Beständiges Streben nach Bemerkung. Schlaues Trachten nach Recensentenlob. Zudringliches Vorlesen und Declamiren; immerwährendes Spiel der Prahlerey,

bald in ruhmredigen Erwähnungen des erlangten Beyfalls, bald in großthuender Ausstellung des unbedeutenden Talents und erschlichenen Ruhms. Kraftlose Empfindlichkeit gegen verdiente Erniedrigung, von furchtsamer Feindschaft befolgt. Leichtsinniges Satyrengeschwätz über alle Menschen und menschliche Dinge, die der Form des Geschmacks ermangeln; unbesonnene Herabwürdigung der ernstern Gelehrsamkeit; pedantisches Klaggeschwätz über Pedanterey. Süßes Vergnügen in dem Genuß des Lobes; herber Schmerz bey den Züchtigungen des Tadels. Schüchterne Arroganz; Dreistigkeit nur gegen Halbkenner."

„b. Der übermüthige Genieſtolz [des Kraftgenies] besteht in einer, durch das mehr oder weniger gegründete Bewußtseyn des Talents, und durch den Beyfall des Zeitalters, trunken gewordenen Selbstgenügsamkeit, die am Ende alle Schranken vergißt, und in dem Machtbefugniß des Genies sich berechtigt glaubt, in ihren Werken zu den sonderbarsten Ueberspannungen des Geistes, so wie in der Literatur und Kritik zu der unbeschränktesten Willkür."

„Die vornehmsten Eigenschaften des übermüthigen Genieſtolzes ſind: — ausgelaſſene Originalität, nicht immer durch das Genie vor dem Unſinn geſichert; muthwilliger Hang zum Paradoxen und Unerhörten. Einſeitige Würdigung des literariſchen Verdienſtes; wegwerfende Geringſchätzung aller Talente und Werke, welche die ſelbſtgewählte Form nicht haben. Entſchloſſene Begünſtigung bewunderter Partheygänger und nachahmender Stümper; unverſöhnliche Rachgier gegen den entfernteſten Anſchein des Widerſpruchs und Tadels. Der moraliſche Grund dieſes Stolzes iſt: Rauhheit des Charakters, — oft ohne Feſtigkeit; Unfreundlichkeit der Sitten; Unfähigkeit zu Wohlwollen und Hochachtung; heimtückiſche, ſchadenfrohe Laune; Wohlgefallen am Krieg und Streit, und ein gewiſſer literariſcher Renomiſtenſinn, der überall Händel ſucht, und in dem Reiche der Gelehrſamkeit und des Witzes nicht ſowol herrſchen will, als wehethun und unterdrücken. Daher abſprechende Recenſentengrobheit, ehrenräuberiſche Journaliſtencomplotts und ſarkaſtiſche Buben-

stücke der zum Pasquill gebrauchten Satyre: ohne Schonung der achtungswerthesten Verdienste, — und mit lachender Hinwegsetzung über den Verlust des selbsteigenen moralischen Credits *)."

4) Der Witzkopf, der Spötter und Satyriker, — wenn er sonst nichts, als dieß ist [denn als Genie ist der Witz seine ihm bleibende Appanage]. Der Witz an sich allein ist nur ein Spiel der Imagination, dem sie sich gemeiniglich ganz passiv hingiebt, ohne dadurch ihre Spontaneität im Erfinden zu documentiren; nicht zu gedenken, daß oft sehr witzige Köpfe in allem übrigen sehr talentlose Menschen seyn können. Der Witzige findet eigentlich nur seine launigen, comischen, auch wol treffenden Vergleichungen, seine Zerrbilder, seine spielenden Antithesen und Metaphern, seine Figürlichkeiten und Wortspiele, seine lachenden und beißenden Repliquen, — anstatt, daß der genialische Kopf — sein Werk, oder auch nur einzelne Gedanken — originell erfindet, also unter dem Einflusse

*) Philosophische Aphorismen. Leipz. 1800. S. 586 u. f. 2r Theil.

eines höhern Geistes seine schöpferischen Kräfte übt, und alles Nachahmen verachtet, das doch der Witz nicht ungern benutzt. Das Genie dringt ein, und, indem es den Verstand mit einer neuen Kraft beseelt, und gleichsam zu größern Dingen spannt, als er sonst zu verrichten pflegte, — ist sich selbst das Gesetz bey seinen Productionen, wenn der Witz nur hin- und herstreift, und sich mit tausenderley Oberflächlichkeiten begnügt. „Es ist daher auch, wie jüngst ein critisches Blatt sagte, zwischen den wahren Werken des Genies und zwischen den excentrischen, [witzelnden] oder seyn sollenden genialischen Schreibereyen, womit Deutschland jetzt von mehrern Seiten so arg heimgesucht wird, ein — sehr großer Unterschied, so groß, wie zwischen Franklin und einem Taschenspieler."

Das Talent des Witzelns, — der feinsten und naivsten Repliquen, der treffendsten Medisance und der muthwilligsten Spötterey, ist tausend Weibern in einem höhern Grade, als den Männern, eigen, und dennoch wird man diese Frauen niemals bloß ihres Witzorgans wegen — genialisch nennen, — weil der Witz kein Ver-

dienst ist, wozu sich dagegen das Genie allemal erhebt. Ja, der Witz, — oder der zu große Hang, überall Aehnlichkeiten herauszufinden, kann der freyen Originalität des Genies sogar gefährlich werden, weil es jener zu einer gewissen Einseitigkeit verdammt, und so leicht zu einem eiteln Schimmerprunk verführt, wenn dieses, vermöge seiner Natur, so gern das Reale finden möchte. — Man könnte sogar behaupten, daß, wenn ein gutes Genie unterging, und anstatt zu wärmen und zu beleben, nur phosphorisch glänzte, — der eitle Witz die Oberhand über die innere Kraft des Geistes errungen hatte, und eben dadurch der solide Kopf in den bloßen Witzling übergehen mußte. So erscheinen uns zuletzt fast alle Satyriker, wenn das Alter und der Witz die letzten Blüthen des Genies weggehaucht hatten, und dieses unter dem Sprudel eines sterbenden Feuers endlich als ein jämmerliches Nichts zurückblieb. Voltaire war in den letzten Jahren seines Lebens — fast nur noch ein Witzling, und hatte dieß mit tausend Alten gemein, die sich in der Blüthe ihres Lebens als witzige Köpfe zeigten.

Nähere Bestimmungen des Genies.

Definitionen.

Nach diesen Vorausschickungen kommen wir zur nähern Bestimmung des Genies selbst, — nicht sowol zu einer allgemeinen schulgerechten Abhandlung desselben, — als vielmehr zu seiner Charakteristik, in sofern es, als eine präponderirende Kraft des männlichen Geschlechts, in mehrern Classificationen erscheint, — also mehr anthropologisch betrachtet werden muß. Seine ästhetische Beleuchtung gehört der Critik der Urtheilskraft an, und diese kann nur hier in sofern benutzt werden, — in sofern sich das Genie der Dichter und Artisten gleichfalls über das weibliche Erkenntnißvermögen erhebt, mithin als eine individuelle Originalität des Mannes nicht übergangen werden darf.

In den Definitionen des Genies gehen die Aesthetiker, weil sie bald mehr bald weniger da-

hin rechneten, und die intellectuellen Vermögen des Menschen bald aus diesem bald aus einem andern Gesichtspunkte nahmen, sehr von einander ab, und man findet in ihren Erklärungen selten die logische Bestimmtheit. Die Alten hatten weder Wort noch Definition von jener geistigen Kraft des Gemüths, — und doch schrieben und dachten ihre Autoren so genialisch!

Der berühmte Du Bos *), welcher unstreitig zu den ersten Aesthetikern seiner Zeit gehörte, — in sofern damals Aesthetik schon, ohne wissenschaftliche Behandlung, möglich war, nennt das Genie eine natürliche [von der Natur empfangene] Geschicklichkeit, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, die Andere selbst bey vieler Anstrengung sehr schlecht zu machen pflegen. Diese Definition ist offenbar selbst schlecht, denn sie ist zu enge; die Fertigkeit, etwas schnell, leicht und doch gut zu machen, ist nur eine Individualität des Genies, — sogar nicht einmal aller Genies; — aber noch lange nicht das Genie selbst, als welches von einem

---

*) Reflexions sur la Poësie et la Peinture.

höhern Standpunkte der Energie betrachtet werden muß. Auch kann ja schon der Nachahmer, welcher vielleicht von allem Genie im höhern Sinne des Worts verlassen ist, — etwas leicht und gut machen, was andere durchaus nicht können; aber man wird den Copirer deswegen, bey aller seiner Geschicklichkeit, noch keinen genialischen Kopf nennen, wenn man sich an dem Genie nicht selbst gröblich versündigen will.

Sulzer billigt die Erklärung des Französischen Kunstrichters *), allein er geht dennoch einen Schritt weiter, und mußte weiter gehen, da die Unzulänglichkeit der franz. Definition jedem Nachdenkenden sogleich in die Augen springt. Ungeachtet Sulzer in derselben die eigentliche Bedeutung des Genies gefunden haben will, raisonnirt er doch so: „daß das Genie keine eigene, von den übrigen unterschiedene Eigenschaft der Seele sey, sondern vielmehr alle andern beherrsche, — also eine allgemeine Beschaffenheit aller ihrer Fähigkeiten seyn müssen." „Es ist ge-

*) Entwickelung des Begriffs vom Genie. In Sulzers vermischten philosoph. Schriften. 1r Th. 1773.

wissermaßen, fährt er fort, in Absicht der Erkenntnißkräfte eben das, was in Absicht der Begehrungsvermögen das Temperament, oder der Humor ist. Das Temperament der Seele ist weder eine Neigung noch eine Leidenschaft; aber es modificirt alle Empfindungen des Herzens, und eben so modificirt das Genie alle Fähigkeiten der Erkenntniß, — kurz, das Genie bestehe hauptsächlich in dem Vermögen, sich aller intellectuellen Fähigkeiten der Seele mit Geschicklichkeit und Leichtigkeit zu bedienen." Die Sulzersche Definition klingt etwas gelehrter, als die des Du Bos; aber sie hat die nähmlichen Gebrechen, — indem sie nur das Universalgenie, also wiederum nur eine Individualität bezeichnet, und den einzelnen Geniesinn und dessen einzelnes Gefühl auszuschließen scheint. Das Genie ist eines Theils nicht eine bloße Arithmetik der intellectuellen Kräfte, andern Theils kann es Genies geben, bey welchen wirklich einzelne Organe ihrer Seele zu schlummern scheinen, während andere nur allein in ihnen wirksam sind. Das Genie beherrscht nur die Fähigkeiten, wozu es die Natur berief, hier ist es groß und frey und selbst-

thätig, wenn es in dem Gebrauche anderer Talente vielleicht absolut unwissend und ungeschickt ist.

Wenn das Genie durchaus nur ein Proceß des Denkvermögens wäre, und mit dem innern Gefühl für das Schöne und Harmonische nicht in Verbindung käme: so würden es die Philosophen im Allgemeinen in nachstehender Formel richtig beschrieben haben: — „wenn die Erkenntnißvermögen eines Kopfs die Erkenntnißvermögen der allermeisten weit übertreffen," und das Genie stünde von nun an auf der höchsten Staffel der Vernunft. Allein eben darum, weil die höhern und abstracten Vermögen des Denkens in einem Kopfe ohne actives Genie ausgebildet seyn können, in sofern sich die höhere Vernunft lernen läßt: so ist auch jene Definition nicht ganz rein abgeschlossen *), um so weniger, da bey ihrer

---

*) Hierdurch wird aber der Satz nicht aufgehoben: daß das Genie immer nur, auch in seiner höchsten Genialität, ein relatives Talent sey. „Ein allgemeines Genie im strengsten Verstande, sagt Herr Eberhard in seiner Theorie des Denkens und Empfindens, möchte unter Menschen sich wol schwer-

Fertigung auf die Beziehungen des Genies zu den schönen Künsten und Wissenschaften keine

---

lich finden. Die menschlichen Kräfte haben ihre Grenzen, und daher schränken sie sich selbst unter einander ein, und lassen bey ihrer Ausbildung keinen gleichen Grad der Erhöhung zu." [Dieß hat die Gallsche Organologie sogar anschaulich zu machen gesucht.] „Selbst das allgemeine Genie hat seine Beziehung auf die übrigen Menschen. In einer Klasse höherer Geister würde es unter die gewöhnlichen Köpfe gehören. Diese Art, einen Menschen von ausserordentlichen Geisteskräften zu betrachten, fährt der scharfsinnige Verfasser fort, hat ihm vielleicht den Nahmen des Genies zu Wege gebracht. Man hat ihn selbst für ein Wesen höherer Art gehalten, oder unter dem Einflusse eines solchen Wesens geglaubt." Herr Kant äußert sich hierüber — auf eine andere Art. „Die Ursache, sagt er in seiner Anthropologie, warum das Genie mit diesem mystischen Namen benennt wird, — ist, weil der, welcher dieses hat, die Ausbrüche desselben sich nicht erklären, oder auch, wie er zu einer Kunst komme, die er nicht hat erlernen können, sich selbst nicht begreiflich machen kann. Denn Unsichtbarkeit — der Ursache zu einer Wirkung — ist ein Nebenbegriff vom Geiste, [einem Genius, der dem Talentvollen schon in seiner Geburt beygesellet worden] dessen Eingebung gleichsam er nur folgt." S. 162.

Rücksicht genommen ist, da diesen doch eigentlich allein das Genie angehört.

Das Genie ist die freye Spontaneität — des Geistes in der normalen Erfindung und Darstellung neuer Werke.

Seine Hauptbedingungen sind also:

I.

Freyheit seines innern Strebens, Wirkens und Empfindens, ohne immer ein bestimmtes Ziel, einen prämeditirten Zweck vor Augen zu haben, — den Zweck seiner Selbstbefriedigung ausgenommen, der schon im Gefühle seiner Kraft liegt.

Der genialische Kopf läßt sich daher als freyer Geist nichts aufdringen, — nichts gewaltsam anbilden, nichts decretiren. Er nimmt seinen eigenen Flug durch eigenes Wollen, und zwar nicht selten nach einer Methode und nach Gegenden hin, vor welchen bisher der menschliche Geist unaufmerksam vorübergezogen war. Er nimmt

daher auch nur in sofern Lehre und Wegweiser an, als diese ihm auf seiner individuellen Bahn nebenher nützlich seyn können, — ohne sich jemals mit Lehre und Wegweisung anderer zu begnügen, oder dabey still zu stehen. Dieß wäre die Station des gewöhnlichen, vielleicht sehr verdienstvollen, aber nicht genialischen Mannes. Der gewöhnliche Kopf ist doch nur der Verwalter und Einnehmer fremder Schätze; er nimmt leichtgläubig und gutmüthig alles in sich auf, was er, nach seiner Ansicht, für einen Gewinn der Wissenschaften hält, ob es gleich vielleicht nichts als Tapisserie ist. Er sieht mehr auf die Quantität, als auf die Qualität des Wissens, — er misset die Gelehrsamkeit nach — ihrem Umfange, nicht nach ihrem innern Werthe, und theilt alles hübsch in Fächer und Tabellen, damit er sich immer woran festhalten kann, wenn er hervortreten soll. Er giebt es auch wol gern zu: daß alles schon gesagt und durchdacht worden sey, und bekennet bescheiden, daß er nichts Neues und Originelles jemals hervorbringen werde, — als etwa ein neues Kleid über eine schon von Ewigkeit her vorhandene Form; er glaubt

aber auch wol, daß alle andere Köpfe seit Jahrtausenden nichts Neues gesagt hätten, und fernerhin nichts Neues mehr sagen könnten.

Der gemeine Kopf fühlt sich daher in dem Bezirk einer gewissen herkommlichen Wissenschaftskunde — behaglich und zufrieden, hält sich mit einer pedantischen Rechtgläubigkeit an sein Compendium, und ist, schon durch seine innere Natur, ein Feind aller Revolutionen in dem Reiche des Wissens und Denkens, die, seiner Meinung nach, die Wissenschaften eher verwirren, als berichtigen. Auch haben alle gelehrte Kasten durch ihre symbolischen Bücher wirklich für alle mittelmäßige Köpfe hinreichend gesorgt, und sie dürfen sich nicht beschweren, daß man ihrer Arbeitsamkeit zu viel aufgegeben habe, da ihr ganzes Wissen, sobald nur das Gedächtniß angefüllt ist, in einem gemächlichen Nichtsthun besteht. Jede Wissenschaft hat ihr Forum der Orthodoxie für dergleichen Köpfe angestellt; an ein anderes werden sie nicht leicht appelliren, wenn kein Genie da ist. — Auch herrscht das Meinen überall als ein träges Princip, wo das Denken sich durch die Schwachheit des Kopfs selbst verbietet,

oder zur Beruhigung der Schwäche wol sogar durch eine gewisse Meinungspolicey verboten wird. In allen Wissenschaften giebt es daher auch Sectirer, worunter man allemal gewöhnliche Köpfe versteht, die durch ein bloß currantes Wissen vegetiren, und so wenig begreifen können, — was Genie sey, so wenig der Hurone eine mediceische Venus bilden wird.

Ein sehr sichtbares Merkzeichen dieser seichten Köpfe ist dieses, daß sie durch ein unglückliches pour se faire valoir so gern mit fremdem Glanze schimmern, und durch das fortwährende Citiren ihrer Lieblingsautoren nur zu deutlich andeuten, daß sie nichts selbst schaffen können. Man findet diese gelehrten und ungelehrten Wortführer bey der so allgemein gewordenen Lectüre jetzt überall, und zum großen Ueberdruß geselliger Zirkel in allen Ständen. Wenn der freundliche und heitere Ton des geselligen Gesprächs und der, auf angenehmen Zeitvertreib berechneten Unterhaltung einige Augenblicke schweigt, — so treten diese Citirer mit ihren auswendig gelernten Tiraden und abgerissenen Stellen und Stellchen keck hervor, und fordern wol gar mit ge-

bietendem Ernst — Aufmerksamkeit auf ihre schlecht declamirten Verse und ihren prosaischen Trödel. Sie halten euch fest, wenn ihr entwischen wollt, — und fragen wol gar den bessern Kopf, der dieß alles schon weiß: — ob man sie auch recht verstehe? In neuern Zeiten, wo man mehr durch eine gewisse Sprachmeistergelehrsamkeit, als durch gründliches Wissen zu glänzen sucht, — obgleich auch der mittelmäßigste Kopf — mehrere Sprachen zugleich reden kann, hört man so oft dieses Citiren fremder Schriftstellen, vornähmlich in englischer und französischer Sprache, — grade, als ob unsre grossen deutschen Originalköpfe gegen alles jenes englische und französische Geschwätz Null und Nichts wären, und der Deutsche nur immer vom Borgen leben müßte, — freylich diese Köpfe können es nicht weiter, als bis zum Borgen bringen.

Aus dem Gefühl seiner Freyheit, welche wir das erste und innigste Naturprincip des Genies nennen, geht die Begeisterung *) hervor,

*) Ueber die Natur dieses erhöheten Gemüthszustandes kann man mehreres nachlesen in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, Art. Begeiste-

indem der Geist des genialischen Kopfs von dem Gegenstande seiner innern Beschäftigung ganz durchglüht, — ganz durchdrungen und gleichsam allem Sichtbaren und Materiellen entrückt wird. Das Wort Begeisterung selbst deutet auf einen Zustand des Gemüths und der Anschauung hin, der oft nur idealisch ist, und nur idealisch wirkt, der keine Fesseln kennt, und den Menschen bezaubert, weil er in diesem Zustande nur durch sich selbst wirkt, also in der stillen raschen Einfachheit seines Geistes von keinen fremden und zusammengesetzten Eindrücken entzaubert wird. Der durch das Genie Begeisterte — [alle andere Begeisterung, z. B. durch Mystik, durch überspannten Patriotismus, durch Sentimentalität, durch Liebe und Freundschaft u. s. w., ist gemeiniglich nichts als Schwärmerey] siehet also auch wirklich Dinge, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen, weil er unmittelbar das Vorgestellte, ohne durch ein fremdes Medium zu sehen, anschauet, und

---

rung; in Bettinelli dell'Entusiasmo delle belle Arti. Milano. 1769.

sich ganz seiner eigenen Phantasie in seiner eigenen Denkregion bedient. Er ist sich hier allein ganz angehörig; er denkt, weil er fühlt, und fühlt, weil er denkt, — und beyde Operationen des Gemüths wechseln so magisch und lebendig auf einander, daß der genialische Kopf ganze Reihen origineller Vorstellungen und Phantasien schon durchlaufen ist, wenn das Nichtgenie sich kaum zu seinen Productionen anschickt, und auf dem halben Wege bereits schon ermüdet niedersinkt.

Aber die Begeisterung des Genies ist nicht bloß und auch nicht immer dichterischer Art, in welchem Sinne es gemeiniglich in den schönen Wissenschaften genommen wird, — nicht immer das Zauberspiel einer glühenden Phantasie, die alles Idealische in sich vereinigen möchte, und im Anschauen des Schönen und Großen erglühet; nicht immer die Begeisterung des romantischen Denkers, der sich gleichsam in seinem Heros ganz verliert, aus ihm heraus die feurigsten Worte spricht, und die reizendsten Gebilde der Seelengröße oder der Liebe dichterisch aufstellt. Die

Begeisterung ist allen Genies eigen, in welchem Fache sie arbeiten. Sie dürfen sich nicht anstrengen, um sich in ihre Bezauberung zu versetzen. — Der Mechanicus, der über der subtilen Erfindung einer künstlichen Maschiene brütet, kann der Begeisterung eben so theilhaftig als das sublimere Genie werden, — nähmlich in seinem Fache, — in seiner Art der Ideenschöpfung, sobald er unmittelbarer Anschauungen seines Gegenstandes fähig ist. Daher finden wir auch, daß alle Genies nur vornähmlich in ihrer Ideenwelt leben, und darin ganz heimisch sind. Tausend andere noch so wichtige Dinge interessiren sie nicht, wenigstens nicht eher, als bis sie in den Focus ihres Genies treten. Sie leben und weben gleichsam in einer fortwährenden Begeisterung, und verachten alles, was sie nicht dahin beziehen können. So giebt es Dichter, die fast nichts ohne Metrum und Phantasie denken und vortragen; sie machen wachend und träumend Verse, und vergessen ihre nöthigsten Bedürfnisse. Sie befinden sich wirklich in einem bezauberten Zustande des Gemüths, der in sofern nicht frey zu seyn scheint, in sofern er die innere

Bezauberung abwarten muß, bis sie vorübergegangen und entzaubert ist.

Dieser Zustand ist oft mit Erscheinungen begleitet, welche die Aufmerksamkeit des Naturhistorikers der menschlichen Seele verdienen. Ich habe einen sehr berühmten Deutschen Kanzelredner gekannt, welcher vornähmlich in seinen feyerlichen Schlußgebeten an die Gottheit die schönste Sprache mit dem innigsten Gefühl der Andacht vereinigte, und durch diese verbundene Kraft der Beredsamkeit die Herzen aller Zuhörer hinriß. Diesem edlen Manne, dessen Erbauungsbücher noch jetzt von gebildeten Menschen mit Rührung gelesen werden, entwischten einst in seinem feurigen Gebete mehrere nicht bloß gemeine, sondern auch unschickliche und niedere Phrasen. Er stieg von der Kanzel; — ich erinnerte ihn an jene trivialen Ausdrücke seines Gebets, welche so sehr mit der Schönheit des Ganzen contrastirten. Er erschrack; er versicherte heiligst, sich keiner so gemeinen Reden aus seinem Vortrage zu erinnern, — mehrere andere seiner Zuhörer betheuerten ihm dagegen, daß er sie wirklich ausgesprochen habe. Er hatte also, von dem großen Gegen-

stande seiner Begeisterung durchdrungen, sich gleichsam selbst vergessen.

Etwas Aehnliches, — nur aus einer andern Region der Begeisterung — wird von einem der größten Künstler seiner Zeit erzählt. Es sahe einst jemand dem unsterblichen Michael Angelo zu, als er an einem Marmorbilde arbeitete. In dem Blicke des Künstlers glühete ein wildes Feuer, der Hammer stürzte in seiner starken Faust mit Macht auf den Meißel, und die abgeschlagenen Stücke Marmor flogen weit durch die Luft. Man hätte denken sollen, daß der ganze Block auf jeden Schlag hätte in Stücken gehen sollen. „Damals, sagt Sulzer, war dieser große Mann in der Begeisterung. Er sah das Bild, welches er darstellen wollte, schon in dem Marmorblocke; ungeduldig, es herauszubringen, schlug er kühn die überflüssigen Theile weg, und war sicher, nichts an dem Ideale seiner Phantasie zu verderben.“ — Freylich würde aber der Künstler sehr unrichtig schließen, welcher schon die heftige Neigung zu einer Kunst — Begeisterung nennen wollte. Wir können oft durch eine innere Stimmung und Reizbarkeit des Ge-

muths für einen Gegenstand im höchsten Grade eingenommen seyn; allein es ist nur, um mich so auszudrücken, ein blinder Lärm unserer Phantasie, — oder auch nur eine gewisse Ahndung, — daß etwas Neues hinter dem Gegenstande oder hinter der Leidenschaft selbst liege, [wie beym Mystiker] und es liegt grade Nichts dahinter. —

Da sich das Genie sowol in als ausser seiner Begeisterung so frey fühlt, seine Gesetzgebung aus sich selbst hernimmt, und allen Dogmatismus der Regeln zwar nicht immer verachtet, aber doch ohne sie fertig zu werden glaubt: so ist es auch gemeiniglich in seinen Aeußerungen und Anmaßungen so absprechend und egoistisch, und erkennt nicht leicht etwas über sich, weil die Regeln unter ihm sind. Eben darum ist auch das Genie so selten von seinem Stolze zu heilen, wenn es sich auch nur in Kleinigkeiten übt, wie wir dieß von mechanischen Köpfen wissen. Unbekannt mit den Schätzen des Geistes, die ohne Begeisterung und ohne Dichtung hervorgebracht wurden, — unbekannt mit der Literatur, die es für einen unnützen Ballast des menschlichen Wissens hält, — unbekannt oft mit

allem Historischen, was der menschliche Verstand bereits schon gefunden hatte, — glaubt es alle die Thoren verlachen zu müssen, die ihr ganzes Leben nur mit Sammlungen [vielleicht, seiner Meinung nach, gar nur mit Insectensammlungen] fremder Gedanken zu bringen, und von einem eigenen Verdienst der Selbstkraft gar keinen Begriff haben.

Künstlerlaune, Künstlerstolz, Künstlersitten.

Ich werde hier Einiges über Künstlerstolz, Künstleregoismus und Künstlerlaune einschalten dürfen. — Diese Charakterseiten des Artisten haben zunächst ihren Grund wol darin, daß solche Männer bey der vielleicht nur mechanischen Ausbildung des einen Talents in vielen andern Verfeinerungen des Geistes zurückgeblieben sind, und, da sie in dem einen ihr Brot, ihren Rang und ihre Ehre finden, sich um die übrige ästhetische Erziehung ihres Gemüths wenig bekümmern. Grelle Einseitigkeit ist ihr gewöhnlicher Fehler, weil sie selten etwas mehr, als ihre Kunst, verstehen, und weil sie eigentlich

selbst in Absicht ihres äußern Benehmens oft nur zu den Halbgebildeten gehören, die sich gehen lassen, wie und wenn es ihre ungeregelte Künstlerlaune, die sogar oft kindisch seyn kann, gebietet.

Noch mehr wird der Artist, sobald er sich nur einigermaßen auszeichnet, verdorben und verdrehet — durch den lauten Beyfall, womit das redselige Publikum sogleich alles erhebt und beklatscht, was für seine feinere und gröbere Sinnlichkeit hingezaubert wird. Der schreiende Posaunenton über sehr mittelmäßige Kunstarbeiten stürmt noch jetzt überall hervor, und wird in dem beliebten bunten Kleide gern gelesen. Unwissende Kunstjünger errichten sogar der Nichtkunst Altäre, — und hierdurch muß bey den meisten Künstlern eine Eitelkeit entstehen, die, aus Uebertreiz der Empfindlichkeit selbst, den leisesten Tadel nicht mehr vertragen kann, und wol gar die schonendste Belehrung für Beleidigung hält. Große und kleine Künstler sind hierin oft wie große und kleine Feldherrn gleich empfindlich. Es konnte dem unsterblichen Apelles vollkommen gleichgültig seyn, ob das von ihm aus-

gestellte Gemählde von einem armseligen Schuster bekrittelt wurde, oder nicht; und dennoch mußte er in seiner Künstlerempfindlichkeit hervorspringen und ausrufen: Ne sutor ultra crepidam!

Der Künstler siehet überdieß sein Werk nach und nach unter seinen Händen entstehen. Das Bild seiner Imagination ist doch gewiß sein Eigenthum; er verliebt sich in sein Werk; er verliert sich ganz darin; er hat seinen Geist, seine Kraft und sein Gefühl darüber ausgegossen, — und daher sein Künstlerstolz, daß er dieß alles ganz allein gemacht hat, das Verdienst hierbey mag so klein seyn, als es will. Der Gelehrte pflegt dagegen schon weniger stolz auf seine Werke zu seyn, weil er es sich doch ehrlich sagen muß, daß ihm auch bey den geistreichsten Arbeiten tausend fremde Gedanken zu Hülfe kamen, — welches der Künstler, als ein, seiner Meinung nach, genialischer Handarbeiter, nicht so leicht eingestehen wird. Weil sich zu seinen Kenntnissen noch das freye Geschick gesellen muß: so betrachtet er sich in doppelter Rücksicht als einen Selbsterfinder, — wenigstens

als einen glücklichen Nachahmer, und in beyden Fällen bleibt der Grund seines Künstlerstolzes derselbe. — Ist der Künstler kein wirkliches Genie: so liegt schon darin eine gewisse Unleidlichkeit seines Benehmens, weil er alles verachtet, was über die Linie seiner Mittelmäßigkeit hinausragt, oder noch unter ihr liegt. — Das wahre Genie ist dagegen von aller ungerechten Verachtung so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde, und zeigt sich eben dadurch als ein wirkliches, wenn es alles Schöne und Vortreffliche mit lebendiger Innigkeit und tiefer Achtung ehrt und aufnimmt *), wenn und wo es dasselbe findet, wäre es auch aus dem Leben und Charakter seines eigenen Feindes.

Aus dem nur von einer Seite her gebildeten Geiste des Genies, — das mit allen übrigen Verdiensten des Wissens unbekannt und unvertraut seyn kann, folglich in sich selbst we-

---

*) So reden die Propyläen (1r Bd. S. 102) von Raphael, daß er weise und bescheiden überall das Gute zu suchen und zu schätzen wußte, und aus Liebe zum Besten und zur Wahrheit, dem Ruhme, neu zu seyn, entsagte.

der Gleichgewicht noch Haltung der höhern Seelenkräfte findet, — muß man sich die mangelnde Charakterconsequenz erklären, wodurch sich so manche Künstler und schönen Geister, die größern nicht ausgenommen, auszeichnen. Eben daraus mag nun auch wol bey ihnen das schreckliche Deficit des moralischen Gefühls, und jener zarten Humanität hervorgehen, das so oft in dem Leben der Künstler neben den Herrlichkeiten ihrer Kunst steht, — und uns in Erstaunen setzt, wie Menschen, die in den Idealen des Schönen und Edeln leben und weben, in ihren Handlungen oft so tief unter alle Schönheit hinabsinken können.

Aber eben dieses einseitige, oft nur pedantische Leben in den Idealen zieht das Künstlergenie von der Achtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Delicatesse ab, macht es gegen das Gesetzmäßige gleichgültig, und hascht um so entschlossener nach feurigen Genüssen, weil sie unter dem Vorwande nöthiger Erholungen und des Zeitgeistes gesucht werden *). Jenes Leben

---

*) „Dieß sind die Künstler der Zeit, — nicht der Künstler", wie einer unsrer größten Geister

in Idealen ist auch so wenig dazu geeignet, den Geist aus der Sinnlichkeit hinaus zu heben, und

---

das idealische Gemählde des Künstlers entwirft. „Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, — nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten" — und weiter unten: „verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen: so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie rings um mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet." Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen im ersten Bande der Horen.

Daß der Künstler und Dichter nicht die Zeit reinigen, sondern verschlimmern und verunedeln, —

für die Moralität zu gewinnen, daß dieser vielmehr in dem alleinwirkenden Spiele der Phantasie [wie z. B. bey dem erotischen Künstler und

---

also lieber der Lüsternheit in die Hände arbeiten, als das richtige Gefühl für das Schöne zu beleben und zu begründen suchen, ist ein Vorwurf, den man ihnen unter allen Nationen und zu allen Zeiten gemacht hat. „Weil der Geschmack nur auf die Form, und nie auf den Inhalt achtet: so giebt er dem Gemüthe endlich die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung — Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin alles ganz anders erfolgt, wo keine Convenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialectik haben nicht die Leidenschaften erlernt, seitdem sie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen, und im Kampfe mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich

Dichter] nur noch sinnlicher gemacht wird, und so oft in der Sinnlichkeit selbst untergeht. Man findet daher auch nirgends weniger Stoiker, we-

---

das Feld behalten! Was hat wol die Gesellschaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgange Gesetze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effect in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehen, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." — In der That, setzt der vortreffliche Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung hinzu, muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beyspiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Cultur bey einem Volke — mit politischer Freyheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre."

niger wirklich seelengroße, weise und durchaus edle Männer, als unter den jungen Künstlern, weil die Höhe der Kunst sie nicht vor der Tiefe der Sinnlichkeit sichert, weil die Kunst dem Genie nie aber desto seltener dem Gemüthe dient, — und weil das Genie keine Hindernisse überhaupt, also auch nicht gern die achtet, welche sich seinem Freyheitsgefühle durch eine moralische Gesetzgebung entgegenstellen.

Ueber den ganzen Apparat einer dogmatischen Lebensphilosophie weit erhaben, verachtet der genialische Kopf gemeiniglich den einfachen und bescheidenen Zuschnitt eines stillen und regelmäßigen Lebens, als eine unbedeutende Verzäunung, die sich der Schwache gern gefallen lasse, der Starke aber muthig überspringe, und sich eben dadurch als einen selbstständigen Geist ankündige. „Ich kann alles, was ich will," ist der stolze Grundsatz, den die meisten Genies ihrem Kopfe als Maxime eingeprägt — haben, und den sie, leider! auch auf das ganze Geschäft ihres Willens auszudehnen meinen. Sie wollen in Absicht des Letztern eben so frey, als in Absicht ihrer Phantasien seyn; dieß kann die Welt nicht zugeben,

und daher die meisten sonderbaren, oft kindischen Launen der Artisten. Sie wollen das Bild der Lust eben so ungezwungen, wie die Begeisterung der Idee umfassen, eben so sich hingeben in der Handlung, wie in dem Fluge des Denkens, eben so sich sättigen in der individuellen Begierde, wie in dem unendlichen Anschauen des idealen Schönen. Grenzen mögen sie nie und nirgends, wo dem verwöhnten Kinde die fromme Sittenlehre eine gänzliche Reform des Lebens gebietet, und ihnen nur zu deutlich vorrückt: — daß sie noch lange kein in sich abgeschlossenes Ganze sind.

Unter den Künstlern [wir reden von den wirklichen] sind die Mahler gemeiniglich die stolzesten, und die Musiker, als Virtuosen, fast immer die artigern. Der Mahler findet als Genie zu wenige seines Gleichen, lebt so ganz in seiner egoistischen Welt, als daß er nicht mit immer neuer Veneration auf sich hinblicken sollte. Auch hat es überall nur wenig genialische Meister in der Zeichen- und Mahlerkunst gegeben; die meisten waren pedantische Nachahmer, Copiisten und leidliche Schönfärber. Der Mahler, als Genie, ist wirklich allemal ein eminenter Kopf.

und es muß in ihm eine hohe Begeisterung vorhergehen, ehe er unter Millionen Gebilden des Schönen und Großen — das lieblichste, oder auch die genialische Carricatur selbsterfindend heraushebt, und als ein wahrhaftes Kunstwerk für alle Jahrtausende hinstellt. Sein Stolz, seine ganze Zufriedenheit hängt an dem Bilde als einer sichtbaren Herrlichkeit seines schaffenden Talents. Alles ist darin sein; er hat sich darin vielleicht selbst übertroffen. Er und sein Werk machen seine Welt aus, um die übrige bekümmert er sich wenig; er kann sich mit stolzer Selbstzufriedenheit in die Einsamkeit vergraben, und ruhig leiden und darben, wenn er nur mit seiner Kunst leben, und sich selbst in seinen Werken verherrlichen kann.

Der Virtuose ist meisten Theils geschmeidiger, gefälliger, humaner, als der Mahler, weil seine Kunst, ihrer Natur nach, eine gesellige Kunst ist, und die Musik als eine Bedingung ihrer Kraft das Herz sympathetisch erweichen und verschönern muß. Die Kunst des Mahlers ist keine gesellige Kunst, und darum ist er selbst schon kälter, pedantischer, härter, als der Musiker.

Dieser muß sich wenigstens in redenden und gefühlvollen Tönen mittheilen, wenn ihn auch der Künstlerstolz selbst wenig reden ließe. Er tritt daher gemeiniglich aus einer wahrhaft humanen Eitelkeit mit seiner Kunst freudig hervor, wenn nur ein Instrument da ist, weil er glaubt, daß ein jedes gesundes Ohr fühlt, was die Harmonie ausdruckt; dagegen der Mahler meisten Theils mit seinen Meisterstücken zurückhält, weil er meint, daß tausend Augen dennoch nicht in die innere Schönheit seiner Formen eindringen könnten, weil das Auge unbestechlicher, als das Ohr, sey.

Wir finden daher in dem Mahler so seltene, dagegen in dem Virtuosen so viel liebenswürdige Charakterseiten *). Und findet man kalte Egoisten unter den letztern: so sind es gemeiniglich Theoretiker, die sich zugleich für Gelehrte hielten, und eben dadurch den reinen Sinn des Musikalischen in sich abgestumpft hatten. Alle wirklich genialische Musiker waren gefühlvolle, freude-

---

*) Händel, Mozart, Naumann, wie sie von ihren Biographen gezeichnet werden.

liebende, herzliche und kindliche Männer, vielleicht unheilbare Wollüstlinge, aber gutmüthige, sich hingebende Menschen, die gern alles um sich her in Harmonie und Einklang verwandelt hätten. Ihr Herz lag auf ihren Lippen, wie der Ton auf der Saite, sobald sie angeschlagen wird; sie konnten jeden bescheidenen Tadel tragen, wenn die Kunst dadurch gewann. Die Rede ist hier wieder nur vom musikalischen Genie; denn der mittelmäßige Musiker ist in der Regel das übellaunigste Wesen, weil die Kunst ihn neckt, ohne ihn zu beglücken.

Abneigung des Genies gegen blinde Nachahmung.

Aus der Freyheit des Genies, — als seiner eigenen Legislation, folgt eine andere ihm zukommende Eigenthümlichkeit, die allen selbstschaffenden Köpfen eigen ist, nähmlich die Abhorrescenz von aller sclavischen Imitation, also derjenigen, welche ihre Arbeit nur in dem gegebenen Stempel nachformt, und also nichts

als Nachdrucke liefern kann. Es giebt tausend Fälle, wo das wahre Genie von der Nachahmung ausgeht, und von dem Urbilde der Natur, als dem Bilde des Wirklichen, nicht zügellos abweichen darf; allein der originelle Kopf bleibt nicht dabey, — so wenig Shakespeare und Schiller den dramatischen Stoff so stehen ließen, wie sie ihn in der Geschichte fanden, sondern vielmehr durch den Reichthum ihrer Phantasie neu belebten und vergeistigten. Neue Ideenverbindungen, neue Ansichten, neue Kräfte und neue Gefühle heben den genialischen Kopf, wenn er aus den Trümmern bekannter Thatsachen, von aller Nachahmung fern, eine neue Schöpfung hervorgehen läßt, die noch nie ein anderer Geist geahndet hatte.

Die ersten Urstoffe der Erfindung muß das Genie doch irgend woher nehmen, wäre es auch nur aus der Fabelwelt, in so fern diese sich mit der geschichtlichen verbindet. Die Originalität der Behandlung und Darstellung kann schon an sich genialisch seyn, wenn sie auch nur einerley Gegenstand bearbeitet. Daher wird man Virgils Aeneide so gut für ein unsterbliches Werk,

als die Gesänge des Homers halten, obgleich jene zum Theil aus diesen genommen wurden. Eine historische Ideenreihe ist tausendfacher romantischer Entwickelungen fähig; aber das Genie allein bahnt sich hier neue Wege, und schreitet durch sich selbst weiter, wenn es auch nicht immer das Ziel des in sich Vollendeten erreicht.

Das Nichtgenie spricht sich dagegen allemal in der blinden Nachahmung der Manier aus, weil es nichts als diese an einem großen Originale nachzuahmen weiß. Es ist also jedesmal radical-pedantisch, weil ihm nur das Aeußere ohne den innern Gehalt einleuchtet. Das Anlegen eines fremden Kleides war nie etwas anderes, als eine mechanische Handlung, höchstens eine gefällige Decoration zum dürftigen Zeitvertreibe für sich und andere; aber die reine Form des Gesagten, welche sich aus dem innern Gehalte selbst bildet, läßt sich nicht so leicht abborgen. Alle Nichtgenies haben daher von Anbeginn der Welt einen komischen Unfug mit entlehnten Terminologien getrieben, die sie aus dem Geiste unsterblicher Werke mit räuberischer Hand herausrissen, — nicht, um sich an diesen Son-

nen zu wärmen, sondern unter diesem erborgten Schimmer ins Auge zu fallen. Die Nachahmung der Sprache wird uns nimmer einen neuen großen Gedanken geben, wenn der Geist selbst leer ist. Alle sclavisch nachgeahmte Manier in der Kunst und Philosophie ist ein Fluch, den die höhere Vernunft über die Nachahmung selbst ausruft. Wer kennt nicht in neuern Zeiten die Unmündigen, welche sich trotzig, aber desto ärmer, neben Schiller und Jean Paul stellen, weil sie ihnen ihre Manier und Phraseologie abborgen wollen? Aber wird je ein Kopf den großen Gehalt ihrer Werke fassen, der nur ihre Redensarten kennt, und das Exponiren für reine Interpretation des dichterischen Genies hält? Wer kennt nicht den jämmerlichen Luxus, der von Unberufenen mit der Sprache der neuern Philosophie, selbst bey Bearbeitung solcher Wissenschaften, getrieben wird, die durchaus keiner transcendentalen Umschaffung fähig sind? Es giebt überhaupt so schwache, von allem Genie so gänzlich verlassene Köpfe, daß ihr ganzes Denken und Handeln eigentlich nichts als eine permanente Nachäffung ist, und sagen sie

einmal etwas Interessantes und Naives: so kann man sicher annehmen, daß es nicht ihr Eigenthum war.

Die Künste und ihre Geschichte, vornähmlich Mahlerey und Musik, stellen uns überall unendlich mehr Nachahmungen, als Originalwerke auf, und beweisen eben dadurch ihre ewige Armuth und Eingeschränktheit — durch die Schuld der Menschen. Nur eine mittelmäßige Kenntniß in den Schulen der Mahlerey lehrt uns, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Künstler von dem andern bald mehr bald weniger, bald bescheidener bald unverschämter, geliehen hat; daß kein einziger, die Größten selbst nicht ausgenommen, von dem Fehler der Imitation frey ist, und daß die Manieren in der Kunst in ewigen Forterbungen bestehen, wenn auch ein Meister in der Erfindung der Gruppen ganz neu, mithin doch genialisch seyn kann. — Die Kunst selbst darf nicht über ihre Grenzen hinausfliegen, wenn sie sich auch dem kühnsten Genie beygesellt; sie ist, um nicht in ästhetischen Wahnsinn auszuarten, wohlweislich an Zeit und Raum gebunden, und sichert sich dadurch vor ihrer An-

tagoniſtinn, der Mode, welche ſo oft die Nachahmung des Schönen verlacht. „Alle Kunſt iſt anfänglich nur Nachahmung. Auch den bloßen Nachahmer der Natur kann man das Genie nicht abſprechen, wenn er nur ſchöne Nachahmungen der ſchönen Natur liefert. Man kann in vielen Stücken die Nachahmung der Natur lernen, aber die ſchöne Natur nachzuahmen, hängt nicht bloß von Einſicht und Regel ab, iſt vielmehr das Werk angeborner, durch kein Studium zu erſetzender Talente. Eben deßhalb kann man auch Originalität der Erfindung nicht zu einem allgemeinen charakteriſtiſchen Zuge des Genies machen. Allein, ohne erfinderiſch zu ſeyn, kann der bildende Künſtler bloß als Nachahmer der ſchönen Natur Originalität beſitzen, die nur in der Art, wie er ihre Partien für ſeine Darſtellungen auswählt, in der Art und in den Graden des Ausdrucks, endlich auch in der Manier liegen kann. Ob nun zwar im Allgemeinen ein originaler Nachahmer widerſprechend iſt: ſo fällt doch bey der Nachahmung der ſchönen Natur der Widerſpruch weg, weil ſie wirklich original ſeyn kann. Die Phantaſie jedes Genies für ſchöne bildende

Kunst ist ein Spiegel, in welchem sich auf eine eigene Weise die schöne Natur darstellt *)."

Eben so finden wir in den vortrefflichsten Meisterwerken der Componisten nicht nur [als wenn das Genie seine Ruhestunden haben müßte] müßige und schläfrige Stellen, sondern auch eine Menge solcher, die ihre fremde, sogar oft unechte Geburt verrathen, und dem Künstler gleichsam wie ein Gedächtnißfehler entwischt sind, — denn er würde sie schon seiner Ehre wegen vermieden haben, wenn er sich ihres fremden Ursprunges erinnert hätte. — Oder der Virtuose

---

*) Heydenreich in dessen ästhetischen Wörterbuch. Band 2. S. 315. Dagegen wird eine andere Stelle von eben diesem Philosophen Wenigen einleuchten, wenn er behauptet: „man kann in der That ohne alle Schwärmerey annehmen, daß das wahre Genie für schöne bildende Kunst zwar, um zu erwachen, des Schauspiels der schönen Natur bedarf; aber zugleich mit dem angebornen Reichthume seiner Phantasie die schöne Natur in sich selbst besitzt, und so wie die schöne Natur dem äußern Sinne die Stoffe schöner Ansichten und Scenen gewährt, der Künstler vermittelst der Fülle seiner Einbildung die Stoffe schöner Anschauungen seiner innern geistigen Sehkraft selbst mittheilen kann."

fällt, wenn er sich auch vor jenen fremden Ornamenten hütete, in einen andern Fehler, der als ein Fehler der Gewohnheit fast immer eine Armuth des Genies selbst beweist, — in den Fehler der Repetition, die selbst bey sehr schönen Stellen leicht ermüdet, weil das Schöne nur gekostet, und eben darum nicht überlästig seyn will. Wir machen aber hier durchaus einen Unterschied zwischen der originellen Manier des Tonkünstlers, und seinen individuellen musikalischen Gedanken. Die Manier muß als Einkleidung der Musik, selbst bey einem genialischen Componisten, immer die nähmliche bleiben, — sie ist, um mich so auszudrücken, seine Physiognomie mit allen ihren Schönheiten und Gebrechen, und sie kann oft selbst in den letztern, als eine originelle Natur, bisweilen gefällig seyn; dagegen die einfache Repetition einer Idee in der Musik so wenig, als in der schönsten rhetorischen Ausarbeitung, auf die Länge gefällt. Dem Mahler verzeiht man dieß eher, weil man die Formen nicht so unendlich verschieden, als die Töne schaffen kann.

II.

Spontaneität, Selbstkraft des Genies. Seine Schattenseiten u. s. w.

Wenn das Genie von der einen Seite mit freudiger Leichtigkeit schafft, was es will, — wenigstens glaubt, daß es schaffen könne, was es wolle, also in seinen Operationen sich meisten Theils ganz dem Genusse seiner innern Freyheit überläßt: so kann es auf der andern Seite nie ohne seine Selbstkraft gedacht werden, wodurch es sich entwickelt, vielleicht ohne besondern Unterricht neue Ideen schafft, neue Gegenden des Wissens auffindet, und alles in einer neuen Klarheit vernimmt, versteht, fühlt, denkt und darstellt. Die größte Summe des reinen Selbstgefühls *), [das nicht von fremden

*) Das Selbstgefühl des genialischen Künstlers ist in folgender Erzählung vortrefflich ausgedruckt.

Gute untermischt ist] das höchste Leben des geistigen Daseyns muß also immer in dem wahren Genie liegen, weil es als solches keinen fremden Stoff erborgt, und nur sein eigenes Kleid und seine eigene Kraft trägt. Alle andere Köpfe, die noch so viele Kenntnisse, ohne Genie, besitzen, können diese Höhe des Selbstgefühls so wenig, wie der Knabe die Selbstkraft des Man-

---

Der unsterbliche Corregio hatte schon treffliche Werke seiner Kunst geliefert, ehe er noch ein Gemählde von Raphael sahe. Seine Sehnsucht, etwas von diesem großen Meister zu sehen, war um so lebhafter, da Raphael damals beynahe vergöttert, und von den größten Fürsten seiner Zeit mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Corregio meinte, daß dieser Unsterbliche weit über ihn hinausstehe, — und daß ihre beyderseitigen Verdienste nicht mit einander verglichen werden könnten. Endlich war Corregio so glücklich, ein Gemählde Raphaels zu sehen. Er betrachtete es mit einer feyerlichen Aufmerksamkeit, — seinem Genie wurde gleichsam ein Fest durch diesen Anblick gegeben; — aber eben dieses Genie fühlte sich selbst, — indem es etwas Aehnliches schaffen zu können glaubt, und rief in seiner Selbstkraft die merkwürdigen Worte aus: anch' io son pittore!

nes haben. Das Ich hat im genialischen Kopfe, als der höchsten Grenze menschlicher Kraft, seine weiteste Ausdehnung, und sein lebendigstes Selbstbewußtseyn in der Freyheit und Selbstständigkeit.

Beyde Begriffe sind in dem Charakter des Genies so unauflöslich mit einander verbunden, daß man das eine ohne das andere nicht denken kann; aber sonderbar genug, daß diese Eigenschaften des Genies selbst — vor Kant so wenig in Betrachtung gezogen wurden, weßhalb auch alle Definitionen des Genies so schlecht ausfallen mußten. Die Freyheit wäre ohne Spontaneität ein Unding, und die Selbstkraft ohne Freyheit — ein Widerspruch, weil sie sich nur in blinden Nachahmungen äußern würde. Aus beyden fließt der Charakter der Selbstständigkeit, indem das Genie sich nicht allein in seiner Originalität gleich bleibt, — so lange das Leben des Geistes da ist, sondern auch aus sich selbst und aus sich allein den ganzen Stoff seiner Wirkungen und alle Motive hierzu durch den originellen Takt seines Gefühls hernimmt. Es bedarf also auch aller jener Sporne, den der

Ehre etwa ausgenommen — nicht, wodurch der dependente Kopf zum Arbeiten angefeuert werden muß, — wie ein Uhrwerk, das ohne Gewichte und ohne von einer fremden Hand aufgezogen zu werden, stillstehen würde. „Das Genie, sagt Du Bos, gleicht einer Pflanze, welche von selbst hervorkeimt," — ich möchte lieber sagen: einem Feuer, das sich selbst entzündet, und dessen geistige Flammen keinen Widerstand achten, ja, ihn sogar verachten. Es ist ein sehr wahrer Gedanke: daß man einen Stümper sicher abschrecken könne, — ohne Furcht, daß man ein Genie unterdrücken werde.

Der Widerstand hat von jeher die größten Köpfe gehoben, gebildet und in ihrer Originalität befestigt, wenn er dagegen alle kleinen Geister vielleicht auf immer niederschlug, oder gar vertilgte. Das Genie betrachtet ihn als eine Entheiligung der menschlichen Freyheit, — und nach seiner Meinung — ist es die größte Schande, ihm zu unterliegen, oder nur nachzugeben. Dieß ist das große Gesetz seiner Selbstständigkeit, wodurch es sich schon in früher Jugend ankündigt, und allemal große Erwartungen erregt,

wenn es mehr als ein bloßer Eigensinn des jugendlichen Stolzes ist. In einem unaufhaltbaren Fluge eilt der genialische Kopf seinen Lieblingsbeschäftigungen zu, und kann ihnen Opfer bringen, worüber die Welt erstaunt.

Wir finden die ganze Bestätigung des hier Gesagten in dem Jugendleben eines der größten Menschen aller Jahrhunderte, Friedrichs des Großen. Der Geist dieses geistreichen jungen Fürsten wurde in seinen frühern und sogar noch in seinen männlichen Jahren durch eine militairische Sclaverey und Pedanterie gemartert, welche diesen aufstrebenden Kopf in seinem genialen Fluge gewaltthätig aufzuhalten suchte. Aber mit einer kühnen und unüberwindlichen Widersetzlichkeit gegen alle Hindernisse fuhr er fort, sich den freyern und erhabenern Beschäftigungen mit den Wissenschaften hinzugeben. Er lebte, bis er auf den Thron stieg, fast ganz allein für sie, und von den aufgeklärtesten Köpfen seines Jahrhunderts umgeben. Er konnte es nie begreifen, wie sich der freyere Geist des Menschen mit Dingen beschäftigen könne, die auf eine bloß mechanische Quälerey hinausliefen, und das Gemüth in seiner

Leerheit und Alltäglichkeit nur noch mehr verfinstern müßten. Die allerhärtesten Androhungen, die ungerechtesten Mißhandlungen, selbst die Furcht, von der ihm zukommenden Thronfolge ausgeschlossen zu werden, konnten ihn nicht vermögen, den hohen Freuden, welche die Wissenschaften des Schönen gewähren, zu entsagen. Hunderte seiner vertraulichen Briefe reden von jener Seligkeit, welche das schöne Denken mit sich führt, und verdammen dagegen das leidige Exerciren, wodurch die kostbare Zeit auf ewig verloren gehe. In den fürchterlichsten Stürmen seines Lebens, wo Tod und Untergang vor seinen Augen schwebte, und ein kleiner Geist sich einer gänzlichen Verzweiflung überlassen hätte, reichten ihm die himmlischen Musen Kraft und Nahrung, und oft fand man ihn vor den blutigsten Schlachten, wo sein ganzes politisches Daseyn auf dem Spiele stand, bey der Lectüre genialischer Schriften, oder bey seinem heitern Flötenspiel. — Schon in seinem zwölften Jahre verschlang der wißbegierige Knabe die leichtern Meisterwerke der französischen Literatur. Diese Beschäftigung war ihm von seinem Vater aufs

Strengſte verboten, und wehe dem königlichen Jünglinge, wenn er ſich dabey ertappen ließ! Er entzog ſich daher ſchon damals nicht ſelten des ſüßen Schlafs, und brachte die Nächte bey ſeinem Telemaque, bey Heinrichs IV. Leben und Rochefoucaulds ſinnreichen Gedanken zu. Bis in ſein höchſtes Alter blieb er den Muſen getreu, und fand in ihrem Umgange auch da noch die ſchönſten Genüſſe und Erquickungen ſeiner letzten Jahre *).

---

*) „Die Neigung zur Poeſie, ſagt Garve in ſeinen Fragmenten zur Schilderung Friedrichs des II., das Vergnügen, welches er aus den Werken dieſer Kunſt ſchöpfte; der Eifer, mit welchem er ſich ſelbſt damit beſchäftigte, und ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte, iſt etwas Charakteriſtiſches an ihm. Sonſt pflegt die Poeſie nur das Lieblingsſtudium der Jugend zu ſeyn. Mit dem Alter nimmt der Geſchmack daran ab. Man verlangt mehr Früchte, als Blumen; und ſelbſt die Verſchönerungen der Ideen gefallen nicht mehr, wenn wir begieriger werden, viel neue Ideen in einer kurzen Zeit zu faſſen, worin uns die poetiſchen Zierrathen nur aufhalten. Kommen nun noch trockne mühſame Geſchäfte, wie bey einem vielthätigen Fürſten, hinzu: ſo verwelken die Blumen der Einbildungskraft deſto eher. — Bey

Wie das angeborne Genie muthig seine Hindernisse bekämpft, um seine Ziele zu verfolgen und zu erreichen; wie es durch keinen Widerstand niedergeschlagen, sondern dadurch nur desto mehr zur Uebung seiner Selbstkraft angespornt wird, — davon ist mir ein origineller, bisher noch unbekannt gebliebener, Zug aus der Jugendgeschichte des unsterblichen Händels erinnerlich. Händel, das Idol aller großen Musiker, vorzüglich unter den Britten, war schon in seinem Knabenalter ein enthusiastischer Verehrer der Musik, auch immer der erste und letzte beym Gottesdienst,

---

Friedrich war alles dieses nicht. Er sah' bis in sein hohes Alter ein gutes Gedicht für das vorzüglichste Werk des Genies an; er liebte noch seine eigenen Gedanken poetisch auszubilden. Dieses so sorgfältige, so lange dauernde Studium der Dichter, wodurch er auch ihre besten Stücke seinem Gedächtnisse einprägte, dieser Hang seines eigenen Geistes, an diesen Arbeiten sich mehr, als an irgend einer andern zu erholen, zeigt die ursprüngliche und dauernde Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft und seiner Empfindlichkeit, so wie sie auf der andern Seite zu Uebungen Anlaß gaben, wodurch sein Geist auf eine eigene Art ausgebildet wurde.

2r Band, S. 115.

um sich an dem Orgelspiel der Hallischen Kirchen zu erquicken. Daheim in seinem väterlichen Hause ahmte er denn auf einem alten schlechten Claviere die Kirchenmelodien nach, und brachte Tagelang bey seinem geliebten Instrumente zu. Der Vater des Knaben, welcher ihn zu einer Profession bestimmt hatte, war des ewigen Clavierspielens seines Sohnes müde; es erfolgten harte Verweise, — aber Händel blieb seinem Claviere wie einem Freunde getreu, ohne den man nicht leben kann. Endlich griff der Vater durch; dem Knaben wurde das Spiel gradezu verboten, und das Instrument selbst, um dem Dinge ein Ende zu machen, auf dem Boden verschlossen. Der junge Händel war wie vom Donner gerührt, als sein Liebling so grausam von ihm gerissen wurde, und keine Bitten noch Thränen den strengen Vater erweichen konnten. Aber er fand bald ein Mittel, sich wieder mit seinem alten Freunde zu vereinigen. Er machte sich nähmlich eine mühsame geheime Oeffnung zum Boden hinauf, und spielte des Nachts [wie Friedrich der Große als Knabe gleichfalls bey nächtlicher Weile seinen Telemaque las] stundenlang

beym Mondenschein, wenn seine Aeltern schlie-
fen, und er sich nun so ganz dem Genusse sei-
ner musikalischen Freuden überlassen konnte. Bey
seiner erstaunlichen Lebhaftigkeit und mechanischen
Fertigkeit lernte er sogar mit rückwärts gelegten
Händen Chorale und andere Stücke zu spielen.

Wir bemerken auch bey allen genialischen Köpfen eine gewisse Unruhe und Bewegbarkeit des Gemüths, die unmittelbar aus ihrer Selbstkraft entspringt, die sie wie ein innerer Dämon forttreibt, und nicht eher rastet noch ruhet, bis sich der Geist befriedigt und gesättigt fühlt *). Dieß ist nicht sowol das, was wir oben Begeisterung [gleichsam die momentane Berauschung des beglückten Gefühls] nannten, sondern die mächtige Tendenz, immer geistreich beschäftigt zu seyn, oder auch das Ganze zu schaffen und zu

*) Lessing wollte den Plan zu seiner Miß Sara gern ungestört und hinter einander in einem Feuer ausarbeiten. Er verbarg sich daher auf einige Zeit in einem Winkel zu Potsdam, dachte an nichts weiter, als an diese Tragödie, die er auch da vollendete, und sprach keine lebendige Seele. S. dessen Leben. 1ster Theil, S. 173. 1793.

vollenden, was sich uns in dem Bilde der Phantasie, als etwas unendlich Schönes, lebendig darstellt. — So weiß man von großen Musikern und Dichtern, daß sie sich jener Unruhe, dem Sturme ihrer Kraft, mit einer unbeschreiblichen Seligkeit wochenlang überließen, während dieser Zeit gegen alles um sich her, gegen die wichtigsten Ereignisse der Zeit, selbst gegen ihre Freunde und Lieblinge, gleichgültig und kalt waren, bis sie ihre Productionen geendigt hatten, und nach den Aufwallungen ihrer Ideengluth die Stille des Gemüths wieder zurückkehrte. Man weiß es von mehrern großen Künstlern, daß sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens in jener unruhigen Stimmung des Genies fortarbeiteten, und, in sich selbst verloren und mit sich selbst arbeitend, die allerwichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens und ihrer Familie vergessen konnten. — Aber es giebt auch eine so unermüdete Industrie seichter Köpfe, welche mit einem wahren Heißhunger auf ihren Lieblingsgegenstand gerichtet ist, — jedoch nie genialisch genannt werden kann, ob sie gleich bisweilen einer stillen Begeisterung gleicht. Der berühmte J. J. Lange, der

Grammatiker — und wüthige Verfolger des unsterblichen Weltweisen Wolf zu Halle, schrieb ein Werk von mehrern Folianten, welchen er den seltsamen Nahmen: Licht und Recht gab. — Der fromme Mann war in die Ausarbeitung dieses seelenlosen Werks oft so innig vertieft, daß er einer leblosen Maschine glich, die nichts bemerkte, was um sie her vorging. Ein Handwerker, der ihm einst Kleidungsstücke brachte, und ihn mehrere Male laut anrief, wurde von dem begeisterten Manne nicht bemerkt, — und ein andermal wurde er, während dieser seiner schreibseligen Geistesabwesenheit, in dem Zimmer bestohlen, worin er eben arbeitete.

Diese lebendige Spontaneität des Genies, verbunden mit dem kräftigen Selbstgefühle, das allen genialischen Köpfen eigen ist, hat aber auch ihre mancherley Schattenseiten, die bey der größern Lichtmasse des originellen Kopfs auch desto mehr in die Augen fallen, und die Abwege und Fehltritte desselben ausmachen.

Zuvörderst bemerken wir bey allen diesen Köpfen eine, man möchte sagen, blinde und eigensinnige Hingabe an ihr einmal gewähltes Lieblingsstudium, oft ohne alle weitere Rücksichten, ohne alle Lebensphilosophie, ohne allen Kopf und ohne alle Besinnung, wie ein Wesen, das nur animalisch seinem Instincte folgt, und diesem Instincte sein ganzes übriges Selbstinteresse mit leichtem Sinn und lächerlicher Indolenz aufopfert. Sie sehen, sie hören nichts, als ihre Kunst; — sie wollen nichts, als sie; sie verstehen nichts anders; sie fallen aus einer Etourderie in die andere, während ihr Kopf vielleicht die hellsten und kühnsten Ideen bearbeitet. Wenn es aufs Handeln ankommt, sind sie gemeiniglich wie unerzogene Kinder, und man könnte Folianten mit den — Thorheiten genialischer Männer anfüllen. Nur mit ihrem Ich und dessen Spielereyen beschäftigt, vernachlässigen sie die Menschen, die Wohlthäter und die Freunde, — zeigen überall Inconsequenzen der praktischen Vernunft, machen sich verhaßt und lächerlich, und glauben zu ihrem Fortkommen nichts, als — ihres Nahmens zu bedürfen, bis sie zu spät den

Irrthum einsehen. Rousseau hat diese Folgen seines Genieswesens lebenslang schmerzlich empfunden. — Sein Genie und sein Genie-stolz machten ihn unglücklich und verhärteten sein Herz, welches der Menschheit ohne jenen Stolz treu geblieben wäre; aber nun in eine bloß theatralische Herzlichkeit überging.

Auch bey den unberühmtesten Künstlern habe ich jene Schwäche der Menschenvernachlässigung bemerkt, sobald sie sich zu fühlen glaubten, und der Trotz des Genies sich in ihnen regte. Es war ihnen unmöglich, sich von ihrem Studium, das sie darben ließ, abzureißen, und ein anderes zu wählen, das ihnen Brot gab; es war ihnen unmöglich, — auch nur einmal nachzugeben, — ihren Künstlertrotz nur eine Stunde abzulegen, und sich mit den Menschen zu befreunden. Das Ende ihres Lebens war denn auch gemeiniglich nackte Armuth und Vergessenheit. Größern Meistern und Dichtern ging es wegen ihrer praktischen Unklugheit nicht viel besser, wie der Grille, welche den Sommer hindurch sang, und im Winter Nahrung erbetteln mußte. Die Armuth der Poeten ist in ein Sprüchwort über-

gegangen, und unter hunderttausend schönen Geistern war Voltaire der einzige, der sich einen Koch halten konnte.

Glückliche Sterbliche! könnte man ausrufen, welche innerlich so reich sind, daß sie äußerlichen Mangel nicht fühlen, — wenn uns nicht vielmehr das Elend der besten Köpfe zum tiefen Bedauern hinneigte. Der Mensch kann auch ohne die Kunst leben; aber die Kunst nicht ohne die Menschen. Sie muß, wie alles, was da leben will, — auch nach Brote gehen, ob man es ihr gleich überall mit hoher Liberalität reichen müßte. Aber ohne Nahrung kann die helle Lampe nicht brennen, — und wird sie ihr nicht gebracht: so muß sie der Künstler durch seine Humanität suchen, anstatt, daß er so oft durch wahre Inhumanität die wohlthätigen Hände zurückstößt. Ich sah schon manchen talentvollen Künstler — und Dichter schmachten, — und in diesem Schmachten mit seinen Talenten untergehen, weil er zu eigensinnig war, — um sich in die Menschen zu schicken. Die Künste sind für die Verschönerung des menschlichen Brudervereins erfunden, — warum wollen so viele

Künstler nicht selbst Mitglieder dieses Bundes seyn, der grade so große und gerechte Ansprüche auf ihre Humanität hat? —

Noch sonderbarer ist es, daß genialische Köpfe bey dem Gefühle ihrer Selbstkraft nicht nur eine Abneigung gegen Kenntnisse, die außerhalb ihres Geniekreises liegen, empfinden, sondern sich auch sorglos und leichtsinnig einem periodischen Müssiggange zu überlassen pflegen, worin ihnen alle Arbeit zum Ekel wird. Ist die Laune hierzu nicht da: so thun sie lieber gar nichts, leben auf anderer Menschen Kosten, und scheinen zu verlangen, daß man sie schon für ihr Daseyn belohnen müsse. Diese Indolenz kann bey einigen so weit gehen, daß sie lieber den härtesten Druck der Bedürfnisse ertragen, als eine nützliche Beschäftigungsart ergreifen wollen. Den hohen Begriff des Nützlichen können diese Menschen selten fassen, weil ihr Ziel gemeiniglich nur das Angenehme und Phantastische ist, und sie nur sich allein, als echte Egoisten, zu leben pflegen. Dieß ist nun aber auch der Grund, warum sich der Staat um diese Phantasten und Humoristen so wenig bekümmert, und sie, selbst

bey der Achtung ihres Kopfs, oft ganz zu vergessen scheint. Der Staat will nicht durch Poesien, durch Naivetäten, durch romantische Dichtungen, nicht durch das Geschwätz der Schöngeisterey, sondern durch Arbeit, Wachsamkeit und Anstrengung, durch fleißige, feste und consequente Männer, nicht durch launige Belletristen, regiert und erhalten seyn. Er kann diejenigen nicht gebrauchen, welche heute einmal arbeiten, und sich von morgen an einem weichen und wollüstigen Nichtsthun auf Tage und Wochen hinaus hingeben wollen, und da, wo es den Ernst des Wissenschaftlichen gilt, selten einmal zu Hause sind. Selbst diejenigen feurigen Originalköpfe, welche sich, von der Noth gedrungen, dem Staate widmen müssen, dürfen nie ganz ohne Aufsicht gelassen werden, Theils damit sie nicht, wenn sie die Laune überfällt, von ihren Pflichten abspringen, und sich in einer ästhetischen Sentimentalität unwillkürlich verlieren; Theils um sie selbst vor dem leidigen Revolutionsfieber zu bewahren, in welchem sie gemeiniglich den Staat umwälzen, die Menschen anders stellen, alles mächtiger hinaufbilden, alles ästhetisch erziehen

und aufklären wollen, ohne den ruhigen philosophischen Geist zu besitzen, der zu solchen Tendenzen nothwendig erfordert wird. Hört jene Aufsicht und Vormundschaft über sie auf, so sind sie gemeiniglich verloren. Selbst ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung, daß sie in einer Stunde mehr, als andere Köpfe in Tagen arbeiten können, daß ihnen alles so federleicht wird, daß ihr Bonsens viel hundert mittelmäßige Köpfe so schnell überflügelt, — macht sie gegen den Werth und die Würde des Fleißes selbst gleichgültig; ihre Laune umfaßt nur die Gegenwart, den augenblicklichen Genuß, und die Zukunft beschäftigt sie nur in so fern, als sie die Ideale neuer Genüsse darin wahrnehmen.

Aehnliche Züge dieser Art lassen sich aus der Charakteristik der größten Dichter auffinden. Hier nur einiges aus der Lebens- und Denkweise eines genialischen Kopfs, den ganz Europa mit Entzücken gelesen hat. Eigentlich that dieser berühmte Mann fast nichts anders, als dichten, lieben und genießen. Der ihm aufgetragene Beruf war seine allerkleinste Nebensache; seine Jurisprudenz beschäftigte ihn nur Augenblicke; —

er verachtete das gesammte Actenwesen als eine maschinenartige Lastthierarbeit, und konnte ihr auch bey höhern Ansichten derselben keinen Geschmack abgewinnen. Oft überfiel ihn seine genialische Faulheit in einem so hohen Grade, daß ihn durchaus nichts, als seine Poesien, interessirte, daß er die wichtigsten Amtsangelegenheiten auf die Seite warf, — und so tagelang, ohne allen Umgang mit Menschen, in seinen Dichter-Ideen fortschwärmte, — und seine Göttinnen besang. So träumte er einst wochenlang den schönen Traum: daß sich eine der liebenswürdigsten Prinzessinnen in ihn verliebt habe, und in sichtbarer Glorie mit allen Reizen eines vollendeten schönen Körpers über ihm schwebe, und zu ihm mit unbeschreiblicher Holdseligkeit herablächle. Solche Bilder der Phantasie machten ihn mehrmals für das praktische Leben durchaus unthätig, und er starb endlich in schmerzlicher Armuth.

Lessing wurde von eben dieser Neigung, ganz seiner Unabhängigkeit und poetischen Ruhe zu leben, mehrmals überfallen, und seine akademischen Jahre verlebte er ganz wie ein Genie, —

ohne sich sehr um die Urtheile der Menschen zu bekümmern. Sein eigener Bruder und Lebensbeschreiber versichert: daß Lessing auf der Universität keine der sogenannten Brotwissenschaften im Ernste studirte, alles sey nur Kosterey gewesen; kein Lehrer habe ihm Genüge gethan, alle hätten ihm seicht geschienen, und ihm oft Gelegenheit zum Spotte gegeben, — den einzigen Ernesti ausgenommen, den er dann und wann über die Römischen Alterthümer, über die Griechischen Classiker und über die Universalgeschichte, doch sparsam genug, gehört habe. „Oft, heißt es *), schwatzte er seinen Freund Weiße noch vor Ernesti's Thüre weg, und auf die Promenade. Mehr als alle diese gelehrte Herren beschäftigte ihn seine unbegränzte Liebe für's Theater, — und er studirte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden sollte." Ganz in der Sprache des empfindlichen und auf sich selbst beharrenden Genies beantwortete er mit jugendlicher Keckheit die Briefe seines Vaters,

---

*) G. E. Lessing's Leben. 1r Theil. 1793. S. 50.

der ihn vom Theater abziehen wollte. Aber dieser Schwächen ungeachtet gehörte Lessing in jedem Fall zu den seltenen Genies, — nähmlich zu den fleißigen — und allerfleißigsten, die das Genie durch die Anstrengung zu ehren suchen.

Der Eigensinn des Genies ist wiederum nur eine Ausartung seiner angebornen Selbstkraft, — indem es sich selbst als Maxime betrachtet, und da diese Maxime sein privatives Eigenthum ist, und, vermöge derselben, meisten Theils alle andere zu übersehen glaubt, — sich von seinen einmal gefaßten Vorsätzen auch im Handeln nicht leicht abbringen läßt. — Es fühlt und ahndet gleichsam im Voraus, daß es in einer ihm aufgedrungenen Bahn entweder nicht sein Glück machen, oder in Irrwege gerathen würde, worin seine Selbstkraft nach und nach untergehen müßte. Der Glaube an seine Infallibilität, an seinen hohen Standpunkt auf der Stufenleiter der Köpfe, an seine Erfindungskraft, wenn es einen Kampf mit der Welt bestehen soll, an seine Mannheit, wenn es stark und fest seyn muß, — gehet ihm zur Seite, — und machet es sogar bisweilen gleichgültig gegen

Gefahren, die jeden andern zur Verzweiflung bringen würden. Durch den Kopf muß doch endlich alles gethan und geschlichtet werden, — dieß ist sein Vertrauen und seine Maxime, mit welcher es auch seine Gegner angreift, und seine eigenen Verirrungen entschuldigt, — seine Armuth erträgt, seine Unabhängigkeit zu sichern gedenkt, seine Sorglosigkeit decorirt, und gewöhnlich mit Hoffnung und freudiger Zuversicht in die Zukunft hineinblickt; — aber eben darum nur desto unbeweglicher auf seinen Ideen beharret. „Es muß, es wird noch anders kommen" ist eine zweyte Maxime, wodurch es seinen Eigenwillen begründet, und in dieser Ueberzeugung oft so nachlässig in der Gegenwart ist. Sein Vertrauen auf sich selbst vermehrt sein Vertrauen auf das Publikum oft in einem so hohen Grade, daß die eigensinnigsten Genies fast immer die leichtgläubigsten in Absicht ihres künftigen Glücks zu seyn pflegen, und alles, — selbst das Unmögliche, von ihren Freunden und Gönnern erwarten. Sie halten sich für unentbehrliche Wesen, — wo nicht im Staate, aber doch in dem — Reiche der Schönheit, das sie an-

bauen helfen, und in dem Reiche des Angenehmen, welches vom Publikum am meisten besucht werde. Der Dichter ist in seinen Augen ein größerer Mann, als der verdienstvollste Minister, — der Dichter wird es daher oft nicht begreifen können, wie er, ohne seine Ehre zu verletzen, nicht seiner Laune und seinem Eigenwillen folgen dürfe. — Die ganze Menschheit steht zu seinen Füßen; sie wird es sich daher gefallen lassen, daß er so handelt, wie er will, daß er nichts Gesagtes zurücknimmt, daß er jedem nach Gefallen in den Weg tritt, und, wenn es ihm einfällt, andere zu necken und zu beleidigen, — dieß ihm alles gern erlaubt und nachgesehen werden müsse. — „Es muß, es wird glücken" ist wiederum einer der Glaubensartikel des Genies, welcher nicht sowol aus einer tiefen Weltkunde, als aus dem Egoismus, so etwas in's Blinde hinein wagen zu dürfen, zu entstehen pflegt.

Liebenswürdiger Charakter großer genialischer Köpfe.

Aber dieser hartnäckige Eigenwille großer Köpfe, — diese Unbiegsamkeit des Charakters, die aus der Selbstkraft unmittelbar hervorgehet, — diese Unmöglichkeit, nachzugeben, [tausendmal lieber zu vergeben, weil dieß einer innern Großmuth gleicht] ist gemeiniglich mit sehr weichen und liebenswürdigen Seiten des Herzens verbunden, — die bey gewöhnlichen Menschen entweder nicht so lebhaft hervorstechen, oder doch nicht in einer solchen Naivetät und mit einer solchen Größe der Seele gezeigt werden. Da man immer annehmen kann, daß jedes große Genie durch ein nicht geringes Beygemisch des Sinnlichen geschaffen und erhalten wird, und ohne feurige und zärtliche Gefühle kaum gedacht werden kann: so sind Köpfe dieser Art unendlich selten böse, — sondern nur leichtsinnige Charaktere, die mit innigster Liebe und Schonung sich andern hingeben können, wenn sie nicht gereizt werden. Ihr Herz könnte eine Welt umfassen, wie ihr Kopf das Universum umfassen

will, wenn man sie nur nicht zu oft zurückzustoßen und mißtrauisch zu machen pflegte. Sie sind die wärmsten Freunde ihrer Freunde, weil ein zärtlicher Umgang für ein glühendes Gefühl das höchste Bedürfniß bleibt. Sie können mit einem ungewöhnlichen Enthusiasmus das Gute und den Unterdrückten vertheidigen, wenn er es verdient, — und können die Wahrheit mit Aufopferung ihres eigenen zeitlichen Glücks gegen mächtige Zeloten in Schutz nehmen. Nur ihnen ist die wahre und geistreiche Liebenswürdigkeit im Umgange erreichbar; — denn alles, was Liebe und Sympathie heißt, kommt in diesen Herzen zur Reife, wenn es oft in den gewöhnlichen Menschen nur figurirt, oder in eine animalische Schlafheit ausartet, die unter aller Selbstwürde und unter aller veredelten Humanität liegt. Das Große, das Innige, das wahre Schöne in der That, den Geist des Reinen und Guten, das zärtliche Wohlwollen und die uneigennützige Großmuth, — das Licht und die Kraft in einem großen Charakter kann doch nur der am meisten fühlen, der sich allen diesen erhabenen Eigenschaften nähert, oder sie wirklich besitzt.

Bey der großen Festigkeit und nicht seltenen Unbiegsamkeit seines Gemüths war Lessing ein zarter, sanfter, tieffühlender und weicher Charakter, voll der wärmsten Gefühle für Freundschaft, Liebe, Eheglück und für jedes Verdienst des Schönen und Guten. Die vertraulichen Briefe an seine künftige Gattinn flossen aus der reinsten Fülle eines Herzens, welches ganz in einem zweyten leben konnte, und sich nur in dem Glück eines zweyten selbst glücklich und belohnt fühlt. Hätten wir doch von allen genialischen Köpfen solche vertrauliche Briefe! die Welt würde sich leichter mit den Schwächen großer Männer aussöhnen, und es begreifen lernen, wie sehr hartscheinende Charaktere in ihrem Innern oft die treueste und redlichste Liebe aufbewahren. Diese Züge eines gütigen und weichen Gemüths herrschen in tausend verschiedenen Nüancen in Lessings ganzem Leben. — Er war bey seinen guten Aeltern als ein ungerathener, dem Theater blind ergebener Mensch verschrien worden. Der väterliche und mütterliche Unwille erlaubte sich eine kleine List, um — den Sohn zu retten, und von seinen Theaterfreunden abzuziehen.

„Deine Mutter ist todtkrank," schreibt der Vater. Lessing wird tief gerührt; Leipzig hat keine Reize mehr für ihn, — er macht sich auf, wie er geht und steht, — und tritt unter der fürchterlichsten Kälte die Reise an. Halb erfroren kommt er in das väterliche Haus; die Mutter war gar nicht krank gewesen. „Warum bist du auch in der Kälte gekommen?" sagte das besorgte Weib. „Sie wollten es ja, liebste Mutter, antwortete Lessing mit harmloser Seele, und klappert dabey an Händen und Füßen, — es ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." — Mit eben dieser Gutmüthigkeit und wahrhaft liebenswürdigen Toleranz betrug er sich einst gegen seine Schwester. Dieses fromme Mädchen kam auf seine Stube, da er eben ausgegangen war, sah seine anacreontischen Lieder auf Liebe und Wein, [ob er gleich in seines Vaters Hause zu beyden durchaus keine Gelegenheit hatte] las sie, ärgerte sich nicht wenig darüber, und entschloß sich auch auf der Stelle, sie in den Ofen zu werfen, wo sie sich an der poetischen Flamme recht sehr ergötzte. Die kleinen Brüder verriethen es ihm,

als er seine geliebten Papiere vermißte. Allein der erste Unwille war auch alles. Er nahm eine Handvoll Schnee, und warf ihn ihr in den Busen, um ihren frommen Eifer abzukühlen, war gleich wieder gut mit ihr, und bezeigte weder gegen sie, noch gegen Aeltern oder Geschwister deßhalb jemals die geringste Empfindlichkeit. [S. Lessings Leben.]

Welch ein edler, großer, liebenswürdiger und weicher Mann war nicht Schiller in Hinsicht auf die Individualität seines Charakters und seiner zärtlichen Humanität! — Alle, die ihn näher kannten, stimmen in diesem Urtheile zusammen; alle, auch die, welche ihn nicht als den erstaunlichen, originellen und einzigen Kopf zu schätzen wußten, nannten ihn liebenswürdig, so bald sie in seine erwärmende Nähe traten. Meine Leser werden es mir danken, wenn ich hier einige Charakterzüge dieses unsterblichen Mannes aus zwey kleinen Schriften entlehne, die sich vorläufig nur als Bruchstücke einer größern und geistigern Biographie desselben ankündigen, — die uns freylich wohl nur der hohe Genieverwandte des zu früh Gestorbenen — Göthe — liefern könnte.

— „In großen Zusammenkünften, heißt es in der einen dieser Schriften *), besonders am Hofe, war Schiller ängstlich und zurückhaltend; das Erstere aber nicht etwa deßwegen, weil er Menschenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe gekannt hätte, — sondern aus dem Grunde, weil er, was Schiller nicht gern dulden mogte, sich einem gewissen Zwange unterworfen, und den äußern Glanz herrschen sah. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Gesellschaften, die nicht Freundschaft, sondern Observanz und Convenienz versammelte. Im freundschaftlichen Zirkel hingegen, unter den Augen und an der Seite seiner Familie, seiner Vertrauten, seiner Freunde, gab es keinen ehrlichern, biederern, keinen vortrefflichern Freund, als Schiller war; keinen Mann, der besser, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als Schiller; kein Herz, das größern Antheil an den Angelegenheiten und Begegnissen der Menschheit nehmen, bey Freundes-Glück oder Unglück äußern, bey den Wehen der

*) Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben. Stendal, 1805.

Nationen fühlen und empfinden, sich so ganz dem Freunde, dem Staate, der Welt hingeben konnte, als Schillers Herz. Herzerhebend — waren seine Aeußerungen über die Bildung der Menschheit. — Groß war seine Hoffnung, daß noch einstens Heinrichs des IV. Ideen: einen ewigen Frieden, eine dauerhafte beglückende Verbindung unter allen cultivirten Nationen herzustellen, in Erfüllung gehen würden." In andern Stellen heißt es: „Schiller war im höchsten Grade menschenfreundlich, leutselig, zuvorkommend und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend wie eigenes. Abgewiesen und verachtet ging nie der Armuth dürftiger Lastträger von seiner Thüre." „Wenn ich nur alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden wissen und sehen sollte!" so sagte er oft mit dem Ausdrucke der herzlichsten Empfindung, wenn sein Herz durch den Anblick eines Leidenden mehr als sonst gerührt wurde. „Ein Lückenbüßer ist der Mensch!" setzte er auch zuweilen, wenn ihm ein Elender begegnete, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, hinzu, als er die Lasten seiner körperlichen Leiden zu fühlen anfing. — Schiller war ein liebender, treuer

Gatte, ein zärtlicher Vater. Man traf ihn oft neben seiner Frau auf dem Sopha sitzend, die Kleinen auf dem Schooße wiegend, tändelnd und schäkernd mit ihnen. — Friede und Ruhe lag in Schillers Charakter. Auch den Feind konnte er nicht erzürnen. Er war einer der besten Menschen, einer der edelsten Menschenfreunde. „Ich lebe gern im Frieden," sagte er oft; ich kann niemand beleidigen, erklärte er immer, wenn er hörte, daß jemand beleidigt und gekränkt worden war. Ich habe mir einigermaßen selbst den Krieg erklärt, erwähnte er in der Epoche der Xenien verschiedene Male; man wird mich verkennen. O! so setzte er einmal hinzu, warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanache? Ich mochte ihn doch erst nicht! — In dem Liede an die Freude liegt mein Charakter, sagte er oft im fröhlichen Kreise seiner Freunde. Diesen Kuß der ganzen Welt! sprach er dann, wenn er mit einem Blicke, der wirklich die größte Menschenliebe ausdrucksvoll mahlte, den mit alten Rheinwein gefüllten Pokal ergriff, und den kleinen friedlichen Zirkel seiner Freunde zum Genusse der Freude, zum Hochgefühle der Herzen ermunterte.

„Auch die Todten sollen leben!“ rief er dann, wenn in munterer freundschaftlicher Mitte ein herzerhebendes geistvolles Gespräch ihn unter die Mahnen großer Männer geführt hatte. Die Nachricht von Lichtenbergs, Herders und Klopstocks Tode vernahm er mit tiefster Wehmuth, und opferte ihren Schatten heiße Thränen.

Ein anderer seiner Freunde schreibt Folgendes von ihm *). „Mit Freundlichkeit empfing er mich; sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts vom Stolz oder vornehmthuenden Air; er war so offen, so redlich in allen Aeußerungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine viertel Stunde verging, war, als hätten wir uns seit Jahren gekannt.“ Eben dieser wackere Biograph meint: daß sich Schiller in einem Gemählde des Genies selbst in folgender Stelle am lebendigsten und treffendsten abgezeichnet habe. „Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdruckt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in sei-

---

*) Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie. Leipz. 1805.

nen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist: es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn: es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu; aber nicht sowol, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt: es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt."

Und Lichtenberg, — welch ein trefflicher Mensch war dieser Lichtenberg, wenn man ihn in seiner stillen philosophischen Handelsweise, ohne den brennenden Schimmer seines Witzes und Humors, sah'! Welche Einfachheit, Liebe und Güte des Charakters gegen seine Freunde, seine Familie, seine Schüler! — Welche stille innere Religiosität des Gefühls, dessen sich oft so viele andere große Männer fast geschämt haben. „Ich, sagt er von sich selbst, kann mit Inbrunst beten,

und habe den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes unbeschreibliches Gefühl lesen können: Ehe denn die Berge geworden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, ist für mich unendlich mehr als: Sing unsterbliche Seele u. s. w. „Wenn ich, sagt er wieder ein ander Mal, an die Stelle eines Liedes komme, die so heißt: Hast du es denn beschlossen: so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn, — was fühle ich da oft für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! ich wollte mich in die See stürzen, und mit meinen Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtseyn einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten."

Ist der Welt durch große Genies viel gedient?

Und dennoch hat die Natur die Einrichtung getroffen, — weil der Welt mit einem Ueberfluß an originellen Köpfen nicht sehr gedient zu

seyn scheint, — daß sie immer nur wenige schafft, oder auch wol gar weislich dafür sorgt, daß nicht viele zu ihrer vollendeten Reife gelangen. Die Societät, auf welche die Natur ihre höhern Zwecke gründete, und in allen ihren Reichen, um das Ganze zu erhalten, der Regelmäßigkeit hold ist, bedarf der glänzenden Irrsterne weniger, als der ordnungliebenden Planeten. Sie kann es, vermöge jener Zwecke, nicht wohl vertragen, wenn sie durch zu viele Ausnahmen des Gewöhnlichen gestört und durchschnitten wird; sie ist eine natürliche Feindinn aller Revolutionen, wozu ungewöhnliche Köpfe gemeiniglich am geneigtesten sind. Sie fordert zu ihrem Anbau und ihrer Unterhaltung — Obedienz, Nachgeben, Subordination, Weltklugheit, Stille und Achtung des Friedens, wozu wiederum die wenigsten Genies gemacht sind. Um ihren Kopf soll sich das Universum drehen; von ihnen soll es seine Gesetzgebung annehmen, seine Wissenschaftlichkeit empfangen, seine Staatsverfassungen, seine Pädagogik, seine Religion, kurz alles lernen, was von einem menschlichen Wesen gelernt werden kann.

Kant läßt die Frage unerörtert: ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey? Er nimmt in so fern ihre Partie, „weil sie doch oft neue Wege einschlagen, und neue Aussichten eröffnen; — meint aber doch, daß mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, vielleicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beygetragen haben mögen, — indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnungen stifteten.“ — Im Allgemeinen läßt sich auch diese Frage nicht entscheiden, weil das große Genie bald mit einem sehr edeln, bald mit einem unedeln Charakter verbunden seyn kann, weil von diesem Charakter sein Einfluß auf die Welt sehr bestimmt wird, und weil die Wirkungen des Genies und seine Ausbildung gewöhnlich von dem bessern oder schlechtern Zeitgeiste abhängt, in welchem es seine Bahn durchläuft. — Auffallend ist es, daß der ruhige Denker Kant sich über die sogenannten Geniemänner, welche er Genieaffen nennt,

sogar etwas empfindlich erklärt, obgleich diese Genieaffen dem philosophischen Riesen nie und nirgends im Wege stehen konnten. „Ein Schlag von ihnen, sagt er in seiner Anthropologie, hat sich unter jenem Aushängeschilde des Genies mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreyer, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab, im entscheidenden Tone abspricht, und so die Armseligkeit des Geistes zu verstecken weiß. Was ist hier wieder anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?"

Garve erklärt sich über die Brauchbarkeit

des Genies für die Welt in seinem Versuch: über die Prüfung der Fähigkeiten, schon etwas bestimmter und individueller *). „Unter der Classe von Menschen, heißt es da, die man Gelehrte nennt, sind einige bloß dazu bestimmt, die schon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wissenschaft zu dociren; andere, sie zu erweitern; [Genies] die dritten, sie auf das menschliche Leben und den wirklichen Nutzen der Gesellschaft anzuwenden. Man würde sehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wissenschaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fordern, und die doch ohne Genies besser bestellt werden. Bonsens, d. h. eine nicht sehr tiefsinnige, aber doch richtige Vernunft, die sich an den gewöhnlichen Gegenständen der menschlichen Kenntnisse geübt hat; eine Gabe, die Gedanken anderer zu fassen, und in den Sinn dessen, was man liest oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches wenigstens bey einer hinläng-

*) Im 8ten Bande der N. Bibl. der schönen Wissenschaften.

lichen Wiederholung die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand setzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergessen, — das ist für diese Aemter und für die Classe von Gelehrten, die sie besorgen, und also ohne Zweifel für den größten Theil hinlänglich. Wenn zu diesen Fähigkeiten des Verstandes noch gewisse Eigenschaften des Charakters hinzukommen; erstlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langsamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zum andern eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzusehen, bis sie sie andern wieder beybringen können: so können recht gute Lehrer auf Academien und Schulen daraus werden, sie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde also durch die Strenge, die alle mittelmäßige Köpfe von der Gelehrsamkeit ausschließt, mehr schaden, als nützen. Geister von höhern Gaben lassen sich [schon aus Neigung zur Independenz] entweder schwerlich zu diesen Diensten brauchen, oder verrichten sie in der That schlechter, weil sie sie unwillig oder zerstreuet thun, und sie nur als

Nebendinge ansehen, von denen sie je eher je lieber wieder loszukommen suchen. Diejenige Classe, welche die ausübenden Gelehrten in sich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrsamkeit, als Klugheit und Witz; — man weiß, wie oft große Curen von Leuten sind verrichtet worden, deren Wissenschaft sehr mittelmäßig war" u. s. w.

Aber noch gefährlicher und wirklich furchtbarer zeigen sich, der allgemeinen Meinung nach, die meisten großen Genies auf den höhern Stufen einer politischen Wirksamkeit, wenn sie eigenmächtig regieren und gebieten dürfen, — und man müsse daher der Welt Glück wünschen, daß die Thronen so selten mit Genies besetzt sind. Dieß ist seit Jahrtausenden die Sprache und Meinung der Völker gewesen, und zwar nicht ohne Grund, weil man die großen unheilbringenden Regenten, Eroberer und raffinirten Despoten auch wohl für Genies zu halten pflegte. Allein untersucht man die Sache genauer: so wird man leicht die Entdeckung machen, daß der unzuberechnende Jammer der Welt, welcher durch Regierungen und politische Mißgriffe veranlaßt

wurde, — vorzüglich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß so wenig genialische Köpfe — Regenten waren. Durch Mangel an denkender Selbstkraft, durch die Armuth des Erfindungsgeistes, der selbst das Widerwärtige zu seinem Vortheile zu nutzen weiß, durch eine orientalische Schläfrigkeit und Langsamkeit in den Staatsgeschäften, durch mattherzige, unselbstständige, weichliche und schwankende Regierungen sind alle Thronen und alle Völker gesunken, weil auf solchen Fundamenten nichts Rechtliches und Großes feststehen kann. Durch selbstwirkende, selbstdenkende und erfinderische Regenten sind alle Staaten emporgestiegen, und stehn geblieben, so lange der Schutzgeist des Genies sie beseelte und bewachte.

Derjenige originelle Kopf, welcher seinen Wirkungskreis mit reinem Bewußtseyn seines Werths faßt und füllt, — der überall mit seinem hellen Geiste selbst gegenwärtig ist, überall sein großes Regenten-Ideal in der schönen Wirklichkeit abdrückt *), — überall das Ganze schöpfe-

---

*) So schildert Engel in seiner classischen Lobrede

risch zusammenhält, [nicht durch armselige Noth-mittel und Palliatife, sondern durch seine hin-reichende selbstständige Vernunftkraft] — der Kopf, welcher die Vortheile und Verluste voraus ahndet,

---

auf Friedrich den Großen den wahrhaften Regenten: „Der Monarch soll seinem Ideale auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es, bey dem steten Fluß und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und, indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen, oder sie niederdämpfen; soll beydes, die fähigsten und die redlichsten Diener wählen; sie weder durch [zu großes] Vertrauen lässig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorhersehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der nahmenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist; deren Mangel so oft

und voraus berechnet, die aus einer gewissen Handlungs- und Denkmaxime vielleicht erst nach einem langen Zeitraume resultiren können, und die Keime möglicher Revolutionen in ihrer Geburt

---

die weisesten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! Nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Krieges und des Friedens — muß der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will, — und zwar verbunden mit einer unausgesetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht, die nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, — mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Krieges oder des sichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziele ermattet, noch das andere Mal im hitzigen und leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt."

zu ersticken, oder doch ihre verderbliche Reife zu verhindern weiß, — der Kopf, welcher sein eigener treffender Rathgeber ist, weil das große Talent, zu regieren, aus seiner eigenen Natur hervorgeht, weil er den Brennpunct seines Wirkens aus sich selbst schafft, und nie halb, sondern immer ganz und mit ganzer Besonnenheit handelt, — aber auch — nachzugeben versteht, wo das Nachgeben von der Lebensphilosophie geboten wird, und wo der Trotz des Genies nur alles verderben würde, — ein solcher Kopf ist doch wol unstreitig das Vortrefflichste, was sich eine Nation selbst wünschen kann, und ein solcher wird doch sicher besser, vernünftiger und pflichtmäßiger, als ein gekrönter Automat regieren, der alles durch seine eigennützigen Günstlinge thun und treiben läßt.

Wenn sich aber auch der genialische Kopf auf dem Throne manche Abschweifung von der wahren Regierungsphilosophie erlauben könnte, weil er vielleicht sein Ziel, wie alle selbsthandelnden Köpfe, mit zu großer Lebhaftigkeit oder Hastigkeit verfolgt: so werden ihn doch zwey Dinge vor großen Verirrungen, und am meisten vor

jener, alle Regenten so tief beschimpfenden Unthätigkeit sichern, — die Ehrliebe und die Kunst, geschickte und gescheidte Leute um sich her zu versammeln. a) Die Ehrliebe, welche bey großen Männern nie in einen kleinlichen Stolz ausarten kann, wird ihn in ihren Schutz nehmen, wenn er sich bey seiner Selbstkraft, bey einem zu warmen Gefühle für seinen Zweck, bisweilen vergessen, und Plane machen könnte, die zwar Originalität, aber keine Weisheit verrathen. Ohne die Ehrliebe würden alle große Genies freylich wol nur gefährliche Sonnen am Firmamente der Welt seyn, und mehr zerstörenden Flammen, als wohlthätigen und erwärmenden Lichtern des Himmels gleichen. — Für sich würden sie denn alles, und für andere nichts thun, — mit tollkühnem Despotismus alles unterjochen, — und neben sich nichts Großes und Achtbares dulden und tragen. Der flüchtigste Gedanke würde in eiserne Gesetze ausarten, und die kleinsten Verstöße gegen die Majestät mit erfinderischer Härte bestraft werden. List und Schlauheit und grübelndes Mißtrauen würden vom Throne ausgehen, und durch die Nation nur zu ihrer Unter-

drückung und ihrer Entmannung schleichen. Schlauheit und Mißtrauen würde alle Freyheit im Denken und Reden vernichten, — alle Bande der Geselligkeit auflösen, alle Stimmen des Rechts und der Unschuld unhörbar machen. Ein dumpfer und düsterer Geist der Furchtsamkeit würde alle freye Wirksamkeit lähmen, und sich nur dann eine laute Sprache erlauben, wenn das gekrönte Genie einen Triumph, — eine Schmeicheley, eine überspannte Lobrede von seinen Sclaven fordert. Das Ganze würde eine trauernde Gesellschaft unglücklicher Menschen ohne — Liebe seyn, — ein Volk, das nicht von obenherab geliebt wird, — und das oben Stehende eben darum von ganzem Herzen hassen und verachten muß.

Mag es auch hundert große Regenten gegeben haben, die ihr Volk auch nicht liebten: so schien es doch so, weil ihnen die Ehrliebe diese Form aufdrückte, und dadurch tausend nützliche und wohlthätige Handlungen bewirkte, — wozu kein Genie ohne Ehre jemals fähig wäre. Aber alle große Genies auf dem Throne haben das Publicum geachtet, und ihm wol gar bisweilen

geschmeichelt, weil der Ruhm von daher kommen muß, und die Stimme des Publicums mit unbestechbarer Unparteylichkeit richtet. Eben darum ist die Geschichte für alle große Männer die lebendigste und dringendste Lehrerinn gewesen, indem sie die Stimmen des Publicums sammelt, und auf ewige Zeiten hinaus mit den Nahmen großer Köpfe aufbewahrt. Der sich selbst ehrende Geist will auch in ihr ehrenvoll fortleben, und keine Originalität hat sich jemals mehr selbst geschadet und beschimpft, als die, welche die Verachtung des Publicums decretiren wollte.

b) Die Kunst, geschickte und gescheidte Männer um sich her zu versammeln, geht aus dem Bedürfniß des Genies von selbst hervor, — und war von jeher die schätzbarste Seite aller wahrhaft genialischen Regenten, — während der Schwächling auf dem Throne nur seines Gleichen suchte, und in dieser Pluralität der Negation nur noch sichtbarer wurde. Von unterrichteten, helldenkenden und geistreichen Menschen umgeben, kann der geistreiche Fürst nicht anders als consequent mit seiner Ehre handeln, weil er eben so viel critische Richter um sich erblickt, und sie

sogar aus Neigung zu gleichem Geschmack und gleicher Cultur ehrt und liebt, — und weil überall um ihn her Licht herrscht, wenn es auch bisweilen in ihm selbst dunkle Momente geben sollte. Wie viel Großes, Edles und Schönes wird in einem solchen Areopagus gescheidter Köpfe gedacht und erfunden werden, während der kleine Geist mit seinen kleinen Geistern spielt, oder Luftgold macht! Welche lichtvolle Ideen müssen hier durch dies gegenseitige Berühren kluger Köpfe in dem Geiste des Regenten aufsprühen, welche Regsamkeit in seinem ganzen Innern geschaffen werden, welche Hochgefühle in seiner Brust für die Größe seines Zwecks und seiner Bestimmung aufwachen! Auch giebt es in diesem ehrbaren Convent großer Köpfe gemeiniglich viel Redlichkeit und Rechtlichkeit, — welche keine Schleichwege fürchtet, und, weil das Genie offen und offenherzig ist, die Wahrheit redet und ihren Ernst im genialen Scherze, selbst in der Gegenwart des Monarchen, mildern darf. Kein Frevler darf hier bösen Rath ertheilen, — ohne von allen gerichtet zu werden; keine Ungerechtigkeit läßt sich in diesem Senat decretiren, weil er so

gut, wie sein Meister, von der Ehre geleite wird; hier wird die Einfachheit nicht geschändet, weil sie nicht den Rock der Mode trägt; aber die großthuende Einfalt wird hier desto unbarmherziger verlacht und verachtet. — Der Witz trifft hier nur das Unverdienst, wenn es sich blähet; — alle biedere Männer haben Zutritt zu dem genialischen Regenten, weil das Genie von Natur bieder ist, und durch den Umgang mit mehrern geistvollen Männern sich gemeiniglich den höchsten Stufen der Humanität nähert.

III.

Anwendung der freyen Selbstkraft auf Erfindung des Neuen.

Der mechanische und ästhetische Künstler.

Die dritte Hauptbedingung des Genies ist die Anwendung seiner freyen Selbstkraft auf Erfindung des Neuen, vornähmlich des Schönen durch die Phantasie, — „weil diese schöpferisch ist, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln steht."

Der menschliche Geist will sich zwar, vermöge seiner Natur, überhaupt schon selbstthätig beschäftigen, — und also im eigentlichen Sinne des Worts, sich selbst leben; aber der ge-

nialiſche Kopf hat eine andere und höhere Tendenz, die in ſeinem Innern liegt, und auf die Selbſtgenügſamkeit mit ſich ſelbſt, als ſeine höchſte Seligkeit, hinſteuert; — er will etwas genießen, — denken, — fühlen, was er ſelbſt geſchaffen hat, was ihm nicht durch andere eingeflößt wird, und, wie er mit Recht ſagt, — nicht eingeflößt werden kann; was ihm kommt, er weiß nicht woher; was ihn bezaubert, er weiß nicht wie; was ihn fortreißt, er weiß kaum wohin. Er will etwas genießen, denken und fühlen, was noch kein anderer genoſſen, gedacht und empfunden hat: — das Neue, — Ungewöhnliche, — Wunderbare, in ſo fern ihm alles, was er erfindet, ſo erſcheint, und ihm eben dadurch eine neue Ideenwelt aufſchließt. — Ein Kopf, welcher nichts Neues erfinden, nichts Neues ſagen, nichts Neues dichten kann, iſt weder ein philoſophiſches, noch darſtellendes, noch romantiſches Genie; er iſt vielleicht ein liebenswürdiger, helldenkender Geiſt, ein Kopf, der eine Menge der geſchmackvollſten Kenntniſſe in ſich verſchmolzen hat, — vortrefflich zu erzählen weiß, vortrefflich die bekannten

Regeln der Critik auf Gegenstände der Literatur und Kunst anwendet; — aber dessen ungeachtet ist er kein Genie, wenn er keine neuen Gedanken vorträgt. Er kann die passive, aber nicht die active Kraft des Genies besitzen, — er kann das Neue in dem Schönen und Wahren lebhaft empfinden; aber nicht selbst erfinden. Er denkt durch andere, — er spricht durch andere; er ist das zarte Instrument, durch welches sich die genialische Stimme höherer Geister vernehmen läßt; aber er ist nichts weiter, denn er findet nur, ohne zu erfinden.

Tausend geschickte Tonkünstler finden gleichsam durch den Mechanismus ihrer fertigen Hand, die nicht mehr unrichtig greifen kann, die mannigfaltigsten Töne wie im Fluge; aber sie erfinden sie nicht, — weil sie dieselben nicht denken, — weil sie nicht aus der Phantasie kommen. Der genialische Componist hingegen erfindet sie, indem er sie schöpferisch aus der Fülle seines Gefühls und seiner Ideen hervorgehen läßt, und sie so in die schöne Sinnlichkeit hinstellt. Die allerfertigsten Spieler und Virtuosen sind daher noch keine Genies, wenn sie ihren Beruf

hierzu nicht durch ein selbstgemachtes Phantasiren und Variiren documentiren, denn alsdann zeigen sie, daß sie auch schaffen, nicht bloß nachahmen können.

Eben so sind die geschmackvollsten und vortrefflichsten Reimer in der Poesie nicht immer Genies, — sondern, wie obige Spieler, nur geübte Virtuosen, die ein schon bekanntes Thema zierlich, auch wol hinreißend, wieder aufzustellen wissen. Denn selbst der Reim weckt manche naive Idee, während des Reimens, mechanisch durch die Ideen-Association hervor, und ist also gar kein Verdienst des Genies, wenn man den leichten mechanischen Einklang der Ideen nicht so nennen will. Aber bey größern Köpfen kann auch dieser Einklang genialisch seyn, in so fern der Reim, oder die Melodie des Gedichts, durch eine wunderbare Einwirkung auf den Geist, — wirklich neue Ideen erweckt, und der Reim folglich die Phantasie eigenmächtig belebt. Hier wird er sogar schöpferisch, und steht dann auch gewiß immer an seiner rechten Stelle für das Ohr und für den Geist, — indem er jenes entzückt, und diesen durch die Phantasie sättigt.

Dagegen besitzen wir eine Menge von Gedichten aller Art, worin die schönste und reinste Diction herrscht, worin alles nach den Regeln der Poetik sauber geordnet und zugeschnitten ist, — worin die schärfste Critik nichts gegen den Rhythmus und die lieblichste Prosodie auffinden kann, und worin doch kein einziger poetischer Gedanke hör- und fühlbar wird, — wenn man nicht eine schöne Prosa so nennen will.

Eine sehr große Menge — [oder wol gar die größte] — menschlicher Kenntnisse und Bereicherungen der Wissenschaften ist wirklich nicht erfunden, sondern nur durch den Zufall und andere Umstände gefunden worden. Tausend andere sind auch erst nach und nach in das reine Bewußtseyn getreten, nachdem sie Jahrhunderte lang, wie dunkele Ahndungen, in dem Gemüthe des Menschen geschlummert hatten, so wie für die kommenden Zeiten noch so manches neue Leben und Wirken des Geistes und Genies in uns — schlummern mag. Wie unzählig viel

große und wissenswürdige Dinge haben die Alten — nicht gewußt, die jetzt unsern Kindern in den Schulen als bekannte Erscheinungen vorgetragen werden, und wie viel Neues und Erstaunliches wird uns noch die Zukunft aufschließen, wovon wir uns jetzt nichts träumen lassen! Der menschliche Geist wird, vermöge seiner ursprünglichen und ewigen Tendenz, nie aufhören, zu suchen, und eben darum nie aufhören, zu finden. In den allermeisten Dingen ist seine Wißbegier noch durchaus nicht gestillt, und die kleinsten Erscheinungen enthalten für ihn ein Universum von Problemen, die sich die größten Köpfe nicht beantworten können. Vielleicht ist das, was er seine hellste Beleuchtung nennt, für höhere Geister von gar keiner Bedeutung, — vielleicht wäre ein Leibniz und Kant, unter den Bewohnern eines vollkommnern Lichtreichs der Vernunft und des Scharfsinnes, ein — Anfänger des Lesens und Denkens. In den zahllosen, feinern und gröbern Weltkörpern, die in dem unendlichen Raume des Himmels glänzen, giebt es höchst wahrscheinlich zahllose Classen verschiedener Vernunftwesen von den ersten Funken des

Vernunftlebens bis zu ihrer höchsten Geistigkeit hinauf. Unser vortrefflicher Astronom Bode *), dieser unermüdete Beobachter und Castellan des Himmels, äußert sich hierüber folgendermaßen: „daß die irdischen Stoffe, woraus die vernünftigen Weltbewohner, ja selbst Thiere und Pflanzen gewebt sind, um desto leichter, feiner und elastischer und vornähmlich die Körper denkender Wesen zum freyen Gebrauch der Seele um desto geschickter seyn würden, je weiter der Planet vom Mittelpuncte seines Systems, oder Sonnensysteme von ihrer gemeinschaftlichen Centralsonne entfernt sind, so daß vernünftige Geschöpfe der niedrigsten Classe vielleicht kaum mehr, als körperliche Materie seyn; die der erhabensten Classen aber den geringsten unter den höhern unkörperlichen Verstandeswesen zunächst angrenzen möchten."

Unzählige Erfindungen und Entdeckungen sind den Menschen gekommen, ohne daß sie gesucht wurden. Die Natur liefert dem Geiste einen

---

*) Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude. Berlin, 1804. 2te Ausgabe.

unermeßlichen Stoff von Erscheinungen, und ist in so fern für ihn wirklich unendlich. Er darf nur diese Erscheinungen rein auffassen, und practisch oder intellectuel anwenden, — und das Neue, Erfundene ist da. — Das Reich des Unbekannten fordert ihn zu ewigen Arbeiten auf, — er fand schon tausend Dinge, indem er das Bekannte mit dem Unbekannten verglich, und sich aus diesen Vergleichungen neue Regionen des Wissens eröffnete. Der Zufall oder das Genie hatten einzelne Ideen hingeworfen; — andere fingen sie zu erkennen und zu benutzen an; — wieder andere nahmen sie unter die Pflege der Vernunft und des Geschmacks, — leiteten sie nach dunkeln Gegenden wie erwärmende Feuertheilchen hin, und gaben endlich ganzen Wissenschaften ihre Form und ihren Umfang. Die mechanischen und physischen Entdeckungen hat fast alle der Zufall, ohne genialischen Scharfsinn, hervorgerufen, und vor die Menschen hingestellt. Ohne die Erfindung der Fernröhre und Telescope wäre uns das Sonnenreich nicht so in diesen Wundern und Berechnungen aufgeschlossen worden, und doch war die Erfindung jener Zauber-

instrumente nur ein glücklicher Zufall. Das Pulver, — [die fürchterlichste aller Entdeckungen] erfand ein Mönch, als er chymische Versuche machte, die ihn ohne weitere Anstrengung die Zubereitung jenes Materials lehrten. — Die Sache wird so erzählt. Schwarz hatte die zum Pulver erforderlichen Materien in einem Mörser zerstampft, und das Gefäß darauf mit einem Steine bedeckt, — ein Funke sey zufälliger Weise in den Mörser eingedrungen, habe den brennbaren Stoff angezündet, und von diesem sey der Stein selbst hoch in die Höhe geworfen worden. — Dieser Umstand mußte auf die Erfindung des Geschützes führen, — die also wieder nur ein Zufall war, weil dem Erfinder die Erfindung selbst entgegen kam. Selbst die Keime zu der allerwichtigsten Entdeckung neuerer Jahrhunderte, — zur Buchdruckerkunst, lagen schon längst gleichsam in den Händen des Menschen, ehe diese so nahe liegende Kunst ihr reines Daseyn erhielt, und durch den Erfindungsgeist mehrerer auf einen Zweck arbeitender Köpfe ihre vollendete Form bekam.

Ein großes Feld in der Geschichte der Wissen-

schaften und des Genies ist noch unangebauet und unangefüllt, — nähmlich die wahrhafte erzählende Darstellung, wie originelle Köpfe zu ihren neuen Entdeckungen gelangten und durch welche neue Ideencombinationen? So hat man den Schlüssel zu den wichtigsten Erfindungen verloren, indem die Erfinder selbst uns keine Geschichte ihres Ideenganges hinterließen, wodurch selbst der Psychologie eine glänzende Ausbeute erwachsen wäre. Wir wissen von unzähligen Dingen nur dieß, — daß sie erfunden sind; aber nicht, wie sie erfunden wurden, und wie viel der Zufall oder das Genie hierbey gethan hat; — ja, wir mögen so manches als eine Erfindung des Genies bewundern, was bloß durch zufällige Umstände ganz gemach und mechanisch sein Daseyn erhielt. Wahrscheinlich machen deßhalb auch noch manche eigensinnige Künstler ein Geheimniß aus einzelnen Kunstgriffen ihres Geschicks, damit nicht die zufällige Entdeckung derselben, wohinter sie den Ruhm des Genies verbergen, als etwas Handwerksmäßiges erscheine, und sie um ihre Künstlerehre bringe; — fast wie der Taschen-

spieler seine Manier, zu täuschen, versteckt, weil mit ihrer Aufdeckung die ganze Geschicklichkeit weiter nicht interessirte.

Doch hat uns einer unserer neuesten Entdecker der Organenlehre, der achtungswerthe Naturforscher Gall, gar deutlich gewiesen, wie er nach und nach zu seinen interessanten Beobachtungen über die Hirnlehre, in so fern sie die Organologie als etwas Neues aufstellt, gekommen ist. „Wie ist es möglich, fragte er sich, den eigentlichen individuellen Sitz für die Organe an der Oberfläche der Hirnschale zu finden? Nicht anders, als durch den ganz natürlichen Gang der Empirie." — Ehe er noch solche gesammelt hatte, also alles in seinem System nur noch Hypothese war, — glaubte er bereits schon an die bedeutende und weissagende, das Innere verrathende Kopfform. Er begann zuerst mit den Untersuchungen so vieler Tonkünstler-Köpfe in Wien; aber alle diese waren im Allgemeinen anders geformt; der Kopf im Allgemeinen konnte ihn also weiter zu keinen Entdeckungen bringen.

Aber die Schädel der Musiker sollten ihn doch nun einmal weiter führen. — „In keinem Fache,

sagte er, ist die Natur mit Vertheilung ihrer Talente freygebiger gewesen, als in der Tonkunst und Mechanik" — [die lieblichsten und nothwendigsten Gespielinnen der Humanität] daher benutzte er die günstige Gelegenheit, vornähmlich an den Tonkünstlern und Mechanikern seine Beobachtungen fortzusetzen. Durch Anschauen und Wiederanschauen derselben Köpfe fand er endlich an beyden eine Erhöhung, — bestimmt an einem individuellen Theile desselben, als sich etwas Auszeichnendes und Originelles. Wäre diese Erhöhung, raisonnirte er nun weiter, ein wirkliches Naturzeichen des Tonsinnes: so müßten es Menschen, die dieses Sinnes ermangeln, — auch nicht besitzen, und er fand dieß wiederum bestätigt; — diese Erhöhung war bey solchen Leuten nicht wahrzunehmen; höchstwahrscheinlich wurde ihm nun die Anfangs bloß vermuthliche Idee: daß jene Hervorragung dem Tonsinne eigenthümlich sey.

Diesen Weg ging er nun überhaupt bey Untersuchung aller andern Organe. Entdeckte er bey einem Menschen eine Auszeichnung des Schädels, der z. B. sehr gutmüthig war, so forschte

er ihn aus; er fand die meisten Menschen sehr dienstfertig, ihm Aufschlüsse zu geben, und erhielt auf die Art eine große Menge von charakteristischen Lebensbeschreibungen. Um sich jene Untersuchungen zu erleichtern, ließ er Köpfe von ausgezeichneten Menschen in Gyps abdrucken, und erhielt so eine ansehnliche Sammlung von Schädelformen, an deren jeder er etwas Eigenthümliches bemerkte. Er untersuchte ferner eine Menge Personen, deren Schlauheit ihm bekannt war, und fand, daß sie alle etwas an ihrer Kopfform mit einander gemein hatten. Er ließ eine Menge Gassenbuben zu sich kommen, und beobachtete sie in ihren schlauen und verschmitzten Aeußerungen; er untersuchte vornähmlich in öffentlichen Anstalten die große Anzahl von Dieben, und gründete auf diese Beobachtungen seine Hypothese von einem den Menschen beywohnenden Raubsinne, — der nur durch die Cultur in tausend Menschen unterdrückt werde, aber sich dennoch an unzähligen Schädeln zeige, weil der Mensch von Natur ein Raubthier sey. Dann sammelte er die Schädel von Wahnsinnigen, und fand hier wiederum hervorstechende Eigenthüm-

lichkeiten. — Nach diesen Voraussetzungen ging er durch die Analogie zu den Schädeln der Thiere über, und raisonnirte so: da sich die Natur in ihren Gesetzen getreu bleibt: so muß die Organisation bey den Thieren wie bey den Menschen seyn. Diejenige Stelle, welche ein Organ am menschlichen Schädel bezeichnet, muß auch das Thier haben, nur daß die Verhältnisse des Thiers zum Menschen allerley Verschiedenheiten veranlassen können, dagegen die Grundlagen der organischen Natur immer dieselben bleiben müssen. Das Thier hat den Sehnerven da, wo der Mensch ihn hat, also auch den Tonsinn, den Bausinn u. s. w. da, wo er beym Menschen ist *). — [Es ist hier der Ort nicht, die möglichen und künftigen Resultate dieser anatomischen Entdekkungen zu untersuchen, oder deren Wahrheit überhaupt zu vertheidigen, sondern nur zu zeigen: wie ein geistreicher Kopf sich in seinen Erfindungen zu orientiren pflegt, um das, was Anfangs nur ein Einfall oder eine Hypothese

---

*) Ausführliche Darstellung des Gall'schen System's der Schädellehre. Magdeb. 1805.

war, — sich nach und nach zur Wahrscheinlichkeit, oder durch die Combination mehrerer Schlüsse und Erfahrungen endlich zur Ueberzeugung zu erheben.]

Auch im gemeinen Leben, in so vielen Veranstaltungen zum Besten der Menschheit, in den Künsten des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit, des Ackerbaues, des Handels, der Schifahrt, der allgemeinern Cultur, — selbst der Erziehung sind die nützlichsten Erfindungen durch gewisse Zufälligkeiten hervorgegangen, welche das Genie unter seine Pflege nahm, und zu höhern Ansichten vollendete. Es giebt gewisse glückliche Ideen, denen die Wissenschaften oft mehr, als allen Anstrengungen, zu verdanken haben, — Momente, in denen der Geist für Jahrhunderte — Plane schafft, an die vorher kein Mensch gedacht hatte, und gewisse momentane Erleuchtungen des Geistes, die ihn überraschen und durch die Ueberraschung forttreiben, ohne die tausendfaches Gute nie vollendet seyn würde; Entschlüsse, die wie durch ein Wunder in uns geweckt wurden, und aus den kleinsten Veranlassungen die schönsten Würkungen für die Mensch-

heit entstehen ließen. — Ich will hier eine interessante Anecdote aus der neuern Erziehungsgeschichte erzählen, die wenigen meiner Leser bekannt seyn dürfte, und die mir vormals einer der aufgeklärtesten und thätigsten Menschenfreunde und Volkserzieher, von Rochow, von sich selbst mitgetheilt hat. — Rochow saß eines Tages gegen Abend, in seinen Gedanken verloren, am Arbeitstische; die unglückliche Lage des Landmanns in Absicht seines damaligen erbärmlichen Schulunterrichts schwebte ihm vor den Augen; während dieser wehmüthigen Stimmung seines Gemüths zeichnete er — ganz unwillkürlich die Figur eines Löwen auf ein Stück Papier, — eben so unwillkürlich zieht seine Feder ein Netz über diese Figur; — und wie ein Blitzstrahl erscheint ihm der Gedanke: der gemeine Mann gleicht diesem armen gefangenen Thier; bey aller Kraft, welche die Natur in ihn legte, ist er schwach und unglücklich, so lange er in dem Garne der Unwissenheit und des Aberglaubens verstrickt liegt. „Du willst, du kannst dieses Netz zerreißen helfen, — und die Vorsehung wird deinen Willen segnen.“ In dem Augen-

blicke wendet er das Papier um, und entwirft noch am nähmlichen Abend den Plan zu seinen Schulbüchern, die nachher seinen Nahmen unsterblich gemacht haben. — Freylich nur bey einem so thätigen, so warm-fühlenden und so geistreichen Manne konnte jener Gedanke eine so tiefe Wurzel schlagen, daß er ihm mit rastloser Thätigkeit sein ganzes schönes Leben widmete. Tausend andere hätten einen solchen Löwen wol auch gezeichnet, ohne an etwas anders, als allenfalls an den Löwen zu denken, der in der Fabel durch eine Maus gerettet wurde.

Mechaniker und Aesthetiker *).

Was nützt es zum praktischen Leben? fragt der Mechaniker; — was läßt

---

*) J. W. B. von Ramdohr Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten. Leipz. 1793. 2 Theile. Fr. Ast allgemeine Betrachtungen über das Wesen der schönen Kunst. Neue Bibl. der schön. Wissenschaften. 63r B. 1800.

sich schön erfinden und darstellen? fragt der Aesthetiker; — was ist Wahrheit? fragt der Philosoph — [wenn wir sie als Erfinder denken]. Aber dieser gehört nicht zur Classe der Künstler, sondern der Denker, mithin nach Kants Erklärung, nicht zur Classe der eigentlichen Genies.

Es giebt also zwey merkwürdige Reiche oder Abtheilungen aller genialischen Fertigkeiten. Alle Genies lassen sich unter die eine oder die andere bringen, — ob es gleich eminente Köpfe geben kann, die Herren und Meister in allen Abtheilungen des Wissens seyn könnten; ihre Nahmen sind:

a) mechanische, b) ästhetische oder auch romantische Künstler.

Unter dem mechanischen Genie verstehen wir vornähmlich das Erfindungstalent bey solchen Dingen und Gegenständen, die auf den Nutzen und die Bedürfnisse des Lebens Beziehung haben. Wir rechnen hierher alle Erfinder künstlicher Maschinen, in so fern sie durch eine freye Berechnung ihrer wirklichen Nutzbarkeit, zur Eintheilung der Zeit, zur vortheilhaften Hebung großer Lasten,

zur Ersparung unnöthiger Kräfte und zur Entdeckung physischer und mathematischer Wahrheiten brauchbar und geeignet sind.

Es giebt dergleichen mechanische Köpfe in allen Ständen, und oft in den niedrigsten Classen der Handwerker und Landleute. — Es sind Männer, von denen man zu sagen pflegt: daß ihre Hände schaffen können, was ihre Augen sehen. In so fern diesen Leuten nur das Nachahmen künstlicher Arbeiten leicht wird, kann man sie nicht wohl Genies nennen; ihr Talent besteht alsdann nur in einer Fertigkeit, — auch wol ohne Unterricht durch bloßes Absehen und Ablernen etwas Künstliches hervorzubringen, ohne daß sich vorher die Phantasie ein Bild von ihren Productionen machte. Ein gewisser Scharfblick, — wie das Ding zusammenhängt, — wie es zusammenhängen muß, — wie es eingerichtet und in einander gefügt seyn will, — wie ein Theil und warum ein Theil auf den andern wirkt, — führt sie zur Kenntniß des Kunstwerks, ohne daß es ihnen Mühe kostet; — sie haben es weg, — wie man sagt, und können nun andere wieder darin unterrichten, nicht sowol, weil ihre

innere Anschauung genialisch ist, sondern weil der Verstand mechanisch die Begriffe construirt, also doch nur logisch verfährt. Schon mehr verdienen diese Leute dann den Nahmen des Genies, wenn sie vorhandene mechanische Kunstwerke, oder wenn man lieber will, Kunstarbeiten verbessern, also doch wirklich etwas Neues und Erfundenes hinzufügen, was dem ersten Erfinder, oder dem ersten Zufall des Erfindens entgangen war. — Wenn man diese Leute reden hört: so führen sie schon wirklich die Sprache des genialischen Kopfs. Sie können es nicht begreifen, wie die ersten Entdecker nicht weiter gegangen sind, sondern da stehen blieben, wo ihnen andere Resultate so nahe lagen; — sie können es aber auch ferner nicht begreifen, wie man über die Mühe erstaunen kann, die ihnen die Arbeit gemacht haben möge; sie können diese Arbeit selbst nicht berechnen und angeben; wie auf einmal und wie in einer Erscheinung ist ihnen das alles so gekommen; — das müsse so seyn, ist ihre Ausrede, wenn sie sie sich selbst nicht weiter erklären können, so wenig wie es der Dichter erklären kann, — warum er so und

nicht anders gedichtet; es ist ihm auch wie durch eine unsichtbare Macht eingegeben, und im gänzlichen Hingeben an diese Macht, hat er in kurzen Zeiträumen Meisterstücke hervorgebracht, die ein anderer mit dem höchsten Aufwande der tiefsten Gelehrsamkeit nicht geschaffen haben würde. Oft ist der mechanische Erfinder aber auch ein bloß grübelnder Kopf, ohne etwas Neues zu finden, — der wäre dann vielleicht ein besserer Philosoph, als ein genialischer Dichter geworden. Aber das Genie hat sich in ihm anbauen wollen, und einige seiner Lichtfunken glühen wirklich in dem innern Gemüthe, ohne daß sie leuchten und zünden. Die Tendenz zum Suchen ist in ihm vorhanden, — und alle diese Köpfe haben etwas Vortreffliches in ihrer Constitution, wenn sie sich auch zum Erfinden nicht emporschwingen. Das unermüdete Sehnen nach etwas Bessern könnte doch auch schon ein geheimer Zug des tief liegenden, noch nicht geweckten Genies genannt werden, und aus manchem gemeinen rastlosen Zeichner hätte ein Guido Reni werden können, wenn er seinen innern Instinct zum Selbstschaffen durch eine höhere Cultur ver-

herrlichen und zu einem edlern Geschmacke anwenden konnte.

Der Zweck des mechanischen Erfindens geht also fast immer nur auf den praktischen Nutzen, und da ihm sein Zweck immer vor Augen liegt, dessen Anschauung im mechanischen Künstler der Erfindung allemal selbst zu Hülfe kommt: so scheint wirklich derselbe auf einer niedrigern Stufe der Genialität zu stehen, als der, welcher in den schönen Wissenschaften sich auszeichnet. Man glaubt ihm auch schon darum in dieser — höhern Region der Originalität keinen besondern Rang geben zu dürfen, weil das Bedürfniß, sich das Leben nützlicher und vielseitiger, auch wol bequemer zu machen, das menschliche Erfinden so leicht reizt, weil jenes Bedürfniß allgemein ist, und daher selbst unter den rohern Nationen nach und nach die bessern Köpfe, und endlich die Cultur selbst geweckt habe *).

---

*) Mir scheint daher Gall's Bemerkung sehr richtig zu seyn. „Alles ist uns angeboren; Offenbarungen der Welt, durch die uns anerschaffenen Organe. Gesetzt, man könnte alle Menschen von der Welt

Alle Kunst geht überhaupt von sinnlichen Befriedigungen des Lebens aus, — alles ist bey ihr Zweck und Ziel zu dieser Befriedigung, und an Begeisterungen idealer Schönheiten ist da noch nicht zu denken; ja eine Nation kann in den mechanischen Künsten schon erstaunliche Fortschritte gemacht haben, ehe sich ein dichterischer Kopf bey ihr findet, der seine Kunst über das Reich der Zwecke hinaus in ihrer Selbstbefriedigung übt.

Das Genie nützt auch wirklich, vermöge seiner allgemeinern Brauchbarkeit, [weil es nützlichen Zwecken folgt] in dem praktischen Leben mehr, als das ästhetische in seiner Phantasienwelt. Die Menschen sind, vermöge ihrer Sinnlichkeit, mehr zu dem geneigt, was sogleich gewisse Vortheile zeigt, als was erst durch eine höhere Verfeinerung der Gefühle genossen werden kann; nicht zu gedenken, daß unendlich wenig

---

vertilgen, und mit ihnen alle Künste und Wissenschaften; — man nehme nun wieder von neuem Menschen an, die von den bisherigen Fortschritten in den Künsten und Wissenschaften nichts wissen: nach Verlauf einer gewissen Zeit werden sie gewiß wieder das werden, was wir jetzt sind." —

Menschen dieser Verfeinerung fähig sind. — Selbst unter denen, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben, giebt es Tausende, welche nicht begreifen können, wozu denn eigentlich die schönen Künste und Wissenschaften brauchbar sind, und warum sie getrieben und befördert werden. Ein Dichter ist in ihren Augen ein unnützes Mitglied des Staats, — ein phantastischer Müßiggänger, der nur seinen Einbildungen lebt, und keinem Menschen Rechnung von seiner wirklichen Brauchbarkeit ablegt. Plato habe sehr Recht gehabt, die Dichter aus seiner Republik zu verbannen, und die Philosophen mit ihnen, in so fern das Philosophiren in tausend Fällen auch nichts besseres sey, als Dichten. Der gemeinste Handwerker und Künstler, der Landmann an seinem Pfluge, sey ein verdienstvolleres und achtbareres Wesen, als ein Asthetiker und alle Odendichter zusammengenommen. Man habe ihnen im praktischen Leben eigentlich nichts zu verdanken, und sie müßten erst dem Schellenklange ihrer Kunst entsagen, wenn man ihren Kopf gebrauchen wolle. Die Erfindung eines nützlichen Instruments, einer nützlichen

Maschine, einer bessern Bearbeitung des Bodens, einer veredelten Agricultur und Oeconomie *) wiege alle Iliaden und Messiaden der Welt auf, und verdienten öffentlich mehr gerühmt zu werden, als die sogenannten unsterblichen Meisterstücke einer schwärmerischen Phantasie, — welche der Müßiggang der Gelehrten geboren habe. Auch

*) Als man zur Verschönerung der Umgebungen einer deutschen Stadt, auch wol aus Dankbarkeit und moralischem Schönheitssinne, einem großen Manne ein öffentliches Denkmahl setzen wollte, wurden Helden, Gelehrte und Dichter dazu vorgeschlagen. — Die Helden und Dichter wurden überstimmt, und einem unserer größten Literatoren des vorigen Jahrhunderts wurde der Preis des Denkmahls zuerkannt. Ein praktischer Kopf war auch hiermit unzufrieden, und, entweder aus ernstem Scherz, oder scherzendem Ernst erklärte er sich dahin: daß die allerwenigsten Einwohner der Stadt jenen großen Mann kaum dem Nahmen nach kennten, daß die allerwenigsten Gelehrten des Landes selbst seine Schriften gelesen haben möchten, und daß, wenn man einem Manne, der dem Vaterlande sehr nützlich gewesen, und noch sey, — ein bleibendes Denkmahl errichten wolle, — der Erfinder des Breyhahns gewiß vor allen Helden, Philosophen und Dichtern den Vorrang verdiene.

könnten sich die Menschen sehr innig und herzlich freuen und vergnügen, ohne die Dichtkunst zu Hülfe zu nehmen, — und sehr vernünftig denken, ohne die Metaphysik zu studiren; man lege diesen Dingen einen wirklichen Werth bey, der doch nur auf leeren Einbildungen beruhe, und den menschlichen Stolz nur desto mehr anfache, je weniger dahinter sey. Selbst die Freuden, welche aus einem zu gespannten Studium des Schönen hervorgerufen würden, wären unächte Kinder des Frohsinnes; kein Mensch wäre zum Genuß des Lebens weniger gestimmt, als ein Dichter, der in fremden Welten leben, — und, um Mensch zu werden, sich erst gemeiniglich zu der von ihm verschmäheten Alltäglichkeit herablassen müsse. — Unter allen Sterblichen gebe es keine peinlichere, übellaunigere, ungenügsamere, verschrobenere, folglich unglücklichere Geschöpfe, als unter den schönen Geistern.

In der strengsten Bedeutung ist der ästhetische Künstler, — er mag nun intellectuelle oder formelle Producte aufstellen, — eigentlich nur Genie, also eigentlich nur wirklicher Erfinder [durch die Urtheilskraft, nicht durch Construction

der Begriffe] des Neuen und Freygeschaffenen, weil hier die Phantasie, obgleich unter dem Schema der Vernunft, ihre ungestörte Spontaneität in Bildung ihrer Werke behauptet. Die Vernunft giebt nur seinen Fittigen überhaupt das gesetzmäßige Leben; — aber daß er sich in das Suchen und Erfinden so weit hinaus einlassen darf, als er will; daß er Ideen und Bilder zusammensetzt, deren Verbindung bisher vielleicht noch gar nicht gedacht war; daß er neue Ansichten der wirklichen und romantischen Natur auffinden kann; daß er im Gange seines Denkens und Empfindens originell wird, — dieß muß ihm sein Genie einhauchen, in so fern seine Einbildungskraft etwas aus sich selbst heraus dichtet. Jedes genialische Product ist also jedesmal wirklich etwas Neugedachtes, entweder der Form oder der Materie nach, oder in Absicht beyder Bedingungen zugleich.

Die neue Form ist eine neue Erfindung der Methode, wie ein Kunstwerk vor die Anschauung hingestellt, und dem Gefühl des Schönen und Erhabenen, — oder auch der moralischen Güte im praktischen Leben, angepaßt wird. Man

kann jene Form auch den Geschmack nennen, weil er sich fast immer mehr mit der Einkleidung und Darstellung des Schönen, als mit der innern Natur des Erfindens selbst beschäftigt, die er der genialischen Sagacität überläßt.

Diese schafft die neue Materie, oder den neuen Inhalt eines Werks, — welcher vorher nicht bekannt war, — welcher also wirklich dichterisch erfunden wurde, oder, romantisch bearbeitet, doch ein neues Leben und eine neue Stellung im Gebiete der Phantasie erhielt. Man könnte freylich in mancher Rücksicht mit dem unsterblichen La Bruyere sagen: „Tout est dit et l'on vient trop tard depuis plus de sept mille ans qu'il-y-a des hommes et qui pensent;“ aber in dem unendlichen Reiche der Einbildungskraft kann es wenigstens immer neue Compositionen der Dichtkunst geben, eben weil sie keine abgeschlossene, sondern freye Gebiete hat, die noch nie ausgemessen werden konnten.

Uebrigens kann eine Bedingung des Erfindungsgeistes, Form oder Materie, fehlen, und das Product wird dennoch in Absicht seiner Individualität neu und originell bleiben, wenn

nur nicht beyde abwesend sind. Es läßt sich z. B. sehr wohl denken, und in der Literatur der Kunsttheorie sind tausend Beyspiele vorhanden, — daß ein genialischer Kopf sich bey Ausarbeitung eines dichterischen Products ganz alter, gewöhnlicher und verlegener Formen bedient, [also wol gar wenig Geschmack besitzt, vielleicht auch aus Humor nicht besitzen will] und das sogenannte Decorum des Schönen vernachlässigt, — der Dialog kann sogar in Absicht dieser Vernachlässigung bis zum Erbarmen mißfallen und Unwillen erregen, der Styl das feinere Ohr beleidigen; — und dennoch kann der Inhalt für das erfindende Talent unbeschreiblich anziehend, — einzig und originell seyn. Es kann auch bey einer vernachlässigten Form des Geschmacks einen solchen reinen Einklang in dem Innern des Werks, — eine so harmonische Consequenz in dem Zusammenhalten der Charaktere, eine so tiefe Kenntniß des materiellen Schönen, und eine so genialische Abbildung des Wahren liegen, daß ein solches Product unsterblich seyn würde, wenn es sich auch durch gar keine schöne Form auszeichnete. Man vergiebt ja den bessern Dichtern

so gern ihre fehlerhaften Freyheiten in der Methode, wenn sie uns dagegen durch geistreiche, neu gedachte Partien ihrer Gemählde, — oder auch wol nur durch einzelne erstaunliche Gedanken entschädigen, und uns den innern Saft der himmlischen Frucht genießen lassen, anstatt uns nur ihren lieblichen Umriß vorzuhalten. Ja, vielleicht ist es ein Zeichen unseres verdorbenen Geschmacks, daß wir zu sehr nach diesen Umrissen verlangen, nur immer von den Herrlichkeiten der Formen und des Geschmacks reden, und uns desto weniger um das Neue des Stoffs und der Erfindung bekümmern. Wenn das Zierliche, das Manirirte, das Elegante — der innern Kraft und Gluth der Gefühle vorgezogen wird; wenn die Rhetorik und Poesie sich in einem bunten Gewirre schöner Phrasen verliert; wenn der Künstler seine Bildsäulen mit zwecklosen Ornamenten überladet, und der Componist, statt in das Reich der Töne genialisch hineinzugreifen, — damit tändelt und spielt: so ist für das Innere der Kunst freylich nicht viel gethan, und die Flamme des Genies hat sich in ein winziges Irrlicht verloren. —

Der Inhalt, — der zu belebende Stoff ist des Künstlers und Erfinders höchstes Bestreben, weil er mit der Form bald fertig ist, — und weil sie als Methode sogar erlernt werden kann; dahingegen zur Mittheilung des genialischen Geistes kein Unterricht und keine Kunstregel in der Welt hinreicht. Die Form ist oft nur des Künstlers Vehiculum, um desto willkommener und decenter zu erscheinen, — oder um dem Kinde den Nahmen zu geben, den es in der Welt der Ideale tragen soll, — weil es einen haben muß; oder auch um das Uebersinnliche sinnlich darzustellen, weil es sonst gar nicht erkannt werden könnte. Oft wird dem Künstler die Form [worunter hier immer die Methode verstanden wird] zur Last, verwirft, — tadelt sie, und begehet Ausschweifungen gegen sie, die dann freylich nicht immer ungestraft bleiben, weil jeder ein Recht zu haben glaubt, das Formelle zu richten, während er das Neue der Erfindung anstaunt, — wenn man auch meint: das Ey so gut wie Columbus aufstellen zu können. Man wagt es schon nicht so leicht, einen dramatischen Charakter in seiner neuen Originalität anzugreifen,

weil hierzu eine mehr als gemeine Seelenforschung erfordert wird; aber man bekrittelt ihn dann schon nach Herzenslust, wenn er nicht die bessere, oder doch besser geglaubte formelle Stellung gegen die übrigen Charaktere behauptet, — oder, wenn er nicht in den engen Ideenkreis überhaupt hineinpaßt, — nach welchem der Halbkenner die Dichtungen zu beurtheilen pflegt, oder wenn dieser etwas für Caricatur hält, was doch einmal in einem Caricaturleben, wie so oft das wirkliche ist, nichts anders seyn kann. Auch läßt man den innern Gehalt des Gedankens schon deßwegen eher unangetastet, weil es nicht leicht zu bestimmen ist: ob der Dichter oder Künstler dabey nicht noch mehr gedacht haben könne, und in solchen Fällen ein Richteramt der Gedankendeutung nicht streng verfahren darf. Viele junge neuere Dichter lassen es auch wirklich hierauf ankommen, und wissen dem Publicum vorzuspiegeln, daß sie etwas ganz anders bey ihren Dichtungen im Sinne gehabt, als das, was man an ihnen tadeln wolle. Sie berufen sich auf tiefer liegende Gefühle, und tiefer liegende Ideen des Poetischen, die man wiederum nur

nach ihrer Sprache sichten und deuten müsse, und mithin jedem andern, der diese Sprache nicht studiert habe, ewig verschlossen blieben.

Wie der genialische Kopf das Schöne erfindet, weiß er in tausend Fällen selbst nicht regulativ anzugeben, [ob ihm gleich das hohe Ideal des Ganzen lebendig vorschweben mag] weil er die Bilder und die Wendungen seines Dichtertalents nicht auffucht, und nicht mühsam studiert; sondern weil sie ihm in der Begeisterung entgegenkommen, — ihn hinreißen, und, ob sie gleich wie alles, was durch die Zeit geschaffen wird, nach und nach kommen, ihm dennoch im reinsten Zusammenhange erscheinen. Auch die Dichterseele macht keinen Sprung, in so fern alles Denken und Empfinden motivirt ist, — und selbst ihre lyrischen Sprünge können ihm nicht als etwas Unnatürliches auffallen, da sie dieses Ueberhüpfen entweder nur zur schnellern Vollendung des Werks nutzt, oder ihr der innere Zusammenhang der Phantasie nicht entgeht, den freylich der trockene Leser nicht bemerken wird. In dem eiligen Fluge seines Talents sind ihm die Lücken, welche nur der Leser be-

merkt, nicht hinderlich gewesen; er ist also in seiner Arbeit immer unter dem Gefühl und mit der Ahndung fortgerückt, daß er ein wahrhaftes Ganze bilde, und daß er wahrhaften Eindruck machen werde. Aber die leiseste Beobachtung, daß ein solcher Sprung der Phantasie das Schöne selbst beleidigen könne, würde ihm gewaltig in den Weg getreten seyn, und vor dem Kunstgericht ist er darum gerechtfertigt, weil jene Beleidigung nicht Statt gefunden hatte.

Die dichterische Erfindung ist gemeiniglich da, ehe der trockene Verstand sie logisch beleuchtete, und dieß ist ihrer genialischen Natur gemäß. Der erfinderische Gedanke läuft oft sogar vor der Sprache, und, wie es scheinen könnte, vor dem Wollen her, oder ist wenigstens in einem Momente mit ihm geboren. Die mühsame Feile verräth sich an geistreichen Producten gar leicht, und selten zu ihrem Vortheile, und die zweyten Editionen der Dichtkunst — [die Copien, die große Meister von ihren Originalwerken liefern] sind oft in einzelnen Stellen schlechter, als die ersten. Was in der Gluth der Empfindung hingezaubert wird, — verräth gemeiniglich der Muse

lebendigste und geistvollste Umarmung. Hier tritt das Zaudern des Gedankens nicht die Gebilde des Schönen nieder; hier ist alles Natur in ihrer herrlichsten Entwickelung des Moments, — das Meisterwerk, woran der kranke Kopf Jahre lang gearbeitet, — oder, das er nie gewagt hätte, ist in Stunden geboren, — das zufriedene Selbstgefühl, daß es dießmal nicht vollendeter seyn konnte, ist seine schönste Belohnung, und vielleicht würde er beschämt dastehen, wenn ein Mann, der nicht Horaz war, es neun Jahre lang in sein Pult verschlossen hätte.

Man darf daher, vermöge der Natur des freyen Dichtungstalents, wohl sagen, daß die Phantasie in ihren Productionen sehr oft ganz unwillkürlich erfindet, und so den Künstler nicht selten zu den erhabensten Ideen leitet, die er fand, ohne zu wissen, wie sie ihm kamen. Selbst bey dem ganz einfachen Denken bietet ja auch schon eine Ideenverbindung sich der andern an. Ein Bild, sogar ein Wort erzeugt hundert neue, ohne daß wir an die Schöpfung desselben denken, oder uns darauf vorbereiten. In so fern ist das Genie überall; freylich nur bey

den niedern Geistern materiell; was sie schaffen, ist nur das unwillkürliche Product einer gemeinen Natur, die bey einer höhern Ausbildung vielleicht unendliche Räume zu höhern Zwecken durchlaufen würde. Daß das Genie seinen Aufflug freywillig bestimmt, — autorisirt es zum Genie; was es aber auf seiner lichten Bahn findet, kann es nicht vorher berechnen; denn sonst wäre seine Arbeit ein Rechenexempel. Dem genialischen Componisten strömen die Harmonien zu, wenn sein Geist einmal in Bewegung gesetzt ist. Er kann den Strom seines Gefühls, die Gewalt seiner Phantasie nicht mehr aufhalten; er überläßt sich unwillkürlich den Offenbarungen der Muse, und lebt ganz in dem Momente des schönen Genusses, ohne rückwärts oder vorwärts zu sehen; der nächste schöne Gedanke kann ihm doch nicht entgehen, weil ihm der Fortschritt zum Vollkommneren nie entgehen kann, wenn er ein geistreicher Kopf ist. Aber das Dociren hierüber ist seine Sache nicht; dieß muß er andern überlassen, die sein Talent anthropologisch zeichnen.

Eben so der Dichter. Wüßte er, wie sich

in ihm die Ideen der Phantasie zu einem Kunstproducte gesellen, oder so und nicht anders auf einder folgen müßten: so könnte er jeden mittelmäßigen Kopf zum Dichter handwerksmäßig abrichten, und eine Logik des Genies [freylich das unsinnigste Ding von der Welt] schreiben. Aber der Dichter und der genialische Künstler können nicht, wie eine Fabrikwaare, zubereitet werden. Sie selbst sind ein Product der höhern Natur, und ob sie gleich den Formen des Denkens als Vernunftwesen folgen müssen, so können sie doch nie sagen: so habe ich es gemacht, oder wenn sie es sagen, erzählen sie nur psychologisch eine Reihe dichterischer Bilder, die unter hunderttausend andern doch nur individuell ist.

Aber wohin der Dichter seinen Flug richten will, — das wird er sich wenigstens anschaulich zu machen suchen, wenn seine Phantasie sich nicht in dem unendlichen Leeren zwecklos verlieren soll. Als Vernunftwesen muß ihm eine allgemeine Idee des Dichtens gegeben seyn, und wenn sie auch durchaus nur Fiction ist, so muß auch diese sich nach dem Princip des Widerspruchs richten lassen. Ohne Object giebt es kein Thema

des Dichters, wenn nicht alle Dichtkunst klarer Unsinn werden soll. Er muß sich fest an die Zeit halten; denn sänge er etwas, was nicht in der Zeit liegt: so sänge er einen Widerspruch, weil auch selbst das romantische Romane ein Factum im Gebiete der Geister ist *).

---

*) Ein geistreicher philosophischer Kopf drückt sich hierüber so aus: „Genie ist bloß eine Form, die, ob sie gleich ein Schöpfungsvermögen heißt, keine Dinge aus nichts schaffen kann, sondern sie bloß wie die Natur, welche immer die Totalsumme ihrer Elemente gehabt hat, und sie auf tausendfache Art in neue Gestalten umsetzet, aus dem durch Empfinden und Denken ihm zugeführten Stoffe bildet. Je größer der Vorrath von Kenntnissen, desto reicher ist das Genie. Es ist das wahre Erfindungsvermögen. Erfindungen sind eine Art von neuen Combinationen, die nicht mühsam, stückweise, oder dem Zufalle überlassen zusammengetragen, sondern auf einmal im Geiste entsprungen sind. Niemand kann zu beliebiger Zeit den Vorsatz fassen, er wolle jetzt sogleich Erfindungen machen. Je größer der Mann ist, desto weniger Anstrengung kostet ihm der Entwurf seiner Werke: sie stehen in Vollkommenheit plötzlich in seiner Seele vor ihm, und werden von ihm mit fester Kraft außer sich dargestellt. Alle große Erfinder, setzt er hinzu, drücken selbst in ihrem

Es darf wol kaum bemerkt werden, daß es hier einerley ist: ob das Neue sonst schon einmal erfunden war, oder nicht, — wenn es nur der zweyte Erfinder noch nicht kannte, so ist sein Genie entschieden. Wenn noch jetzt erst ein Kopf den pythagorischen Lehrsatz erfände und be-

---

Gesichte das Anstrengungslose aus, das dem schlechten Menschenkenner wegen des jugendlichen Anse-hens, der sanftgekrümmten Linien, der weniger eckigen Umrisse und der unmerklichen Variationen und Uebergänge von einem Theile zum andern, wol gar leicht vorkommt. Wie wenig zerdrückt, knotig und in einander geschoben ist der Knochenbau des Kopfes eines Alexanders, Raphaels und Friedrichs: im Alter mag wol das Gesicht solcher Heroen tiefe pathognomische Furchen zeigen, denn bey ihnen tobet Leidenschaft oft am heftigsten; aber ihre Stirn weicht keiner Gewalt, sie behält die Umrisse des Jünglingsalters. In der Periode ihrer größten Kraft ist ihr Gesicht, wenn es in Ruhe ist, nicht sehr ausdrucksvoll; wird aber, in Thätigkeit gesetzt, aufs Höchste bedeutend. Wer seinen Geist nur auf eine einzige Sache für das ganze Leben richtet, wird gewöhnlich eine viel ausdrucksvollere Miene, ein versteinertes Amtsgesicht haben, als der universelle Dichterkopf.“ S. Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. Von K. L. Pörschke. 1794.

wiese: so würde man diesem Kopf doch wol Erfindungskraft zuschreiben müssen, obgleich jener Satz selbst schon seit Jahrtausenden bekannt ist. Irre ich nicht: so ist die Sache wirklich von Basedow erzählt worden. — Weil überdieß alle Künste die Natur durch Verschönerungen der Kunst nachbilden, und die Natur selbst ewig das einzige große Ganze ausmacht, und sich so in allen schaffenden Geistern abbildet: so kann es eine Menge Kunstwerke geben, deren jedes als eine neue Erfindung neben einander stehen, und dennoch wegen ihrer großen Aehnlichkeit von einander abgeborgt scheinen. Tausend Menschen können schon einerley über den nähmlichen Gegenstand mit einander denken, ohne daß einer von dem andern etwas weiß. Eine gleiche Bildung des Verstandes und Gefühls kann dem Genie sehr verschieden denkender Jünglinge dennoch einerley Schwung der Einbildungskraft, einerley romantische Richtung geben, die sich in gleichartigen Productionen sogar bis auf kleinliche Bilder und Gemählde und mystische Deuteleyen äußert, ohne daß sich jene Köpfe über den Stoff ihrer Erfindungen mit einander besprochen hätten. Man

weiß es von größern Dichtern, daß sie, von einerley Gegenstande begeistert, oft in den erstaunlichsten Aehnlichkeiten ihrer Ideen zusammentrafen. —

Dieß ist eben so gewöhnlich, wenn sie von den Anschauungen der sich immer gleich bleibenden Natur, als von dichterischen Bearbeitungen eines merkwürdigen historischen Stoffes ausgingen. Denn auch dieser ist als ein Factum in der Sinnen- oder Sittenwelt nur Eins, — und als etwas Geschehenes eben so feststehend und unveränderlich, wie ein Gesetz der Natur, ja, gewissermaßen noch feststehender, weil das Geschehene zu verändern eine absolute Unmöglichkeit in sich schließt. Nur in der verschiedenen Art und Weise der Darstellung und eigenen Ansicht einer großen historischen Begebenheit können also Dichter von einander abweichen; aber nie in den Bedingungen der Wahrheit, wodurch sie an die Treue des historischen Factums gebunden werden *). Denn würden sie diese ganz

---

*) Aber ein zu steifes Anschließen an die Begebenheiten eines historischen Drama's kann fehlerhaft wer-

verlassen: so würden sie uns nur romantische Märchen liefern. Aber diese verschiedene Art der Darstellung ist es auch eigentlich, was dem Genie bey historischen Gegenständen den schaffenden Charakter giebt, und wir haben in neuern Zeiten mehrere Beyspiele gesehen, wie einzelne große Begebenheiten aus neuen Gesichtspunkten beleuchtet, und durch eine größere Philosophie der Charakterkunde an einander gereihet, der Geschichte selbst eine hohe idealische Würde mittheilen können. Schillers unsterbliches Werk: Geschichte des Abfalls der Niederlande, ist ein solcher genialischer Versuch, der freylich den trocknen Historikern nie gefallen konnte; aber in so fern doch rein historisch ist, weil er die Facta nicht nur

---

den. „Dadurch, daß Shakespear den Geschichtserzählungen damaliger Zeit zu genau und zu umständlich folgte, hat er seine Schauspiele mit einer zu großen Menge von Personen und Vorfällen überladen. Der Lärmen empfahl diese Stücke einer ungelehrten Versammlung, die, wie er sagt, ein Geräusch von Schildern und Tartschen gerne hört." S. Versuch über Shakespears Genie und Schriften. Aus dem Engl. mit einem doppelten Anhange von J. J. Eschenburg. Leipz. 1771. S. 69.

aus Berichten, sondern zugleich aus der Natur menschlicher Herzen zu beurkunden suchte.

Aber wenn nun auch Künstler und Dichter in ihren Productionen auffallende Aehnlichkeiten zeigen, und sich darauf berufen wollten, daß über einerley Gegenstände auch einerley Ideenbilder entstehen müßten: so ist dieser Gemeinplatz zwar im Allgemeinen psychologisch richtig; aber die höhere Critik darf sich dadurch nicht blenden lassen, sondern wird jedesmal untersuchen: durch welche originelle Merkmale sich jene Aehnlichkeiten über einerley Gegenstände originell unterscheiden. Denn wenn sich das Aehnliche hier nicht unterschiede: so würde alle Critik entweder schweigen, oder weiter nichts zu thun haben, als das geraubte Gut seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. — Unsere romantische Literatur macht diese Gewissenhaftigkeit der Critik um so nothwendiger, da wir des Echtromantischen wahrlich nicht zu viel haben, im Gegentheil die Genialität fast in allen unsern Romanen vergeblich gesucht wird. Daß diese Geschöpfe einer empfindelnden oder geisterseherden oder sogenannten heroischen Phantasie sich so ganz erstaunlich

ähnlich sind, — sowol in der Erfindung des luftigen Stoffs, als in der lockern Darstellung der Charaktere, dieß beweist es eben, wie wenig diese Werke von dem Talente empfingen, und wie eins das andere fast mechanisch, wie eine Wolke die andere treibt, an das Tageslicht förderte. Wir finden in unsern hunderttausend Romanen aller Art fast überall einerley Phraseologie, einerley Manier, mit Gewalt — Interesse zu erregen, wo nichts zu erregen ist; einerley sentimentale, schwankende und unreife Moral, oder einerley Versündigungen gegen alle Moral überhaupt; einerley Wendungen, wenn das abgemattete Genie zum Schlusse getrieben wird; einerley Unsinn, wenn eben dieses Genie ohne alle Philosophie — dennoch raisonniren will; aber unendlich selten diejenige Neuheit, welche den Leser zur Bewunderung fortreißt, und in ihm selbst ein neues Licht und Leben anzündet. [S. unten: über genialische, romantische und humoristische Schriftstellerey.]

Dieses neue Licht und Leben wird wahrlich nicht und nie hervorgebracht durch eine gewisse, noch so aufgeputzte Copiam Vocabulorum, die

sich wie in einem Sturme jagen, und dahineilen, — und dahinrauschen, ohne daß man weiß, — wohin. Ja, sie verrathen durch ihre Hastigkeit wol selbst eine unglückliche Aengstlichkeit in dem Innern des Aftergenies, daß dieser Wortstrom seinem Austrocknen nahe seyn möchte, — und zerstören dadurch vollends alles Interesse. Das Neue und Originelle kommt durch solche Wehen gewiß nicht zum Vorschein, da selbst der gemeinste Gedanke durch das prächtigste Wortmachen, vor der gesunden Critik, nicht gehoben werden kann, sondern ewig gemein bleibt. Selbst bey größern Köpfen macht ein zu gespannter und künstlicher Fleiß der Diction ein wenig mißtrauisch gegen die genialische Kraft, weil man billig glauben sollte, daß die Größe und Lebendigkeit der Gedanken und die genialische Phantasie ihre Sprache schon selbst ohne alle Mühe finden werde, und daß zu vieler Schmuck den feurigen und begeisterten Kopf nicht als Zweck erscheinen dürfe. Die schönen Phrasen sind oft das Schlechteste in einem geistreichen Werke, und ein kraftvolles Gedicht kann dadurch sehr an seinem Eindrucke verlieren, wenn es mit zu vieler Grazie

überladen wird. — Man hat diesen Fehler nicht ganz unrecht ästhetische Ueppigkeit genannt.

Eben so wenig und selten dauert der Eindruck, welchen das Schauerliche und Grauenvolle in romantischen Geschichtserzählungen hervorbringen soll, — ob es gleich in der Geisterwelt sehr erlaubt und zweckmäßig genutzt werden kann. In wirklichen Erzählungen ist aber dieser Nutzen gemeiniglich schlecht berechnet, und sogar unpsychologisch. Das Schauerliche ist mit einem innern unbehaglichen Zustande des Gemüths verbunden, der an Furchtsamkeit und Angst grenzt, und also für unser Gefühl etwas Widerliches enthält. Kein Mensch verweilt gern in diesem Zustande; er sucht ihn fortzuschaffen, so bald er kann, — und das Gespenst wird ihm wol gar am Ende lächerlich. Hört die bange Täuschung auf: so ist auch das Interesse derselben verschwunden, wenn der Dichter nicht immer neue Geistermaschinerien anzubringen weiß, — wodurch er aber doch wieder der Gefahr des nequid nimis ausgesetzt bleibt, — und noch überdieß die Vermuthung veranlaßt, daß die wirkliche Welt seinem Blicke entgehet, — während

er aus einer nicht wirklichen seine Armuth zu verstecken sucht. — Die Geistererscheinungen zur Hervorbringung augenblicklicher Schauergefühle ist ohnehin schon ein so oft gebrauchter und verbrauchter Kunstgriff unserer dramatischen Fabriken, daß sich die bessern Köpfe derselben gern enthalten werden, wenn auch einzelne glänzende Genies, um ihren Werken den Reiz der Neuheit zu geben, — [und doch wol ohne Noth] einen Geist erscheinen ließen, damit das Schauspielhaus voll würde.

Die Erscheinung eines Geistes in Shakespeares Hamlet ist schon von mehrern Kunstrichtern um so viel mehr getadelt worden, da sie wahrscheinlich nur eine Entlehnung aus den Persern des Aeschylus ist. Es wird hierdurch nur eine augenblickliche Täuschung, und doch auch nur bey abergläubigen Menschen hervorgebracht, für welche ein Meisterstück, wie der Hamlet, doch wol nicht geschrieben wurde. Für ein aufgeklärtes Publicum, dessen Volksreligion die Erscheinung eines Todten sogar als etwas Unsinniges verwirft, kann dieser Geisterspuk kein Interesse haben, zumal da dem Genie tausendfache Erfindungen of-

sen stehen, um sein Werk als ein großes Natur=product, ohne übernatürliche Kräfte, zu vollenden. Nebenher müßte doch auch wol der Dichter den moralischen Zweck haben, — wenn er nicht sein erster seyn soll, die Einfalt der Menschen nicht zu einer vorübergehenden theatralischen Täuschung zu mißbrauchen, und sie selbst durch schauerliche Bilder wie unverständige Kinder zu erschrecken *). Denn daß es hier bloß auf den Kunstgriff zu erschüttern abgesehen ist, sieht man daraus, daß die Geister nur momentan und mit einer feyerlichen Kurzsylbigkeit auftreten, — daß sie nur zu gewissen Stunden der Nacht erscheinen dürfen, und daß ihnen die Garderoben der Theater eine widerliche Gestalt geben, anstatt daß sie als Genien einer fremden Welt wol einen freundlichern Anblick gewähren müßten.

---

*) „Si le théatre est la représentation de la verité il faut bannir également les apparitions et la magie." Voltaire in der Vorrede zu Corneille's Medea. Allein dieß Gesetz ist wieder zu einseitig. Denn die Schaubühne darf als solche auch das Wunderbare aufstellen; aber darf sie es in das Wahre mischen?

IV.

Normalität genialischer Producte. Genie und Bonsens. Sünden gegen das Normale.

Das Mangelnde und Fehlerhafte, welches wir so oft an den Producten des Genies wahrnehmen, — vornähmlich wenn sie ihr Daseyn einer genialischen Phantasie zu verdanken haben, führt bey der Erklärung des Genies noch zu einer seiner letzten Bedingungen, — ohne welche es nicht wohl gedacht werden kann, nähmlich: daß es in seinen Darstellungen normal, und also gewissermaßen legislativ sey. Diese Conditio sine qua non ist so nothwendig, daß sie sogar als eine Feuerprobe aller geistreichen Productionen betrachtet werden kann, — und bey

allen Critiken des Schönen zum Grunde liegt. Auf die Art wird der Geschmack der strengste Kunstrichter der Kunst selbst, und unterwirft die Phantasie heiligen Gesetzen, die sie in dem höchsten Schwunge ihrer Freyheit dennoch nicht aus den Augen verlieren darf, weil sie immer gesetzmäßig schaffen muß. Das genialische Product muß daher allemal in einem gewissen Sinne des Worts ein Meisterwerk seyn, d. h. ein solches, wonach und woran geistreiche Köpfe ihre eigenen Talente prüfen und ausbilden können, ohne in Gefahr zu gerathen, ein schlechtes Original gewählt zu haben. Je musterhafter dieses Werk ist, desto besser ist es, und desto mehr verdient es, nachgeahmt zu werden, so lange noch der gute Geschmack herrscht.

Alles Gedachte und Empfundene muß normal seyn, wenn es recht gedacht und recht empfunden wurde. Dieses Gesetz ist so ewig, wie die Natur, welche es dem menschlichen Geiste einprägte, und ihn dadurch wie durch einen heiligen Vertrag leitete, noch ehe die innerste Natur des Denkens und Empfindens selbst untersucht war. Ohne vorhergegangene Theorien der

Aesthetik schrieben die ältesten Dichter schon ihre normalen Werke, und rufen aus weiter Ferne unsern, von so vielen Theorien — erleuchteten Dichtern zu: — werft die Lehrbücher des Geschmacks auf die Seite, und macht es wie wir! Schreibt aus dem Innersten eures Gefühls, — aus der Fülle einer gereiften Selbstkraft eure Werke, — die Regel dazu liegt in dem Menschen heilig verwahrt, ohne daß er sie in euren Compendien aufsuchen darf. Die Natur giebt der Kunst die Regel, — die Dichtkunst sey also die schönste und herrlichste Natur, die aus euren Werken redet, und eure Werke werden unsterblich seyn und bleiben!

Ja, das Schöne ist um so viel mehr dem Gesetze der Normalität unterworfen, weil es durch die kleinsten und leisesten Beleidigungen des guten Geschmacks so gewaltig erschüttert und gemißhandelt werden kann, — wie die geringste Dissonanz einen harmonischen Sinn fast zur Verzweiflung bringet. Das ästhetische Gefühl ist ein schnellerer und strengerer Richter, als der Verstand, welcher erst seine Begriffe construiren muß, und sich sogar nicht selten geneigt fühlt, —

sein höchstes Ziel, die Wahrheit, mit leeren Hypothesen zu verwechseln, und etwas als Gegenstände des Denkens zu betrachten, was nur ein Hirngespenst ist. Das Schöne wird hingegen wie durch einen geistigen Instinct empfunden und geschaffen, ehe der Verstand zur Mitsprache gelangt. — Ein verdorbener Geschmack kann zwar ganze Nationen Jahrhunderte lang beherrschen; allein dieß ist auch nur ein verdorbener Geschmack, und nichts weniger als normal.

Im Gebiete der ästhetischen Phantasie — würde daher die schrecklichste oder lächerlichste Anarchie herrschen, wenn jeder noch so wunderliche Einfall, jedes phantastische oder mystische Buch, jeder grillenhafte humoristische Kopf als etwas Genialisches gelten dürfte, — und die romantische Welt würde dann nichts als ein großes Irrehaus seyn. Die Phantasie erkennt daher, wenn sie sich auch sonst so gern dem Zwange der Regeln entzieht, doch diese eine als ein unabänderliches Gesetz an: daß ihre Schöpfungen musterhaft seyn müssen, wenn sie mit Ehre und reiner Besonnenheit erscheinen soll; ja, diese stille und sinnige Besonnenheit muß dem Genie

selbst seine Kraft erhalten, wenn es dieselbe zu verschwenden geneigt seyn sollte. Allen Werken des Genies, selbst den launigsten und scherzhaftesten, wohnt daher auch ein gewisser Ernst bey, der das Ganze zusammenhält, und selbst den Luftsprüngen des Genies eine gewisse Würde ertheilt, indem darin nichts ohne Besonnenheit gethan und bezweckt werden darf. Das muthwilligste Genie, wenn es auch bisweilen an Scurrilität grenzen sollte, hat dennoch seine feyerlichen, ernsten und nachdenklichen Stunden; der höher stehende Geist seine tiefsinnigen, in sich gekehrten Meditationen, in welchen er gleichsam in sein Innerstes hinabsteigt, und sich die Welt seiner Erfindungen nach Willkür, aber immer mit grübelndem Ernste, construirt. Er fühlt es, daß ihm die Natur die Gesetze hierzu giebt, daß sie mit ihrem Feuer den Geist erwärmt und erweckt, daß er diese Heilige durch exemplarische Werke ehren muß, und daß er lieber nichts thut, wenn die Stunde des Talents vorüber ist. Daher haben große Künste oft monatlang ausgeruhet, — nicht sowol um auszuruhen, sondern weil das Genie ihnen in diesen Zeiten nicht günstig

war, weil sie sich hätten anstrengen und mühsam aufreitzen müssen, — um doch nur ein mittelmäßiges Product in diesen verfinsterten Stunden zu liefern.

Aber die Natur hat auch für ihr Lieblingskind, — das Genie, — darin so mütterlich gesorgt, daß sie allen vorzüglichen phantasiereichen Köpfen eine nicht gewöhnliche Fülle des gesunden Menschenverstandes [Bonsens] verliehen, um sie vor den Ausschweifungen einer excentrischen Phantasie zu sichern. Alle große Genies waren zugleich in ihrem Fache große Denker, — so wie man fast umgekehrt sagen könnte, alle große Denker waren Genies, obgleich dieß doch nicht im Allgemeinen behauptet werden kann, weil sich das Denken erlernen läßt, aber das Genie niemals. In allen großen Dichtern beobachtet man ein vielfaches und vielseitiges Raisonnement; — mitten unter den Schöpfungen eines romantischen Gemähldes mehr Philosophie, als in dem Lehrbuche einer Metaphysik und Psychologie; tiefe Menschenkenntniß und tiefes Talent, das Innere der Gefühle zu spähen und zu deuten, ihre Geheimnisse aufzuschließen,

und sie mit hinreißender Beredsamkeit hinzustellen; das Fehlerhafte in den Charakteren wundersam zu gruppiren, eine Leidenschaft aus der andern unter neuen Gesichtspunkten abzuleiten, und den ganzen Menschen zu übersehen, der sich so gern nur theilweise zeigen möchte. Welch ein sinniger und verständiger Meister in den Charakterzeichnungen ist nicht Shakespear! wie rhetorisch-schön, aber zugleich wie psychologisch-fein hebt er die Leidenschaften aus dem innersten Menschen heraus, und wie greifen seine Menschen so ganz und so dramatisch in einander, damit alles zum vollendeten Ganzen [selbst bey seinen vielfältigen Episoden] werde! *) Es ist der geübteste Sens commun, der in seinen Schöpfungen herrscht, —

---

*) Ueber seinen romantischen Charakter macht ein scharfsinniger Autor folgende treffende Bemerkungen. „Shakespears Talent ist unnachahmlich, daß er den Mangel der Regel oder vielmehr ihre Befolgung unbemerkbar macht, indem er die Täuschung des Zuschauers schon im voraus für jede verwegene Fiction, für jede ungewöhnliche Vorstellungsart zu gewinnen weiß, — indem er nicht bloß unsere Gutmüthigkeit in Anspruch nimmt, sondern die Phantasie,

der ungetrübteste Blick, der in die Geister von aller Farbe und Gestalt eindringt, und sie reden läßt, wie jeder nur in seiner Art reden kann und darf. In seiner erstaunlichen Seelenanatomie herrscht der reinste Einklang, — und selbst seine Caricaturen sind aus der Wirklichkeit gegriffen, wenn sie auch bisweilen einer andern Welt anzugehören scheinen. Alles ist in seinen Werken hohe lehrende Vernunft; — nichts umsonst, — nichts ohne Vorbereitung und nichts ohne Besonnenheit da, — nichts herbeygekünstelt und herbeyempfindelt, sondern fast alles reine dramatische Natur, die sich nie anders, als durch einen reinen Geist in ihren Wundern zeigen kann.

---

selbst wider unsern Willen, so spannt, daß wir die Regeln der Aesthetik mit allen Begriffen unseres aufgeklärten Jahrhunderts vergessen, und uns so ganz dem schönen Wahnsinne des Dichters überlassen. Diese große Alchymie, durch die alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird, scheint mit ihm verloren zu seyn." Der Sturm. Ein Schauspiel von Shakespear, für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Berlin, 1796.

Wo dieser reine Geist nicht herrscht, da hat alles Genie ein Ende, und versinkt in eine komische Grübeley des Interessirenden durch Nothbehelfe, die sich selbst bestraft. Auf diesem Wege sind tausend gute Köpfe untergegangen, weil sie in ihren Productionen den gesunden Menschenverstand als die reine Grundlage des Genies beleidigten, und diese Beleidigungen wol gar für etwas Einziges und Originelles hielten. Mich dünkt, — dieß sind die vorzüglichen Gebrechen unserer heurigen romantischen Literatur, worin der Bonsens so oft vernachlässigt, und ein geputzter Unsinn aufgestellt wird, der die höchste Unkunde in der Naturkunde der Seele verräth. — Ohne Philosophie sollte sich kein Autor an die schwere Aufgabe: einen Roman zu schreiben, wagen. Nichts darf dem Genie heiliger seyn, als die Natur, und dieser ist nichts heiliger, als die gesunde Vernunft. Diese verwirft das Wunderbare in den Darstellungen des Genies nicht, weil sie wohl weiß, daß die Wunder nur Ausnahmen der Natur zu seyn scheinen; aber sie erlaubt ihre Einmischung in das Drama, als ein interessantes Spiel der

Imagination, die sich ihre täuschende Welt gleichfalls schaffen darf, ohne die Vernunft selbst durch Widersprüche zu beleidigen. Sobald sich diese bey dem Wunderbaren einfinden, gebietet die Vernunft der Täuschung: — daß sie aufhören muß, damit das Schauspiel seine eigene Ehre rette, und immer als ein Werk vernünftiger Menschen, und für vernünftige Menschen, erscheine. Die Geistermaschinerien in unsern bessern Romanen sind daher alle so angelegt und geformt, daß sie durch die Vernunft selbst geordnet, — und durch eine sinnreiche Illusion zum Ganzen der Wirklichkeit zu passen scheinen, weil sie einer höhern Wirklichkeit der Dinge in der Anschauung nicht widersprechen. Nur sind alle Ueberladungen dieser höhern Wirklichkeit verdammlich, und ein Romanschreiber, der zu viel mit den Geistern umgehet, — wird endlich das Studium des Menschen vergessen.

Wenn die Normalität die Hauptbedingung eines genialischen Werks ist: so wird dadurch freylich nur immer etwas Relatives ausgedruckt, indem es wenige Werke und noch weniger genialische Köpfe giebt, die man durchaus normal

nennen könnte. Das Unvollkommene ist oft der Begleiter der größten Meisterwerke, und die Natur selbst hat Licht und Schatten in ihre Schöpfung eingeführt. Wie vielfältig und zum Theil gerecht ist nicht einer der größten Meister in der dramatischen Kunst — Shakespeare, sonderlich von den Franzosen, vornähmlich von ihrem großen Kunstrichter Voltaire getadelt worden! Man hat in den Werken des englischen Dichters unverzeihliche Versündigungen des Geschmacks und der guten Sitten, — Mangel an Einheit, — poetischen Schwulst und possenhafte Launen, verbunden mit dem feyerlichsten Ernste, wahrgenommen, und hat daher besorgt, daß junge brausende Köpfe, durch den Reiz der Neuheit hingerissen, das Theater mit Abgeschmacktheiten und Abenteuerlichkeiten anfüllen würden, wenn man uns den ganzen Shakespeare, so wie er ist, mit allen seinen excentrischen Bildern in die Hände gäbe. „Der feinere Theil des Publicums sehe aber denn doch diese grausen Mordthaten, diese Wahnsinnigen in Shakespears Werken, diesen schreckhaften Pomp mit Ekel und Widerwillen an; — er habe für rohere Zeiten, und nicht für

wohl temperirte Menschen geschrieben, bey welchen Verstand und Einbildungskraft im Gleichgewichte bleiben. Ein wunderlicher Schnellwechsel seines Vortrags sey sein Charakter. Er lasse auf das Schreckhafte — Possen folgen, und vermische das Lustige mit dem Traurigen. Seine dramatischen Plane wären der deutlichste Abdruck von dem Gange und der Verknüpfung der Ideen und Empfindungen in einer rohen Seele, wo alles sich durchkreuzt, nichts sich abgesondert hat, und Kopf und Herz noch wie in einem Chaos liegen." Diese Urtheile sind hart, — und doch in so fern wahr genug: daß die Unordnungen in Shakespeares Werken zahllosen — Nichtgenies, die gern auch originelle Dichter seyn möchten, die Köpfe verdrehet haben. —

Corneille, — dessen Werke der unsterbliche Condé das Breviar der Könige nannte, — und der Vater des französischen Theaters genannt werden könnte, zeichnet sich durch ähnliche Regellosigkeiten und Ausschweifungen der Kunst, wie Shakespear, aus. Sein Vortrag ist nicht selten gemein, voll Schwulst und Bombast, — hingeworfen, incorrect und ermüdend in seinen Mo-

nologen, kleinlich mitten in dem Kreise wirklich vollendeter einzelner Schönheiten, die den Leser bezaubern. „Hätte er nur eine Medea geschrieben, sagt Voltaire: so würde man seinen Nahmen nicht nennen." Corneille hat die Alten geplündert, — aber dieß ist nicht eine seiner schlechtesten Seiten. Man lese das Urtheil eines sehr geistreichen Kopfs über diesen Corneille, der seine Größe und seine Schwächen trefflich und unparteiisch gezeichnet hat. „Corneille, sagt La Bruyere, ist unnachahmlich da, wo er trefflich ist, — da erscheint sein Dichtercharakter als originell, musterhaft und unvergleichlich. Allein er bleibt sich nicht gleich. Seine ersten Schauspiele sind trocken, mattherzig, und deuten wenig auf den hohen Flug hin, den er in der Folge nahm; — eben so erregen seine letztern Stücke nur unser Erstaunen, daß ein solcher Kopf so tief fallen konnte. Selbst in einigen seiner trefflichsten dramatischen Arbeiten findet man unverzeihliche Fehler gegen die guten Sitten, — einen declamatorischen Styl, welcher die Handlung aufhält und ermüdet, — Vernachlässigungen des Verses und Ausdrucks, die man bey

einem so großen Manne kaum begreifen kann. Sein glänzendstes Talent war sein hochsinniger Geist, — diesem verdankte er gewisse poetische Stellen, die man noch nie so gelesen hatte, — die theatralische Form, die er bisweilen gegen die Regeln der Alten wagte, — und die glückliche Auflösung des Knotens; — denn er blieb nicht immer bey dem Geschmacke der Griechen und ihrer hohen Einfalt, sondern füllte seine Schauspiele mit einer Menge von Begebenheiten, aus denen sich sein Genie fast immer mit Vortheil herauswickelte. Bewundernswürdig ist vornähmlich sein fruchtbarer Kopf in der erstaunlichen Mannigfaltigkeit seiner Erfindungen" u. s. w. *); aber seine Charaktere sind nicht selten überspannt, unnatürlich; — Engel oder Teufel **).

---

*) Des ouvrages de l'esprit.

**) Man sehe auch die Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. 5r Band. 1796. Desgl. Meiners Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschaften. Lemgo, 1787. S. 133 u. f.

Raphael, das Wunder seiner Zeit und aller Zeiten, worin Kunst und Geschmack herrschen wird, — hat dennoch die Critik seiner Fehler nicht zum Schweigen bringen können, weil es wirkliche Fehler waren, die er als Genie vermeiden konnte und mußte. Die Kunstrichter werfen ihm vor, daß er bey der hohen Correctheit seiner Zeichnungen, die er an sich selbst zu bewundern schien, doch eine gewisse Härte und Magerkeit nicht vermieden, und dadurch der Fülle des Schönen und Angenehmen Abbruch gethan habe. — Seine Landschaftsmahlerey sey diesem genialischen Nachahmer der Natur gleichfalls nicht gelungen; es fehle ihr an hohem und reinem Geschmacke, — so fruchtbar auch Italien an romantischen Landschaften sey. Die Wunder der Kunst, — wodurch sie allen Gemählden ein eigenthümliches Leben gebe, die glückliche Mischung zwischen Licht und Schatten habe er nie erreicht, — und der letzte sey darum von ihm immer zu schwarz angelegt worden. Ausserdem habe er die Kunst des unsterblichen Michael Angelo geplündert. Seine Zeichnung ist sehr schön, so dachte Mengs von ihm; aber sie besitzt nicht

das Vollendete und Vollkommene, was die Zeichnung der griechischen Artisten besitzt, — und wenn man daher auch hierin diesen Künstler bewundert; so muß man dennoch eingestehen, daß er nicht die bestimmten Ideen von der wahren Schönheit der Alten hatte. — In seinen göttlichen Figuren *) ist er nie recht glücklich ge-

---

*) Raphael mahlte in dem Vatican die Tagewerke der Schöpfung, als er noch nichts von den großen Arbeiten jenes erstaunlichen Kunstgenies, des Michael Angelo, gesehen hatte. Die Figur, welche Raphael in diesen Gemählden dem Jehova gab, ist edel und ehrwürdig; aber es liegt zu viel Sanftes und zu wenig Majestät in dem Ganzen des Ausdrucks. Der Kopf ist der Kopf eines Menschen, fast so wie der Kopf des Erlösers gemeiniglich von den Mahlern abgebildet wird, nur mit dem Unterschiede, der nach den Regeln der Kunst zwischen zwey Köpfen herrschen muß, wovon der eine den Vater, der andere den Sohn vorstellen soll. — Während der Zeit Raphael die Decke der Logen zu mahlen anfing, mahlte Michael Angelo die Decke einer Capelle im Vatican, welche vom Pabst Sixtus IV. erbauet worden war. Angelo suchte seine Gemählde in der Sixtus-Capelle geheim zu halten, obgleich die römischen Künstler höchst neugierig darauf waren; er hielt die Thüren fest verschlossen; aber Ra-

wesen. In den Contour der Frauenzimmer brachte er gemeiniglich zu viel Converität, und gab dadurch dem Ganzen etwas Schwerfälliges, — und wollte er auch diesem Fehler ausweichen, so fiel er in seinen alten Styl, in eine gewisse Trockenheit zurück. Die schöne Biegsamkeit fehlt seinen meisten Zeichnungen; — wenn ihn die An-

---

phael wußte sich durch den Bramante, seinen Oheim und Architecten des Pabsts, die Schlüssel zu der Capelle zu verschaffen, als Angelo eines Tages verreist war. Der junge Künstler wurde durch den Anblick dieser Gemählde tief gerührt; er fühlte das Uebergewicht des großen Meisters, vorzüglich in der abgebildeten Hoheit des Jehova, änderte nun seine Manier, und suchte seinen Gestalten mehr Kühnes und Großes zu geben. Du Bos erzählt diese Geschichte, um zu zeigen, wie leicht und glücklich sich ein Genie an dem andern anzündet, wenn es nur das rechte Genie ist. Michael-Angelo, ein größerer Künstler, als Raphael selbst, aber von einer kleinlichen Eifersucht beherrscht, nannte seinen glücklichen Nachahmer nun öffentlich einen Kunstdieb; aber ein anderer Kunstrichter, Felibien, macht zu Raphaels Ehre die Bemerkung: daß es keinen Sterblichen wieder gegeben, welcher geschickt gewesen wäre, ähnliche Plagiate zu begehen.

tike verläßt, die er so musterhaft nachzeichnete: so werden seine Figuren noch schlechter, vornähmlich seine Hände; — seinen Kindern gab er einen zu weisen und ernsten Charakter. Auch in den idealischen Figuren des Göttlichen hat er die Griechen nicht erreicht. — Bey ihm ist Jesus nur ein gewöhnlicher Sterblicher, — es ist nie ein Apoll. Seine Figuren der Madonna sind in Absicht ihres Ausdrucks sehr schön; aber in Hinsicht der schönen Form müssen sie vielen antiken Köpfen weichen; im Ausdruck des innern Menschen aber bleibt er ewig der größte Meister. Sein philosophischer Geist wurde nur von dem gerührt, was ihm Ausdruck sehen ließ; er hatte eine zu hohe Idee von seiner Kunst, als daß er sie für stumm und sprachlos hätte halten sollen, und strebte daher, sie zu der Seele des Menschen reden zu lassen. [K. H. Heydenreich ästhetisches Wörterbuch. 1795. IV. Band.]

Ueber genialische, romantische und humoristische Schriftstellerey.

Die Klage über den großen Mangel origineller [nicht sowol witziger] Schriftsteller ist so alt, wie die Literatur, und muß in neuern Zeiten um so lauter hervortönen, je höher sich die Vernunft in allen Arten des Wissens empor geschwungen hat, je raffinirter und raffinirender der neuere Geschmack samt der neuern Cultur wurde, und je ungenügsamer und egoistischer dadurch überall die Forderungen an die Autoren werden mußten. Es ist noch kein Jahrhundert verflossen, daß sich die Deutschen jenen höhern ästhetischen Aufschwung gegeben haben. Erst seit sechzig Jahren besitzen wir eine schöne Literatur, in welcher sich genia-

lische Producte mit Ehren zeigen konnten; vorher war darin, ein Paar Dichter ausgenommen, alles wüste und leer. Die mittelmäßigsten Köpfe und Werke, die jetzt kein Mensch lesen mag, wurden bewundert, und Poeten mit dem Lorbeerkranze beschenkt, in denen kein Funken von Poesie glühete. Die Deutschen Gelehrten bestanden aus einem Ameisenhaufen, worin eine Menge ungenießbarer Schulkenntnisse, ohne Kraft und Geschmack, aber nichts Neues und Originelles, zusammengetragen wurde. Fast ein halbes Jahrhundert war dahin, ehe die Deutschen die schönern Blüthen und Früchte der ihnen so nahe liegenden französischen Literatur zu brechen anfingen. Endlich erwärmte nach und nach die freundliche Sonne der nachbarlichen Cultur den kalten und düstern Himmel des Nordens; es ging ein neues Gefühl des Schönen, ein großer Lichtfunken des Genies in einzelnen bessern Köpfen unseres Vaterlandes hervor, — man fing an zu lesen, und das Gelesene nach den Regeln des Schönen zu prüfen; der Deutsche Geschmack wurde gereinigt und geläutert; sein lieblicher Frühling begann in der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts; man begriff es nun, daß die Dichtkunst in etwas Höherm, als im Singsang des Reimens bestehe, daß sie den innern Menschen verherrlichen, und alles durch den Zauber der Anschauung und Darstellung gleichsam verklären müsse; kaum konnte man es noch begreifen, wie armselig man noch vor zehn Jahren geschrieben und gedichtet hatte.

Nun stehen wir, wie uns mehrere Kunstrichter versichern, auf der höchsten Stufe der genialischen und poetischen Cultur, — daß man sogar, nach den Gesetzen der Abwechselung, fast das Sinken des vollendeten Geschmacks befürchten müsse, und nicht leicht etwas Genialisches erscheinen könne, wobey nicht die große Nation der Köpfe ihre absprechenden Stimmen erhebe. — In der That ist auch die Lust und Gier nach immer etwas Bessern, Piquantern und Geistvollern in uns bis zur undankbarsten Unersättlichkeit erwacht; unsere vortrefflichsten Köpfe müssen den Fluch über sich aussprechen lassen, wenn sie nicht allen Forderungen der eigensinnigsten kritischen Laune Genüge leisten, und durchaus originell sind; man verlangt von ihnen oft trotzig

und stolz genug, daß sie uns nicht nur unterhalten und unterrichten, sondern vielmehr begeistern und bezaubern sollen. Ihre Sprache, ihr Gedankenstrom, ihre neuen Gesichtspuncte, ihre Aufhellungen der innersten Natur, ihr geistiges Helldunkel, ihr wundersames Spiel mit unsern Launen und Phantasien soll uns hinreißen, bald schmachtend hinwerfen, bald wieder allmächtig erheben, und in unbekannte Regionen des Neuen versetzen. Sie sollen das Geistige und Sinnliche so künstlich und magisch in einander schmelzen, daß wir augenblicklich auf eine verschiedene Art getäuscht und überrascht werden müssen. Der originelle Schriftsteller im neuesten Geschmack soll gleichsam in und mit uns Wunder verrichten, in uns ein neues verherrlichteres Leben wecken, und zugleich unserer hohen Meinung von der Subtilität unseres Gefühls gar säuberlich das Wort reden; das Feuer seiner Talente soll in uns eindringen, uns von den Banden des Wirklichen scheiden, und in tausend neuen Ideenwelten leben und weben lassen.

Aber eben diese überspannten, zu delikaten und zu ungenügsamen Forderungen an die Au-

toren müssen die Achtung genialischer Arbeiten um so eher vermindern, je mehr das aus so tausendfachen Licht- und Schattentheilchen zusammengesetzte Publicum in seinen Genüssen des Geschmacks herumtappt, und durch zu vieles Naschen sich nur den gesunden Appetit verdirbt. Ein Publicum, welches so sehr verwöhnt ist, daß man es das übersättigte nennen kann, welches bald Salz und Süßigkeit allein, bald beydes in einer neuen Mischung verlangt, bald selbst denken will, und dann wieder befiehlt, daß man ihm vordenken und vorempfinden soll, welches in dem Ueberfluß seiner romantischen Lectüre eine ganz eigene Selbstkraft und Selbstweisheit errungen zu haben glaubt, und seinen Geschmack und sein Genie für das beste in der Welt hält, — ein solches Publicum weiß doch eigentlich nicht recht, was es will, und verdirbt sich selbst die herrlichen Feste, die ihm unsere geniereichen Köpfe so gern und so wohlfeil anbieten.

Die Autoren haben die Schuld dieses mobilen und schwankenden Geschmacks des überfeinen und übersatten Publicums sich selbst beyzumessen. Sie gleichen denjenigen Vätern, die

ihre eigenen Kinder durch ein zu gefälliges Nachgeben und Beschmeicheln ihrer Launen, und durch das Vorhalten immer neuer Zeitvertreibe und Belustigungen verwöhnt und verzärtelt haben. Die Methoden unserer selbst bessern Köpfe, für die Lesewelt und ihre Leckereyen alles fein hübsch zu versinnlichen, alles, selbst das Gewöhnliche und Kleinliche, in schöne Farben zu hüllen, haben die Menschen gegen das genialisch Ernste und Große, und selbst gegen das wahrhafte Schöne sehr gleichgültig gemacht, und ein frostiges Raisonnement über alles, was nicht die Sinnlichkeit künstlich aufreizt, ist an die Stelle tiefer Gefühlskraft getreten. Alles soll jetzt Schauspiel, Drama, Anschauung, Schnellwechsel, raffinirter Phantasiekitzel, kurz verschönerte Sinnlichkeit seyn, die von der gemeinen sich gewöhnlich nur durch die schönere Form unterscheidet, und nichts weniger als die gehoffte ästhetische Erziehung herbeyführt. Die Genußfähigkeit des Menschen in lachenden und süßlichen Bildern ist wirklich neuerlich zu sehr gereizt, als daß unsere Zeiten dem höhern Genie und seiner allgemeinen Achtung günstig seyn könnten.

Wenn dem Genie durch die neuere Versinnlichungsmethode so wenig zu denken aufgegeben wird, so daß mancher romantische Roman gar leicht das Product einiger Tage seyn kann; wenn die Köpfe nur dem Luxus und der Sättigung der Phantasie fröhnen müssen: so wird sich endlich Lust und Kraft zum Erfinden und Darstellen origineller Werke verlieren, und wir werden Zeiten wie die unsrigen sehen, deren Romanwuth keine Grenzen hat. Nun schweift die Unterhaltungsgabe des Autors in seichte Bilder hinaus, weil man nur solche Bilder will, und weil eine genialische Arbeit höherer Art doch nie genug geachtet wird. Aber Bilder — sind keine Gedanken, und ein Feenmärchen, ein Geister- und Gespensterbuch ist noch lange kein geistvoller Roman, der, meiner Meinung nach, nur durch die kunstreiche Verbindung des ästhetisch Schönen mit der Philosophie entstehen kann. Aus dem innersten Wesen unseres Gefühls und der Wahrheit, aus dem Geiste des Menschen, der beydes in sich geschmackvoll vereinigt, aus dem feurigen Bewußtseyn eines musterhaften Ideals kann allein etwas Originelles geschöpft werden. Jedes an-

dere sogenannte schöne Werk ist doch nur Spreu, die der Wind zerstreut.

Wenn die Fruchtbarkeit der schönen, vornähmlich der romantischen Literatur — die Fruchtbarkeit genialischer Kraft bewiese: so müßten freylich unsere Zeiten die allergeniereichsten seyn; aber diese Fruchtbarkeit ist nichts als ein blendender Schein, der mehr die Zunahme und Verbreitung des Buchhandels, als die Menge geistreicher Köpfe andeutet. Unsere meisten Romane haben alle die Fehler, die ein Roman nicht haben muß. Indem sie durchaus phantasiereich, auch wol idealisch und transcendental, oder auch durchaus sinnlich und verführerisch seyn sollen, werden sie phantastisch und unnatürlich. Sie wollen den Menschen in seinem reinen Ich, oder doch wenigstens in einer übermenschlichen Kraft abbilden, und auf die Art gleichsam von neuem schaffen, und liefern uns eben deßwegen Zerrbilder aller Art, welche den totalen Mangel eines tiefern Menschenstudiums beweisen, und zur Schande ihrer höchst ungenialischen Verfasser da stehen. Während diese von einem heiligen und originellen Kunstsinne plaudern, der nur dem

Genie beywohne, und behaupten: daß ohne Kunst nichts Schönes geschaffen werden könne; geben sie uns so ganz unkünstliche, matte und seelenlose Producte, daß man oft zweifelhaft wird, ob man mehr die gänzliche Regellosigkeit der Form, oder den Mangel an aller Verstandeskraft, der sich bloß durch einen gewissen Wortschmuck heben will, — verachten soll. Unsere Romanschreiber sind gemeiniglich junge unreife Köpfe, die es noch nicht einsehen, daß ein sehr guter Roman ein sehr großes und köstliches, aber auch ein sehr schweres Werk ist, und einen tiefen Geist des Gedankens und Gefühls kunstreich und hinreißend ausdrücken muß, und durch einzelne, auch wol freundliche Bilder, und selbst durch einzelne geniale Stellen das noch lange nicht ist, was er als ein Werk der schöpferischen Selbstkraft seyn müßte. Sie wagen sich also zur höchsten Unzeit, bey der Unreife des Verstandes und Herzens, an die schwerste Gattung der Schriftstellerey, — weil sie nicht wissen, was sie thun.

Selbst die größten und gedankenreichsten Köpfe haben in der schönsten Blüthe ihres Genies das nicht gewagt, was jene Neulinge in der Welt-

und Menschenkenntniß alle Tage versuchen, nähmlich einen Roman zu schreiben, weil sie wohl wußten, daß ein solches Buch immer ein Meisterstück seyn müsse; daß man darin die Natur auch auf die leiseste Art nicht beleidigen dürfe; daß es ein Geist und ein Sinn für das Wahre und Schöne durchglühen, die Dichtung mit der Wirklichkeit täuschend verschmelzen, die Gefühle darin nicht sinnlich aufgeregt, sondern veredelt, das Herz nicht verweichlicht, sondern kräftig erwärmt und befestigt, — also der höchste Zweck der Menschheit, das Sittlichgute, dadurch verbreitet werden müsse. — Ein Roman, worin die Lüsternheit und eine schmutzige Phantasie nur noch mehr gekörnt wird, worin Gemählde der Wollust und Unsauberkeit oft bis in die kleinsten Details hinein aufgestellt, oder die Verführungen in einer bezaubernden Form angedeutet, und eben dadurch schon alle Regeln des guten Geschmacks und des moralischen Gefühls beleidigt werden, — ist allemal, selbst von einem guten Kopfe geschrieben, ein bübisches Pasquill auf die Menschheit; aber man bestraft und beschimpft auch den Verfasser nicht, weil er sich schon selbst

genug geschändet hat, und, wenn das Publicum seine Sittlichkeit nicht achtet, es für ihn weiter keine Ehre giebt. Dieser Fluch trifft nun freylich diejenigen Romane, welche sich mit Zeichen und Wundern, mit schauerlichen Ueberraschungen, mit humoristischen Darstellungen einer bald wehmüthigen, bald heroischen Laune, oder auch mit helldunkeln Charakteren des innern Menschen beschäftigen, nicht; aber man lernt auch daraus nichts, wenn nicht der ernste Geist des Nachdenkens und der originellen psychologischen Selbstbeschauung, wie in Jean Pauls Schriften, herrscht. — „Mit einem Selbstgefühle, sagt der Vorredner zu dessen Chrestomathie *), das um so anmaßender ist, je weniger die Kraft, die es hervorbringt, entwickelt und ausgebildet wurde, affectirt jeder Jüngling, der sich zum ersten Male im Publicum ankündigt, eine Originalität, für welche die Natur nur sehr wenige Sterbliche berufen hat. Man läßt sich von

*) Jean Pauls Geist oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. Weimar, 1801. 2 Bände.

stolzen, kühn klingenden Phrasen und Formeln hinreißen; man gefällt sich in der traurigen Copie der alle Regeln der Kunst wild zerstörenden Schriftsteller, die in dem letzten Lustrum mehr als ein Revolutionstribunal errichtet haben, um die seit Aristoteles Zeiten gültigen Regeln der Kunst zu erschüttern, und der Aesthetik Hohn zu sprechen."

„Unschuldiger Weise, fährt er fort, hat auch Jean Paul an diesem Unwesen Antheil. Die Erscheinung seiner Schriften, in denen bey so wenig classischem Gehalte doch so viel Kraft und so viel Originalität herrscht, die unwillkürlich mit sich fortreißen, ob sie gleich alle Bande der Ordnung und Symmetrie in ihrem Innern verschmähen, und die so oft der Sprache Gewalt anthun, eben wenn sie ihr neue Formen abzugewinnen scheinen, — die Erscheinung seiner Schriften fiel zufälliger Weise in diesen Zeitpunkt der literarischen Revolution. Die Kantisch-Fichtische Umwälzung in der Philosophie, das Brownsche System in der Medicin, der Schlegelsche Terrorismus im Felde der schönen Künste trafen mit ihm in einer Periode zusammen, wo die

studirenden Jünglinge die Philologie als etwas Ueberflüssiges betrachteten, und wo die Schriftstellerwelt durch mehrere hundert noch nicht reif gewordene junge Autoren um ein Großes vermehrt wird, wo denn die einzelnen noch übriggebliebenen correcten Schriftsteller fast ganz vergessen, und wegen des ihnen Schuld gegebenen Mangels an Originalität, und wegen ihrer steifen Anhänglichkeit an den angeblich veralteten Regeln des Geschmacks, nicht gelesen werden." —

„Diese allgemeiner werdende Stimmung mußte denn auch den Schriften von Jean Paul ein großes Publicum verschaffen, der noch dazu durch wesentliche Vorzüge und durch wahre Originalität so viele von jenen getadelten Schriftstellern weit übertrifft." „Auch hat er zum Theil Israel sündigen gemacht, und hat mehrern exaltirten jugendlichen Köpfen eine Richtung gegeben, die ihnen und der Literatur nachtheilig werden muß. Er hat durch seine mystischen Formeln und durch den ungeheuern und üppigen Reichthum seiner Bilder die Genieseuche in unserer jungen Autorwelt vermehrt." So weit der Vorredner.

Diese Genieseuche wird nun auch wol bleiben.

so lange der neuere aufgeregte ästhetische Egoismus sich so groß und vielseitig denkt, und das ewige Copiiren vom Selbstmachen kaum zu unterscheiden weiß. Auch dieß ist ein trauriges Zeichen unserer schönen Literatur, daß man überall so viel guten Willen zum Schreiben und Dichten zeigt, und diesen Willen schon für eine originelle Kraft zu halten geneigt ist, wenigstens sich diese Kraft durch den Aufflug ins Ideale zu erringen glaubt. Allein durch diese Luftsprünge, oft ganz in das Leere hinein, ohne Zweck und ohne Kunst, wird nichts ausgerichtet, weil aus nichts nie etwas werden kann. Der Vorsatz zum Fliegen ist noch kein Flug, und der Flug hebt sich nicht immer zu den höhern Regionen des Schönen, sondern streift gar oft matt, und aus Mattigkeit flatternd, über dürren oder sumpfigen Gegenden hin, und bildet dann einen Roman, — wie wir sie zu hunderten kennen; — ephemerische, zum Theil sehr schönfarbige Wolkendünste, — wie sie jede Messe in ungeheurer Menge herbeyführt. Freylich kommt denn auch dem herrschenden Geniefieber — das epidemische Lesefieber sehr zu

Hülfe, — und eine Unart reicht der andern gleichsam die Hand. Die seichtesten Dinge finden ihre Verleger und Leser; — jene berechnen nur den Vortheil, den sie aus belustigenden Machwerken ziehen können, ohne selbst zu wissen, welches Metall sie verkaufen; und diese kaufen, um sich die Zeit zu vertreiben, ohne sich aufklären zu wollen. Denn um der Aufklärung willen werden gewiß die allerwenigsten Bücher gelesen, auch wol die allerwenigsten geschrieben.

Uebrigens ist es eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß grade die Deutschen Schriftsteller seit einiger Zeit von dem leidigen Geniefieber so sehr beherrscht werden, und dieses Uebel bey dem langsamern Geiste unserer Nation immer noch zunimmt, während unsere witzigern Nachbarn, die Franzosen und Engländer, in ihrer romantischen Literatur viel natürlicher und verständiger bleiben. So seicht und langweilig auch tausende ihrer Romane seyn mögen, so selten sind doch unter ihnen diejenigen romantischen Ungeheuer, welche bey uns das meiste Glück machen, nähmlich die Geister- und Wundermärchen so mancherley Art, die man geschmacklos genug auch Ro-

mäne nennt, und wodurch der gute Geschmack oft so sehr geschändet wird. Aber die Engländer und Franzosen sind auch noch nicht von jenem Transcendentalfieber angesteckt worden, welches die Deutschen Genies und Ungenies ergriffen hat, und zum Theil in Ausdrücken und Tiraden sichtbar wird, die aus dem Munde eines Besessenen oder Irreredenden hervorzugehen scheinen. Diese mystischen Ausdrücke sollen denn etwas Tiefliegendes und Neues verrathen, und das eindringende Genie in die geheime Kunst der Darstellung beurkunden, obgleich, nach einer angestellten logischen Deutung, jener Wortkram oft die oberflächlichsten Dinge von der Welt enthält. — So tief sind jene beyde Nationen in ihrem natürlichen Sinne für Kunst, Wahrheit und Geschmack noch nicht gesunken, weil sie der Sprache der Natur und der Empfindung treuer geblieben sind, und das folgerechte Erzählen und Darstellen wirklicher oder gedichteter Begebenheiten immer noch die Hauptbedingung ihrer Romane bleibt, ohne den idealischen Aufputz dieser Kunstwerke für das Wesentlichste und Unentbehrlichste zu halten. Sie haben zu viel Achtung für die verschönerte Wirk-

lichkeit, als daß sie dieselbe einer romantischen Unnatur aufopfern, und Facta mit schlechten Fabeln wundersam vermischen sollten. Der menschliche Charakter ist ihnen in seinen tausendfachen großen und kleinen Urstoffen noch etwas werth, und sie finden es nicht nöthig, eine fremde Welt und eine fremde philosophische Sprache zu plündern, da es in der Gegenwart der Dinge für das Genie noch so unendlich viel zu thun giebt, und da der große Reichthum der romantischen Sprache keiner Floskeln irgend einer Schulphilosophie bedarf.

Eben deßwegen findet man in ihrer Literatur so wenig dramatisirte Geschichten, nähmlich solche, womit jetzt Deutschland überschwemmt und uns die Geschichte selbst gleichsam aus den Händen gewunden wird. — Die Geschichte ist ein der Menschheit und Wahrheit angehöriges, kostbares Heiligthum, und dieses Heiligthum sollte durch die muthwilligen Einmischungen einer luftigen Feen- und Fabelwelt nicht entstellt und entheiligt werden. In ihrem einfachen, geistreich gestellten Zusammenhange der Begebenheiten, in ihrer reinen und ungeschminkten Form,

in ihrer unverhüllten Wirklichkeit, fern von allen Wunder- und Zauberkünsten, soll und wird die Geschichte stets die achtungswürdigste Erzählerinn bleiben, wenn ihr die dramatische Form dagegen oft alle Kraft und allen Reiz nimmt. Ihr Sonnenlicht und ihre Wahrheit bedarf keines eiteln Schmuckes, und duldet noch weniger die Verzerrung der Charaktere und Begebenheiten, die fast allen unsern dramatischen Mißgeburten eigen ist. Der dramatische Mensch muß der Mensch der Geschichte seyn; er ist es aber nicht, sondern gemeiniglich ein Teufel, oder ein über alle menschliche Größe hinaus gepinselter Heros. — Auch bedürfte ja wol ein wirkliches Genie des historischen Stoffes nicht, da die unendliche Welt der Phantasien vor ihm liegt, und es darin mit uneingeschränkter Freyheit schaffen und wirken kann, dagegen sein Flug durch die Bedingungen der Geschichte jedesmal eingeschränkt wird. — Es ist hier nicht die Rede vom Schauspiele, welches sich an die Geschichte anschließt, oder aus ihr hervorgeht. Das Schauspiel soll eine Handlung zur höchsten Anschauung versinnlichen, und dnrch seine innere Composition den Zuschauer

gleichsam bezaubern, und zur Täuschung hinreißen. Um diese Täuschung zu bewirken, darf der Dramatiker der Geschichte wehe thun, wenn er sich nur nicht widerspricht; er darf seine Helden — Worte reden lassen, die sie nicht geredet haben; er darf Leidenschaften in sie hineinlegen, die sie nicht, wenigstens nicht in dem Grade, empfanden; er darf Zeiten, Oerter und Personen wechseln, wenn nur das täuschende Ganze dadurch vollendet wird.

Die geschichtlichen und nichtgeschichtlichen dramatischen Romane sind von mehrern Kunstrichtern nicht ohne Grund angefochten worden, — nicht sowol wegen ihrer Form, weil diese dem Romandichter und seinem Kunsttalent billig überlassen bleibt, sondern in Absicht der gestörten und unsichern Wirkung, welche sie auf die Leser machen. „Nicht bloß dieß, sagt ein scharfsinniger Kopf *), ist der Fehler dramatischer Biographien, daß sie uns keine vollständige Einsicht in das Wie der Charaktere verschaffen; auch jener in-

(*) Ueber den dramatischen Roman. 44ter Band der neuen Biblioth. der schönen Wissenschaften. 1791.

nere Zusammenhang der Theile, jenes allmählige Fortschreiten und Hinstreben zu einem Ganzen, welches unstreitig das Siegel der Vollkommenheit jedes dichterischen Products ist, geht in dieser Manier verloren. Es kann nicht fehlen, daß nicht selbst in dem Laufe des merkwürdigsten Lebens eine Menge unbedeutender Scenen und Handlungen eintreten, und lange Jahre ohne einen wichtigen Vorfall verfließen sollten. Alle diese Lücken weiß die Kunst des Erzählers leicht zu decken. Eine Schilderung, eine Beschreibung, welche die gefällige Phantasie ausfüllt, tritt an ihre Stelle. Wenige Zeilen erweitern sich in unserer Vorstellung zu Wochen und Monaten. Das Glück der Liebenden, die am Morgen anfangen zu küssen, und des Abends nicht müde sind, braucht dem Leser nur in seiner Schönheit dargestellt zu werden, und er wird diese Tage des Rausches, so oft es dem Dichter gefällt, vervielfältigen. Ganz anders verhält es sich mit dem Dialog. Das Ueberhüpfen ist so wenig, als das Zusammenfassen mehrerer Zeitpuncte in seiner Natur. Langsam und bedächtig geht er von Moment zu Mo-

ment fort, und eben durch dieß stufenweise Vorrücken wird die dramatische Darstellung einer Handlung, was jede poetische Darstellung seyn sollte, — höchste Vergegenwärtigung. Werfen wir unsere Augen auf den dialogirenden Roman: so zeigt sich grade das Gegentheil. Ueberall finden wir Mittelglieder übersprungen, und statt aller Verbindung hie und da eine Anzeige, wie alt der Held ist, und wo er dermalen lebt, oder ein kurzes historisches Supplement, das, weit gefehlt, die Lücken auszufüllen, sie nur bemerkbarer macht, und fast immer mehr um des Dichters, der einer Einleitung in das Folgende benöthiget war, als um des Lesers willen da steht."

„Aber selbst dann, wenn man von dem eigentlichen Zwecke des Romans, wie von dem Gedanken: daß jedes Kunstwerk ein übereinstimmendes Ganze seyn soll, abstrahirt, und die dramatische Biographie als eine Reihe charakteristischer Gemählde betrachtet, wozu gewisse historische Data dem Dichter die Veranlassung gaben, scheint mir die bisher befolgte Manier eben nicht die glücklichste, um Theilnahme zu erwecken.

Abgerechnet, daß es äußerst schwer ist, die Farbe jedes Alters zu treffen, da das Kind von fünf Jahren in allen unsern dramatischen Romanen wie ein kluger zehnjähriger Knabe spricht: so dünkt mich, sey überhaupt nichts langweiliger, als eine Bildergallerie zu durchwandern, in der uns immer ein und dasselbe Gesicht, nur jetzt so, dann anders gewandt, ins Auge fällt. Die moralische Entwickelung des Menschen hält gewöhnlich mit der physischen gleichen Schritt. Mit dem Eintritte ins männliche Alter, oft noch früher, ist die eine wie die andere vollendet. Zwar äußern Zeit und Ort auch nachher noch ihren Einfluß; allein selten ist dieser so wichtig, daß er die einmal vorhandenen Grundzüge ganz auslöscht und vertilgt. Man bringe den Ehrgeizigen, den Wollüstling, den Verschwender in hundert Lagen und Verhältnisse, sie werden überall sich gleich bleiben, überall als dieselben erscheinen. Wenn wir uns für sie interessiren sollen: so muß es dadurch geschehen, daß wir sie handeln und in Thätigkeit gesetzt sehen. Aber dieß ist grade der seltenste Fall im dramatischen Roman, und muß es seiner Natur nach seyn.

Unsere Dichter lassen ihre Personen, dem ihnen gegebenen Charakter gemäß, noch gut genug empfinden, urtheilen und vernünfteln, allein selten beschließen, und noch seltener diese Beschlüsse vollführen. Und so kommt es denn, daß uns, wir mögen lesen wo wir wollen, immer nur das Bild begegnet, das uns schon von der Wiege an verfolgte, ohne daß unsere Einbildungskraft einen neuen Reiz erhält, und unsere Ideen vollständiger und deutlicher werden, kurz, ohne daß sie durch die wiederholten Schilderungen extensiv und intensiv gewinnen. Was uns diesen Mangel an vollkommener Geistesbeschäftigung noch mehr fühlen läßt, ist die fast immer nur flache Zeichnung der Mitredner. Das Vergnügen, welches sich aller gebildeten Leser des Agathon zu bemächtigen pflegt, entspringt fürwahr nicht bloß aus der genauen Darstellung des Helden; einen gleich großen Antheil eignen sich mit allem Rechte die Personen zu, welche der Dichter in die Handlung hineingezogen, und für deren Charakter er so vorzüglich zu interessiren gewußt hat. Diese Psyche, diese Danaë, dieser Hippias sind nicht bloß vorhanden, um uns zur Bekanntschaft mit

Agathon zu verhelfen; wir lernen sie so genau kennen, als ihn selbst. Und eben die scharfsinnige Entwickelung ihrer Denkungsart und Gesinnungen ist es, die, weil sie unsere Ideenreihe vermehrt und unsere Menschenkenntniß erweitert, der größte Reiz für die Seele wird. Eben dieß ist der Fall in einem guten Schauspiele. Je weniger der Dichter das dramatische Interesse von der Entfaltung des Hauptcharakters allein abhängig macht; je mehr er uns, wie der Verfasser der Emilia Galotti, für alle Personen zu gewinnen weiß, desto gewisser ist ihm sein Sieg. Nun vergleiche man einmal hiermit unsere dialogirten Romane. Wehe dem Leser, der zu dieser Lectüre schreitet, um außer den Helden der Geschichte auch noch die Zeitgenossen desselben kennen zu lernen! Er wird zwar eine zahlreiche Bekanntschaft machen; aber er wird nicht mehr Rechenschaft von ihr geben können, als der Reisende, der heute in eine fremde Gesellschaft tritt, und sie morgen wieder verläßt. Die Nebenpersonen in unsern Romanen erscheinen gewöhnlich bloß, damit das Gespräch beginnen könne, [oder es möchte in andern, wie ein anderer Cri-

tiker sich ausdrückt, leicht eins der unauflöslichsten Probleme seyn, ausfindig zu machen, welche von der großen Anzahl der Competenten die meisten Ansprüche auf den Rang der Hauptperson habe]. An den Helden selbst knüpft die meisten kein lebhafteres Interesse, als das der Freundschaft. Was wir von ihnen sehen, schränkt sich daher größten Theils auf ihre Empfindungen und Gesinnungen für ihn ein; aber das ist weder hinreichend, um uns über ihren Charakter zu belehren, noch auch überhaupt, um sie uns wichtig zu machen. Sollen sie dieses werden, so müßten sie weniger reden, und mehr handeln."

„Eben darum fehlt es gemeiniglich dem Dialog unserer dramatischen Romane so sehr an jenem allbelebenden Feuer, dessen magischer Kraft die Seele nie widersteht. Da die Lebhaftigkeit des Gesprächs offenbar nicht bloß von dem natürlichen, leichten und mannigfaltigen Tone des Vortrages [und wie viele unserer dialogirenden Schriftsteller haben ihn in ihrer Gewalt?] abhängt, da es überall nur dadurch interessant und beseelt wird, daß wir eine Wahrheit, oder eine

Handlung, oder einen Charakter aus ihm hervor gehen sehen: so müssen freylich Werke dieses lebendigen Reizes entbehren, in denen die Wahrheit gemeiniglich schon gefunden, die Handlung schon geschehen, und der Charakter schon bestimmt ist, — kurz deren Verfasser keinen Zweck weniger erreichen, als den sie so ganz eigentlich zu erreichen streben, den Zweck, zu vergegenwärtigen. Man gehe die Scenen unserer dialogirten Romane durch, und frage sich jedesmal: ist ihr Inhalt auch fruchtbar und erheblich genug? bekomme ich einen nähern Aufschluß über die Sinnesart der Sprechenden? erfolgt die Veränderung nach einer bestimmten Absicht, und concurirt sie als Mittelursache zu einer letztern? hilft sie den Charakter der Hauptperson bestimmen oder entwickeln? Ist der Umweg, den mich der Schriftsteller führt, auch interessant genug, um deßhalb die kürzere Straße zu verlassen? — in den meisten Fällen — nein! — Dafür wird man desto öfter bald mit der Anlage und Erfindung der Situationen, bald mit der Ausführung unzufrieden seyn; dort das Unnatürliche und Gesuchte, und hier Ausdehnung

und Weitschweifigkeit tadeln, jetzt, statt des Dialogisten, den langweiligen Erzähler, und darauf, statt des tief eindringenden Philosophen, den oberflächlichen Beobachter entdecken."

Im Allgemeinen zeichnen sich die meisten Romane durch Gebrechen aus, welche es nur zu deutlich beweisen, wie leicht sich ihre Verfertiger das Schaffen denken und machen, und wie eilig die meisten wirklich für ihre eigene Sterblichkeit arbeiten. Wir rechnen hierher:

a) jene unselige und traurige Extension, worein nicht bloß seichte, sondern oft bessere Köpfe bey ihren romantischen Erzählungen, wie in ein Gewebe ohne Ende, zu versinken pflegen. — Hören diese Männer sich entweder selbst so erstaunlich gern, daß sie sich in den kleinlichsten Kleinigkeiten und in den wässrigen Ausdehnungen der Erzählung wie bezaubert fühlen, und gleichsam in ihrem eigenen Nichts fröhlichen Muthes untergehen? — oder ruhet der Fluch der Muse auf ihnen, daß sie sich, wenn sie auch

wollten, aus dem Abgrunde ihrer Weitschweifigkeit nicht heraus winden können? Im letztern Falle sind sie zu entschuldigen, weil das Fatum schwer auf ihnen ruhet; aber diese Leute müßten auch Vormünder haben, um sich nicht durch ein unberufenes Schreiben lächerlich zu machen; im erstern Falle hingegen verdienen sie als muthwillige und eitele Sünder billig die Schärfe der Critik, welche sich oft genug die kostbare Zeit mit jenen Wasserbächen verderben muß. Wie oft kommen nicht in unsern sogenannten Lieblingsromanen gewisse Lieblingsbilder und Lieblingsfloskeln zum Vorschein, die man schon tausendmal gelesen hat! — immer wieder die nähmlichen gekünstelten Aussprüche, die nähmlichen Sentenzen, die nähmlichen Empfindeleyen, oder sogenannte Kraftgedanken, die nähmlichen Ergüsse einer weinerlichen oder witzelnden Phantasie; — „Handwerker, die nur denselben verworrenen Knäuel auf- und abzuwinden verstehen, und nur für die Sättigung schlaffer Leerheit zu arbeiten scheinen *)." Man befindet sich, wie

---

*) Athenäum von A. W. und Fr. Schlegel. 1ter Band, S. 149. 1798.

sich ein anderer Recensent sehr naiv ausdrückt, in den Werken unserer Romandichter unter lauter alten Bekannten, die nur die Nahmen verändert, sich die Augenbraunen geschwärzt, hie und da der Farbe nachgeholfen, und ein Schönpflästerchen aufgelegt haben, — überall sprechende Aehnlichkeiten, — Wiederholungen und aus frühern Werken wörtlich abgeschriebene Seiten und Bogen, — und doch so viele Bände! „Wie verschieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der, wie die Löwinn, nur Eins gebiert, aber einen Löwen!“ *) Daher denn auch in den gelesensten Romanen selbst, statt des Neuen und Originellen, welches die Phantasie mit sich fortreißt, während es den Verstand erleuchtet, — so viel eiteles Geschwätz, so viel prunkende Tiraden, so viel Mahlerey und Aufputz, wie der goldene Einband nichts in sich enthaltender Bücher, — daher die schon so oft gegeisselte, matte und empfindelnde Tugendplauderey. „Der Dichter, sagt ein vortrefflicher Kopf, muß seine tugendhaften Charaktere

*) Athenäum, S. 150.

nicht auf das Schwatzen einschränken. Eiteles Geschwätz von Tugend verträgt sich gar nicht mit ihrer Erhabenheit. Mit dem Erhabenen in der Tugend ist das Stillschweigen eher verbunden, als mit irgend einer andern Leidenschaft."

b) Die tausendfältige Beleidigung des Wahrscheinlichen [wir wollen nicht einmal sagen der Wahrheit] und der Charakterzeichnung, welche jedesmal rein anthropologisch seyn muß, und es dagegen so selten ist. — Dadurch, daß unsere Romanschreiber nur immer überraschen und täuschen wollen, gehen sie in eine wahre Anarchie der Kunst über, und vergessen den Menschen, den sie so eben zeichnen wollten. Sie werfen Zeiten, Oerter und Personen gewaltsam durch einander, — oder bringen sie auf eine so seltsame Weise zusammen, daß so etwas ohne Wunderwerke gar nicht geschehen könnte, und diese Hauptsünden bemerkt man in romantischen Erzählungen, die das wirkliche Leben wirklich abbilden sollen! An Einheit des Ganzen ist selten zu denken; und dieß beweist allemal, daß der Schriftsteller von der Einheit des Wahren nichts verstand, und sich selbst, sammt seinem

Personale, nicht zu halten und zu orientiren weiß. Ein deutscher Schriftsteller äußerte sich einstmals: „daß es, außer Fieldings Thom Jones, keinen einzigen Roman gebe, in welchem Personen aus der wirklichen Welt aufträten." Dieser Ausspruch ist allerdings übertrieben und zu kühn; allein in Absicht des gewöhnlichen Schlages unserer Romane hat er Recht, und wie viel des Gewöhnlichen, Gemeinen, Unnatürlichen und Widersprechenden giebt es nicht in den besten!! „Ein Theil unserer Romanschreiber bringt die Leser in die ekelhafte Gesellschaft der schändlichsten und verworrensten Menschen, und vollkommen, als ob es die Absicht gewesen wäre, das Gefühl der Leser aufs äußerste zu empören, lassen sie diese Teufel und Schurken in allen ihren Planen glücklich seyn; jedes bessere Wesen hingegen, das nicht in ihre Absichten eingehen will, — zertreten und vernichten. Leider lehrt die Erfahrung, daß die Menschen alles Bösen und der abscheulichsten Verbrechen fähig sind; wer aber hat wol je Menschen gekannt, — wie sie in unsern Afterromanen schaarenweise erscheinen, — die ohne Noth, ohne heftige Leiden-

schaften und Motive, ohne dringende Gefahr und nahen großen Gewinn mit vollkommen kaltem Blute Verbrechen auf Verbrechen, Mord auf Mord häufen? Gegen alle Natur und Wahrheit ist es ferner, daß Menschen sich ihrer Sünden als Sünden rühmen, und damit gegen andere prunken sollten. Auch der abgehärteste Böse-wicht wird sich doch immer bemühen, seinen Schandthaten den Schein des Guten zu geben, wenigstens ihnen eine gute Absicht unterzuschieben. Nur ein Wahnsinniger kann für den Böse-wicht, der er ist, gelten wollen *)." Dieses Verteufeln der Menschen ist vornähmlich ein Fehler unserer jungen Autoren, welche die Welt doch mehr in einem rosenfarbenen Lichte erblicken sollten, aber sich die Menschen so gern als Ungeheuer denken, weil sie gleichfalls durch Extreme erschüttern wollen. Zu diesen teuflischen Romanen gesellen sich wegen ihrer hundertfachen Unwahrscheinlichkeiten noch die, welche das menschliche Elend auf eine so unnatürliche Art und so gewaltsam abbilden und interpretiren, daß —

---

*) S. allgem. deutsche Bibl. 111. Band, S. 125.

keinem Reize des schönen Menschenlebens ein Plätzchen übrig bleibt. Wie kann man eine solche Composition, die nirgends in der Welt angetroffen ist, ein ästhetisches Werk nennen, oder was müßte man von einer solchen Welt denken, die — uns unsere Gefühle nur zu unserm Leiden und unserm Schmerz gegeben hätte? Das Bild des Lebens muß Licht und Schatten in sich vereinigen, wie es in der Wirklichkeit angetroffen wird, — und die grelle Aussenseite des Uebels darf der Romanschreiber nie zu sichtbar zu machen suchen, weil der Traurende und Unglückliche selten ganz unglücklich ist, — wenigstens der Dichter unmöglich angeben kann, in welchem Grade jener leidet. — Tausende würden ihm sagen können: wir sind so elend nicht, wie uns deine überspannte Phantasie abbildet, — und wir leben, in die Dunkelheit verstoßen, glücklicher, als in dem farbigen Schimmer einer undankbaren Welt.

Andere Romandichter bilden aus ihren Menschen — Engel, wie wir sie von Anbeginn noch nicht gesehen haben, und nie sehen werden. Dieser Fehler entsteht aus einer mißverstandenen

Kunst, das idealische Gute in die Wirklichkeit überzutragen; also aus einem durchaus unpsychologischen Fehlgriffe, der oft nicht lächerlicher seyn kann. Wir finden in solchen Romanen wirklich oft genug Menschen, — die man den personificirten categorischen Imperativ nennen könnte; — Verklärte, die nicht mehr der Sinnenwelt angehören, und vornähmlich — Weiber, die wegen einer vollendeten Tugend in unnatürliche Heilige umgeschaffen werden. So leicht es dem Romandichter werden mag, — durch die Mixtur aller Schandthaten — einen Teufel hervorgehen zu lassen, so leicht mag es seyn, einen Engel zu bilden, indem man ihm das Compendium aller Pflichten aufdruckt, aber ihn auch eben dadurch aus der Menschheit hinauswirft. Das Ideal des Sittlichguten mag den Dichter begeistern, — es ist seine Idee, und wer könnte sie ihm rauben! aber er muß nur so viel davon in seinen Productionen gebrauchen, als es die Natur erlaubt. Es giebt kein sterbliches Wesen, das so ist, wie es seyn soll; die Gemählde eines solchen sind also radical-falsch, und man kann selbst eine Tugend nicht mehr

messen, welche vor allem Straucheln gesichert wäre. Unglücklicher Weise sind die sogenannten moralischen Charaktere in unsern Romanen oft sogar nur empfindelnde und empfindsame Gemüther, denen man von jeher wenig moralische Kraft zutrauete; weiche, mitleidige, dienstfertige, zerschmelzende Seelen, denen man lieber eine böse Seite andichten möchte, damit doch wenigstens eine Originalität, — eine Kraftäußerung bey ihnen vorhanden wäre. Das Gemählde einer Tugend, — die überall erweicht, überall gerührt wird, die alles in Harmonie und reine Sinnen umschaffen möchte, während sie alles bey frommen Wünschen bewenden läßt, — einer Tugend, die nur immer mit heroischem Prunk — duldet, und sich doch mit Füßen treten läßt, die allen Fehlern der Menschen liebreich nachsiehet, — allen Sündern vergiebt, alles mit einer wirklich unmenschlichen Geduld trägt und faßt, — ist eben so gut eine Caricatur, als ein Teufelsgemählde in Menschengestalt, die uns so oft in unsern Romanen erschüttern sollen, anstatt, daß wir sie nur lächerlich finden.

c) Die langweilige Assimilation der

Charaktere, indem einer sich wie der andere ausdruckt, und keine Abstufung derselben in ihrer Individualität gezeigt wird. Das große, wichtige und wirklich genialische [da, wo es ist,] Suum cuique wissen die wenigsten Romanschriftsteller zu behaupten und anzuordnen. Freylich ist es bey weitem eine der größten Künste der Kunst, jeden einzelnen Charakter vor dem andern so sprechend und sichtbar in seiner psychologischen Eigenthümlichkeit herauszuheben, also im ganzen Sinne des Worts so zu charakterisiren, daß sich das Individuelle nie mit dem andern vermischt; allein wer dieß nicht kann, sollte auch sein Machwerk nie der Welt zeigen. Jene traurige Eintonigkeit der Gemüther, jenes armselige Einerley in der Form und Darstellung, jenes matte Abbilden der Personen nach einerley Muster oder Nichtmuster, verräth allemal einen großen Mangel des Menschenstudiums und einer reichen pathologischen Sprache. Bey den angestrengtesten Bemühungen unserer Romanschreiber, ihren Schöpfungen Wechsel und Vielseitigkeit zu geben, bleiben sie dennoch einseitig und monoton, weil ihnen fast immer nur ein Charakterbild

vorschwebt, und dieses allen übrigen einen gleichen Anstrich giebt. In der Philosophie der Geschlechter sind die meisten so unwissend, daß sie männliche und weibliche Rollen in Sprache und Darstellung augenblicklich verwechseln, und das Individuelle der zarten Weiblichkeit von der Originalität des hart geschliffenen Mannes kaum zu unterscheiden wissen. Alle Personen reden mit einerley Zungen. Der Bediente, wie sein Herr; die Zofe, wie die gebildete Weltfrau; das Kind, wie der erwachsene Mann; der Handwerker, wie der genialische Künstler, so daß, wenn der Verfasser dieses mechanische Einerley aufgeben wollte, alle Personen zugleich verstummen müßten. — Diese Monotonie rührt mit daher, weil die meisten Romanschreiber ihr eigenes Naturell zu sehr aus ihren sogenannten Dichtungen hervortönen lassen, indem sie sich gleichsam nur selbst zeichnen, und mithin ihr kleines Ich nur in mehrere ähnliche Partien vertheilen. Dieß sind denn die Personen ihrer Romane. Ist der Verfasser ein stürmischer Feuerkopf: so stürmen und toben auch alle seine Maschinen; alle Personen sprechen in einem grellen,

hochfahrenden, lebhaften Dialecte, sind alle hitzi=ger und kühner Natur, Helden und Heldinnen nach einerley Zuschnitt und bey den geringsten Veranlassungen. Man könnte diese Romane die tumultuarischen nennen, weil darin alles einen übereilten und lärmenden Gang geht. Ist der Verfasser ein süßlicher Empfindler: so weint und jammert und zagt alles in seiner empfindsamen Welt. Seine Personen sind alle gleich kraftlos, und die Geduld ist die einzige Individualität, wodurch sie sich auszeichnen. Wenn auch der Heros des Stücks sich einmal zu ermannen sucht, und sich über das Gewimmer empfindelnder See=len erheben will: so sinkt er doch gar bald zu ihm zurück, und passiv und schneckenartig kriecht sein kleinliches Leben fort. Man könnte diese Romane die passiven oder die Thränenbücher nen=nen. Ist der Verfasser ein Witzling: so witzelt in seinem Buche alles, was Athem hat; eine Replique jagt die andere, ein Wortspiel das an=dere; seine gemeinsten Rollen stellen Satyriker auf, die freylich nur ihre Spitzreden erborgt ha=ben. Alles soll einen komischen jovialen Ein=druck machen, während die Leser bey dieser prä=

tendirten Jovialität einschlafen; denn ein Witzroman ohne größere Anlagen innerer Vortrefflichkeit wird gar leicht das langweiligste Ding von der Welt. Viele dieser Romane kann man gar füglich Harlekinaden nennen. — Ist der Verfasser ein sogenannter genialischer Originalkopf par force: so reden alle seine Personen eine überspannte, gravitätische, schwülstige, auch wol übersinnliche Sprache. Der Ritter aus finstern Jahrhunderten philosophirt wie ein Kantianer, und die Nonne redet wie eine Odendichterinn aus Klopstocks Schule; oder ein Sonderling steht neben den andern in langweiliger Aehnlichkeit auch darin, — daß diesen Charakteren gemeiniglich mit gleicher Manier das Paradoxe aufgedrungen wird.

Noch eine Menge anderer Versündigungen unserer Romandichter bestehen — in einem gewaltsamen Herbeyziehen ungewöhnlicher Begebenheiten, in grotesquen Gemählden des Abentheuerlichen und Schrecklichen, [Morde, Vergiftungen, seltsame Schicksale der Verliebten, Entführungen und Visionen in den lächerlichsten Gruppirungen] so daß man bey Lesung dieser Romane nur wie

vor einer gewöhnlichen Zauberlaterne zu stehen glaubt, wo — für die gemeinen Sinne alles, und für die geistige Phantasie nichts gethan wird; — in gespannten, nie gesättigten Erwartungen, wodurch man eigentlich die Leser zum besten hat, aber nie zu einem ästhetischen Ziele geführt wird, weil die Verfasser selbst nicht das Ende zu finden wissen, also mit der großen Kunst, ein steigendes Interesse anzulegen, noch gar nicht bekannt sind;

— in müßigen und gequälten Episoden, die als heterogene Theile oft gar nicht zu dem Ganzen gehören, folglich den Totaleindruck einer romantischen Erzählung gemeiniglich total vernichten;

— in dem auffallendsten Mangel einer feinen Weltkenntniß und des höhern Menschenlebens, der Höfe, der geschliffenen Weltleute und der verfeinerten Frauen im größern Weltleben. Wie kann man aber auch die Kenntniß jener subtilen Weltphilosophie von jungen Schriftstellern verlangen, welche sich dieser Welt nicht nähern dürfen, und in dem kleinen Raume ihrer Menschenkenntniß kaum vermuthen können, was über ihnen vorgeht!

— in einem unerträglichen Schwulste des Ausdrucks, in altdeutschen, neugeformten, ungebräuchlichen Wörtern und Phrasen, wobey man oft fragen möchte: ob die Verfasser bey Sinnen gewesen, und die sie durch untergesetzte Glossarien erst selbst erklären müssen;

— in Entehrungen des Naiven — durch das Gemeine, — der Natur durch eine verschrobene Kunst, des Witzes durch Plattheiten und Sottisen, ein gewöhnlicher Fehler unserer Romandichter, weil sie das Rohe, Platte und Derbe zu dem Inventarium des Genies rechnen, und das Zarte in der Anschauung und Versinnlichung gar selten studiert haben;

— in langen und seichten Raisonnements, auch wol in prätendirten psychologischen Zergliederungen, die eigentlich nichts zergliedern, und nur die Armuth des schaffenden Genies ankündigen, die sich allemal durch magere Nothbehelfe ausdruckt, wenn der geistreiche Kopf Charaktere und Begebenheiten sinnreich und dichterisch zu einem romantischen Ganzen mischt. Denn der Roman ist der reinste Abdruck des activen und passiven Menschen in einem genialisch-gedichteten Wirkungskreise.

Um neu und interessant zu seyn, was man nur durch ein tiefes Studium der Natur erreicht, — haben mehrere Romanschreiber gleichsam die menschlichen Alter umgekehrt, und die frühe Jugend mit ihren unschuldigen Gefühlen, aller Wahrheit zum Trotz, in die Jahre und die Empfindungen gereifter Menschen hinüber gepflanzt. Hierher gehören unter andern die frühen Liebeleyen und Kinderliebschaften in unsern Romandichtern. „Kann wol, sagt ein philosophischer Critiker unserer Zeit, etwas unnatürlicher und zugleich unsittlicher seyn, als jene? Man glaubt ganz falsch, daß das Erste, was sich im Menschen regt, das Interesse des einen Geschlechts für das andere sey. Wenn ein so frühes Verhältniß Statt findet: so lehrt die Erfahrung wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondere Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet: so trennt eine nachmalige verschiedene Bildung sie eben so oft wieder, als sie glücklich oder unglücklich für beyde Theile Bestand behalten.

Man impft also der gesunden Natur durch jene falsche Voraussetzung: daß sich die Geschlechtsliebe so früh im Menschen rege, eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre es erst dahin gekommen, daß Kinder bey einer körperlichen Berührung so heftig empfänden, wie die in Lafontaine's Flaming: so würde ihre Jugend dem Verwelken näher, wie dem Reifen seyn, und Aeltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen" *).

Weil das Publicum, vornähmlich das neue und allerneueste, wegen unserer großen, durch die Lectüre entwickelten Reizbarkeit, auf eine so mannigfaltige Art phantastisch electrisirt seyn will: so haben mehrere Romandichter bald glücklich, bald höchst unglücklich, je nachdem es aus wirklicher Originalität oder aus gemeiner Nachäffung hervorging, — das Humorisiren eingeführt. — Der Humorist will offenbar auf eine ganz andere

---

*) Athenäum, S. 155

Art originell seyn, und mit dem gewöhnlichen Troß der Romandichter nichts zu thun haben; er will durch ein gewisses feyerliches Helldunkel überraschen, den Menschen aus seiner innersten Tiefe heraus heben und zergliedern, oder ihn durch eine wehmüthige Empfindsamkeit, durch die Kunstausstellung seines eigenen Gemähldes durchglühen. Bald soll der hohe Ernst zum Comischen und Naiven, bald das Naive zur feyerlichen Gedankenschöpfung führen *). Er ist Comiker und Tragiker in einem und demselben Werke, und auf der nähmlichen Seite oft in den seltsamsten Mischungen sich widersprechender Gefühle.

Die humoristische Form und humoristische Diction der Romane, wenigstens der humoristisch-sentimentalen, haben die Deutschen von den Britten angenommen. Yoricks empfindsame Reise war wol das anziehendste Product

---

*) Wie z. B. in Lichtenbergs humoristischen Launen; im goldenen Kalbe vom Grafen Benzel; in vielen köstlichen Stellen des Spectators; im Hudibras u. s. w.

dieser Art, und es wurde wegen seines zarten Geistes, seiner launigen Deutung der Dinge, und wegen seiner eigenthümlichen Genialität verschlungen. So etwas hatten die Deutschen unter ihren Spaßvögeln und Satyrikern noch nie gelesen; — es warf auch unter uns einen bleibenden Zunder in alle humoristische Köpfe. Selbst dem deutschen Worte empfindsam gab es seine Existenz. Anfangs hatte der berühmte Uebersetzer Bode das englische Wort sentimental durch sittlich gegeben. Dieß war ein offenbarer Mißgriff; aber wie sollte er es anders übersetzen? Einer seiner geistreichen Freunde half ihn aus der Noth. „Es kommt darauf an, sagte dieser, Wort durch Wort zu übersetzen, nicht eins durch mehrere zu umschreiben. Sentimental ist ein neugeprägtes englisches Wort. War es Sternen erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden: so muß es eben darum auch seinem Uebersetzer erlaubt seyn. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von Sentiment; wir haben von Empfindung mehr als eins: empfindlich, empfindbar, empfindungsreich; aber diese sagen alle etwas anderes. Wagen sie empfindsam.

Wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bey der viel Mühe ist: so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise genannt werden, bey der viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften. Aber was die Leser vor's Erste bey dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabey zu denken gewöhnen."

Es ist hier die Absicht nicht, die Natur des Humors *) psychologisch oder ästhetisch zu untersuchen, [selbst die humoristischen Britten haben uns noch keine einzige richtige Erklärung desselben gegeben] sondern nur beschreibend anzudeuten, wie sich unsere humoristischen Schriftsteller in ihren Werken und Werkchen selbst anzukündigen und abzubilden pflegen. Ein humoristischer Schriftsteller im neuesten Geschmack pflegt an folgenden Zeichen erkannt zu werden.

Er muß in seinen tragischen und comischen Gemählden so seltsam umher flattern können,

---

*) S. Garve über die Laune, im 61sten Bde. der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften. 1798. Home Grundsätze der Kritik. I. 488. Leipz. 1772.

daß man nie recht weiß, woher er kommt, und wohin er will; er muß es verstehen, seine Leser in einem Zauberkreise und dennoch excentrisch herum zu führen, bis sie von diesem sentimentalen Wirrwarr der Dinge, von gigantischen oder weinerlichen Phrasen ermüdet, das erstaunliche Buch auf die Seite werfen. Innerer Zusammenhang der Gedanken und logische Deutlichkeit des Vortrages wird hierzu so wenig erfordert, daß dem humorisirenden Humoristen das zusammenhängende Denken oft sogar ein Greuel ist. Mit einer Ründung und dem Abschluß des Ganzen hat er vollends nichts zu thun; sein Buch ist eine Schraube ohne Ende; aber, leider! auch oft ohne Anfang; die gravitätische Fragmentensprache ist seine Sache. Oft springt diese so hoch in das Leere hinein, daß ihm der vernünftige Gedanke nicht mehr folgen kann; — oft wieder so tief in eine gesuchte Paradoxie hinab, daß der Leser wiederum isolirt, und von seinem Autor gewaltsam abgerissen, gaffend da steht, und gähnend dem Schatzgräber nachblickt. Glück genug, wenn er mit ihm nicht in die Tiefe gerissen wird, und auf gesunden Füßen mit seinem

gesunden Kopfe stehen bleibt. Weil denn aber doch das Ding einen Faden haben muß; indem alles fadenlose Denken barer Unsinn seyn würde: so ist eine humoristische Bewegung von einem Ort zum andern, das heißt eine Reisebeschreibung, — gemeiniglich der Nothbehelf solcher abenteuerlichen Köpfe. Aber wie unendlich tief stehen oft diese possirlichen Passagire in Deutschland unter dem unsterblichen Yorick in Calais und Paris, und unter dem genialischen Jean Paul auf dem Fichtelberge!

Der Humorist muß von den kleinlichsten und alltäglichsten Dingen, von Bagatellen im ganzen Sinne des Worts, wie von den ernsthaftesten Weltbegebenheiten, von dem kleinlichsten Gefühle und Gedanken wie in hoher Begeisterung, auch wol gar mit philosophischem und religiösem Prunk, plaudern können. — Dieß ist nicht immer seine schlechteste Seite, sondern sogar bisweilen eine naive Originalität seiner Laune, — welche sich aus dem Kleinlichen wirklich zu etwas Großem und Feyerlichem aufzuschwingen versteht. Bey größern Köpfen, wie bey Sterne, Jean Paul und Lichtenberg darf man dieß ohnehin so

genau nicht nehmen, weil selbst ihre müßigen und unbedeutenden Ideen oft zu etwas sehr Interessantem unmerklich hinführen. — Und Yoricks Beinkleider gehören nicht ohne Grund zur Garderobe seines geistvollen Buchs. Aber wehe dem Autor, welcher zu solchen Kleinigkeiten nicht Yoriks schöpferischen Kopf mitbringt, oder ihn, ohne dessen erstaunliche Fülle des Witzes und des zarten Gefühls zu besitzen, nachahmen will! Daher sind denn auch die Schriften unserer Afterhumoristen gemeiniglich nichts anders als Trödelbuden des kleinlichsten und armseligsten Hausgeräths in höchst grotesquen Mischungen, — und in ihrem weitschweifigen Detail unsern neumodigen poetischen Landschaftsmahlereien gleich, worin kein Grashalm und keine Pfütze unbesungen bleibt. Man hat diesen Humor aus Empfindsamkeit den kindlichen nennen wollen, da man ihn vielmehr den kindischen nennen müßte, weil er so oft in das Läppische hinüberstreift, und sogar geschmacklose und ekelhafte Dinge in seinen Strudel zieht. Dieses Herumirren und Herumtappen in einer so seichten Redseligkeit würde uns bey bessern Köpfen als etwas

Unerklärliches erscheinen, wenn sie sich derselben nicht vielleicht als eines Vehikels bedienen müßten, um dadurch auf witzige Gedanken zu stoßen, oder dergleichen anzubringen, — wodurch aber doch auch nicht immer dem Leser die langweiligen und wüsten Umwege vergütet werden.

Der Unfug, welchen man in unsern humoristischen Schriften mit jenen kleinlichen Zeichnungen kleinlicher Gegenstände treibt, wird dadurch noch lächerlicher, daß seit einiger Zeit die Autoren den kraftlosen Inhalt der Abschnitte durch irgend eine witzige [besser witzelnde] Titular-Inschrift zu heben suchen, anstatt daß sie die innere Magerkeit einzelner Capitel lieber gar nicht andeuten sollten. Denn oft sagen diese Ueberschriften gar nichts, oder gleichen den Schildern an den Gasthäusern, die mit der Ankündigung köstlicher Weine prunken, wenn inwendig nur schlechte und verfälschte Waare verkauft wird. Yorik hat mit seinen Aufschriften gewiß nicht prunken wollen; aber desto humoristischer ist der ganze Inhalt seines Buchs, indem selbst seine Micrologien immer einen genauen und naiven Bezug auf die Fülle und Wärme seines Gefühls

haben, und sich so gern mit humanen und psychologischen Zwecken verbinden. Denn es ist merkwürdig zu beobachten, wie tief ein kleinlicher Umstand in subtile Gemüther eindringen kann, und die feinen Uebergänge zu bemerken die ein geistreicher Kopf von geringen Veranlassungen zu großen, lichtvollen und erwärmenden Gedanken zu machen fähig ist *).

Wie naiv ist der Uebersprung in Yorik von dem Verliebtseyn seines Bedienten zu dem schönen Gedanken über die Wunderkraft der Liebe an ihm selbst! „Ich bin, sagt er, mein ganzes Leben hindurch beständig in eine oder die andere Prinzessinn verliebt gewesen, und ich hoffe, das soll bis an mein seliges Ende so fortgehen;

---

*) „Welch eine Menge von Begebenheiten kann der Mann mit seiner kleinen Lebensspanne umfassen, der sein Herz an allem Theil nehmen läßt, und der, da er Augen hat zu sehen, was ihm Zeit und Gelegenheit, so wie er seinen Weg fortsetzt, ohne Unterlaß darbieten, — nichts unberührt läßt, woran er seine Hände mit Ehren legen darf!“ Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. 1ter Band. 2te Aufl. S. 71.

denn ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich irgend eine niedrige Handlung begehe: so geschieht es gewiß zu einer Zeit, wenn eine Liebe aus ist, und noch keine andere wieder angefangen hat. So lange ein solches Interregnum währt, spüre ich immer, daß mein Herz unterm Schlosse liegt. Ich kann keinen Groschen für einen Bettler herausbringen; derohalben such' ich's so kurz zu machen, als nur möglich, und den Augenblick, da ich wieder angeglommen, bin ich wieder eben so großmüthig und gutherzig, als vorhin, und kann für oder mit jedermann alles in der Welt thun, wenn man mich nur zu überzeugen vermag, daß keine Sünde dabey ist."

In Jean Pauls Schriften sind die genialischen Uebergänge von unbedeutend-scheinenden Gegenständen zu den feyerlichsten und erhabensten Entwickelungen großer Gedanken noch überraschender, und diese Feyer, dieser oft schwermüthige, oft heitere Ernst in den reinsten Formen der Gutmüthigkeit macht vornähmlich das hohe Magnetische seiner humoristischen Launen aus, die man sehr oft auch die philosophischen nennen könnte.

Statt dieser feinen und freundlichen Uebergänge von dem Unbedeutenden zur hohen Bedeutsamkeit, — ein Weg, welchen der echte Humor so oft mit großer und reiner Seele nimmt, und worauf er nicht selten die heiligsten Wahrheiten berührt, — finden wir in unsern Alltagshumoristen weder — einen Gang, noch einen Uebergang, sondern nur leidige Taschenspielerkünste, wodurch man den Leser nicht aufzuhellen, sondern zu täuschen meint. Aber grade dieß verwirft der genialische Humorist als einen grundfalschen Mißgriff des Talents; denn sein Amt ist ein hohes feyerliches Lehramt, durch eine fröhliche oder ernste Laune, wenn der Afterhumorist durch eine geschrobene Künsteley, und indem er par force naiv seyn will, — das unverdorbene und humane Gefühl nur zurückstößt, und durch das ewige Rapsodiren einer gaukelnden Phantasie den guten Geschmack beleidigt. Selbst unsere bessern launigen Schriftsteller haben sich mehr ein gewisses Witzigthun, als den naiven Ton der brittischen Humoristen angeeignet, welche mehr durch eine specifique Kraft, als durch glänzende und imponirende Contraste

siegen wollen. Es ist leichter, das Lachen zu erregen, als durch genialische Stärke des Gefühls das Herz zu erwärmen, — und auch dieß versuchen unsere Humoristen auf einem unrechten Wege, indem sie uns durch mystische und empfindelnde Tiraden zu erwärmen suchen. Aber dieß giebt immer nur ein gewisses Feuer ohne Leben und Bewegung, — wenn der matte Eindruck, den dieser dunkle ästhetische Wortprunk hervorbringen soll, — noch ein Feuer genannt werden kann. Zu viel Künsteley und Maschinerie, um Gefühle zu erregen, thut oft eine ganz entgegengesetzte Wirkung, weil der Mensch bey den zärtesten Angelegenheiten seines Herzens nicht sichtbar gespornt, sondern unsichtbar geleitet seyn will.

Daher denn auch die unglücklich verfehlte Manier unserer meisten Humoristen, — Empfindeley durch Empfindeley künstlich zu erregen, und den Leser in einen Gemüthszustand zu versetzen, worin er nicht gern seyn mag, weil er gezwungen und unnatürlicher Weise dahin versetzt wurde. Wehmüthige Exclamationen, schauerliche Gemählde des Todes, eine

weinerliche Religiosität und mystische Thränen machen selten Eindruck, wenn nicht schon der ganze zarte und gutmüthige Inhalt des Buchs für den empfindsamen Charakter des Autors eingenommen hat. Im letztern Falle, wie bey vielen Stellen im Yorick, hat uns der Geist des Humoristen wirklich schon durchdrungen und gebildet; wir sind in seiner Gewalt; wir sind gleichsam bey jeder Stelle seines Buchs besser geworden, weil er überall nicht falsche, täntelnde und schimmernde Gefühle, sondern wirklich hohe und geistige Sympathien in uns erweckt, und also als genialischer Künstler durch das Naive und Herzige auf uns wirkt. Dann können wir selbst mit ihm zärtlich schwärmen, — mit ihm weinen und lachen, weil seine Schwärmerey aus einer großen und heiligen Seele hervorgeht, und aus ihr die sanfte Begeisterung für das moralisch Gute spricht, — anstatt, daß man uns in den gewöhnlichen humoristischen Romanen durch kleinliche Rührungen und Sentenzen zur Sentimentalität, ohne wahrhafte Sympathie, verführen will. Wie ganz anders ist die innige und stille Empfindsamkeit Yoricks, welche sich immer

durch kraftvolle Gedanken mit dem subtilsten Gefühle verbindet! Wer ihn bis S. 72 nicht, um einen Roman, sondern ihn zu lesen, gekommen ist, wird gewiß mit ihm ausrufen: „ich bedaure den Mann, der von Dan bis Berseba reisen und ausrufen kann: es ist alles dürre und öde!“ „Doch, so ist es, fährt er fort, und so ist die ganze Welt dem, welcher der Früchte nicht warten und pflegen will, die sie hervorbringt. Ja, ich bezeige, sagt' ich, und schlug freudig meine Hände zusammen, daß wäre ich in der Wüsten, — ich auch in der Wüste etwas finden würde, das meine Neigung auf sich zöge. Fände ich nichts Besseres: so wollte ich sie auf einen süßen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich unterhalten könnte; ich würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen. Meinen Nahmen schnitte ich in ihre Rinde, und schwöre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Gegend wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauren gewöhnen; und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.“

Dank! tausendfachen Dank! solchen Humoristen, die uns, wie Yorick und Jean Paul, durch die Zartheit ihrer Gefühle gleichsam zur stillen Andacht mit uns selbst erheben, und diese Andacht mit uns in dem heiligen Tempel der Natur feyern. Von ihr begeistert und ganz für ihre Schönheiten gebildet, kann uns dieser fromme Anbeter der Natur, so oft er will, in die Regionen eines bessern Seyns erheben, und uns durch seine naive Gutmüthigkeit heiligen und vergeistigen. — Aber freylich diesen innern bessern Sinn, diese sanfte Gluth für das Schöne, Unschuldige und Große, diese sich an das leiseste Gefühl anschließende Kraft des Herzens, die durch den Frohsinn gleichsam Wunder thun kann, — wird sich der Schriftsteller nicht selbst geben können, wenn er ihn nicht als ein glückliches Erbtheil der Natur besitzt. — Daher denn in unsern humoristischen Schriften bey aller Künsteley des empfindsamen Wesens, bey allen Wendungen und Convulsionen einer sogenannten Kraftsprache — doch so viel Trockenheit, Kälte und Unnatur des Gefühls, so viel Mahlerey und Farbenaufwand, statt reinen und echten Feuers,

so viel Wehmuth und Trübsinn ohne Poesie, kurz, so viel Worte, statt des lebendigen Geistes.

Noch ein großes Gebrechen und Verbrechen unserer Humoristen sind die tausendfach ausgespendeten Witzeleyen, die sich in wunderlichen Gruppirungen einander jagen, und nichts von der edleren Natur des bessern Humors an sich tragen. Der Humorist muß billig ein witziger Kopf seyn; aber der witzige Kopf ist selten ein Humorist, wenn er nicht das Naive und Ernsthafte in einem geistvollen Gemählde des Lebens zu vereinigen weiß; ja, der Witz steht oft dem Humor grade entgegen, wenn er sich der Satyre und Spötteley hingiebt, also die Grenzen der Humanität überschreitet, welche der echte Humorist heilig beachtet. Ein hämischer Humor wäre weiter nichts, als ein beißender Witz, also wol gar eine periodische Krankheit der Seele, — anstatt, daß der Humor sich immer gutmüthig zeigt, und den lachenden Scherz in lachenden Bildern auszudrücken versteht. Selbst unsere größern Humoristen sind das nicht, was sie seyn wollen, wenn sie so oft jenen gutmüthigen und lachenden Humor mit tausenderley kleinlichem

Witz vermengen, und dadurch gleichsam die reinen Quellen des genialischen Ernstes trüben. Auch schon darum sollten sie jene Vermischung des zu comischen Witzes mit der naiven Laune vermeiden, weil man ihnen das Possierliche als kein Verdienst anrechnet, und, wenn man ausgelachet hat, der Witz hinterher weiter keine Achtung erzeugt, [wenn er sich nicht mit geistreichen Ideen vereinigt] — ja, weil man dem bloßen Witzkopfe nicht einmal recht trauet, und er sich also selbst, wenn er auch humoristisch seyn kann, bey seinen Lesern den Handel verdirbt. Der Humorist hingegen hat in unsern Augen wegen seines Ernstes, ohne den wir ihn gar nicht denken können, einen größern Charakter, und die Trockenheit brittischer Humoristen, so bald sie nur gutmüthig ist, zieht uns gemeiniglich mehr an, als französischer Witz, der nur das Lächerliche aufsucht.

Ferner hat das ewige witzelnde Gleichnißgeschwätz, das ängstliche, man könnte sagen: kummervolle Haschen nach Aehnlichkeiten, und Vergleichungen in Sachen und Worten, etwas höchst Ermüdendes und Zurückstoßendes, weil das

Gesuchte darin überall auffällt. Die Eintönigkeit und mechanische Spielerey, welche allemal dadurch entstehen muß, wenn man den Gedanken bloß einer Aehnlichkeit wegen aufhascht, und während dieses Haschens sich wol gar in labyrinthische Wege verirrt, kann unmöglich lange anziehen, und wird bey den besten Köpfen, um mich so auszudrücken, eine — einseitige Vielseitigkeit. Der Humorist dieser Art kann auch unmöglich verlangen, daß ihm der Leser durch das Gemisch von Gleichnissen, oft durch Dornenbüsche und Sümpfe — zu einem launigen Gedanken hin geduldig folgen soll; einmal, weil der Leser nicht begreift, warum man so hoch oder so tief steigen müsse, um etwas zu sagen, was uns viel näher liegt; und zweytens, weil das nun endlich Gefundene oft nur ein gewöhnlicher Gedanke in einer ungewöhnlichen Form ist, — oder wol gar kein Gedanke, sondern nur ein schimmerndes Irrlicht, ein parturiunt montes.

Sind diese Tropen, diese Metaphern, diese Hyperbeln, Antithesen und Metonymien vollends schielend, zweydeutig, matt, ohne Kraft,

also auch meisten Theils ohne Sinn: so gehen wir vor ihnen mit Bedauern vorüber, und beklagen den Kopf, welcher sich so viel Mühe gab, nichts zu sagen, und bey einer andern Richtung seiner Kräfte in einem andern Gebiete des Nützlichen und Schönen vielleicht geglänzt haben würde. Um diesen Hang zu Bildern und Bilderchen aller Art, diese Gleichnißwuth zu befriedigen, hat man, leider! angefangen, unserer Sprache eine unerhörte Gewalt anzuthun, und hat eine Menge neuer Flickwörter [d. i. zusammengeflickter] erfunden, welche der heurige Purismus angelegentlicher, als die aus fremden Sprachen aufgenommenen, verbannen müßte. Diese Wörter bringen eine Dunkelheit und einen Nebel in den Vortrag, der wahrscheinlich tief liegende und reichhaltige Ideen und Gefühle im Hintergrunde andeuten soll; aber, bey genauerer Untersuchung, fast immer nur wie ein täuschendes Luftbild zerrinnet. Man frage auch nur die Leser unserer Humoristen, falls sie Sachen und nicht bloße Wörter suchen, und mit letztern gutmüthig genug vorlieb nehmen: was sie denn eigentlich für ihren Geist und ihr Herz aus jenen

Schriften gelernt haben? — und sie werden uns das Gelesene fast nie detailliren können. Was hierbey in ihrer Seele zurückblieb, — waren höchstens helldunkle Ansichten schauerlicher Gegenstände, oder Erinnerungen an eine räthselhafte Finsterniß, in welcher sie etwas zu sehen glaubten, wo nichts zu sehen war; — Erschütterungen weichlicher Gefühle und schwacher Nerven, welche sich durch jenes dunkele Nichts am leichtesten erschüttern lassen; — Empfindeleyen bey — Gegenständen, die selbst nichts empfinden; — und ein behagliches Anschmiegen an Dinge, die man nicht verstand. Aber dunkle Ideen haben keinen innern Gehalt, weil sie das Bewußtseyn weder erweitern, noch berichtigen, und, da sie den Menschen nur irreführen, wirklich noch schlimmer, als nichts sind.

Indeß scheinen doch die schlechtesten humoristischen Schriften noch nicht so schlecht zu seyn, als jene Romane, welche die Einbildungskraft mit sinnlichen und verführerischen Bildern füllen, die Leidenschaften aufreizen, die Menschen zu früh zur Reife bringen, die Unschuld verrathen, oder uns auch mit der wirklichen Welt zusammenhetzen,

weil sie unsern Sinn durch die üppigen Gemählde einer imaginairen Welt für die Gegenwart abstumpfen. Die seichtesten Humoristen vergiften doch wenigstens keine Tugend und keine Unschuld, sondern machen sich allenfalls nur allein lächerlich, wenn sie durch erzwungene Paradoxen, oder durch eine gezierte Laune des Sonderlinges — Interesse erregen wollen. Dieß kann man ihnen noch hingehen lassen, da sie durch den Mangel eines tiefern Menschenstudiums nur ihrem Büchlein Schaden zufügen; jene schlüpfrigen Romanschreiber hingegen nicht nur selbst innerlich verpestet sind, sondern auch noch andere verpesten und verführen. Ja, man könnte behaupten, daß auch in dem schlechtern Humoristen irgend eine Anlage zum Ernst, zur zärtlichen Schwermuth, zur Contemplation u. s. w. vorhanden seyn müsse, wenn ihm das Humorisiren einfallen soll. — Fehlte es diesen Leuten nicht so oft am Geschmack; hätten sie ihren Geist an der Lampe der Alten angezündet; wollten sie nicht à tout prix rühren, und nur immer rühren; könnten sie sich überzeugen, daß der echte Humor in Schriften ohne die lauterste

Helligkeit der Gedanken, in Verbindung mit dem innigsten Gefühl für das Naive und Schöne durchaus nicht entstehen, noch bestehen kann: so würden sie gewiß den Menschen und der Literatur dienen, und fleißiger gelesen werden.

Zweyter Theil.

Ueber das weibliche Genie.

Passive Natur desselben. Verirrungen sogenannter genialischer Frauen.

Durch die oben vorgetragene Meinung: daß der weibliche Geist die hohe Energie des männlichen nicht erreichen könne, — [ohne deßwegen, seiner Natur nach, mangelhaft zu seyn] wird aber dem Weibe nur das active, nicht das passive Genie abgesprochen. Wir nennen, um alle Mißdeutungen zu vermeiden, das passive Genie des Weibes — die Fähigkeit, das

geistig Geschaffene und Erfundene des Mannes wirklich zu empfinden, zu erkennen, anzuschauen, zu benutzen, und sich bisweilen sogar zum — Schaffen, — zur wirklichen Activität des Genies, aber nur in der Nachahmung, emporzuschwingen. Dieß sind die höhern und hellern Geister ihres Geschlechts, die in sich einen magischen Reiz zum Selbstdenken wahrnehmen, ihn gern zu beschäftigen suchen, — nicht bloß nachbeten, sondern critisch urtheilen; aber dennoch, durch die weibliche Natur, in der freyen Vollendung des Ideenfluges aufgehalten, und gar leicht zur Region des Sichtbaren und der Phantasie zurückgeführt werden. Ihre Genüsse des Edeln und Schönen, auch wol des Erhabenen und Großen, sind darum nicht minder angenehm und beseligend, als die des schaffenden Genies; — nur Eins entgehet ihnen hierbey, — nähmlich die Begeisterung während einer freyen Production, welche das Genie durch den innern Genuß seiner Originalität belohnet, sein Feuer und Leben aus sich selbst hervorgehen läßt, und das Ganze mit und durch die geistige Schönheit seines Werks jedesmal selbst ästhetisch vollendet.

Diese letzte und höhere Energie des Genies, die, ohne Nachahmung und ohne sclavische Regeln, — sich selbst überlassen und sich selbst genug, — ihre Werke schafft, und schöpferisch ausbildet, gleichsam der Geist des Geistes, dieser Abschluß der menschlichen Seele im Manne sollte dem Weibe wol nicht gegeben werden, weil es sonst innerlich zum Manne ausgebildet werden mußte. Wenn dieser sich durch ein allgemeines Uebergewicht seiner Kraft, als Geschlechtscharakter, von dem Weibe originell unterscheiden sollte: so mußte er auch als Verstandeswesen gewisse Vorzüge und Auszeichnungen vor dem Weibe behalten. Denn das bloße Uebergewicht in seiner sinnlichen Leidenschaftlichkeit und seiner muthvollern Willensnatur wäre doch nur ein gefährliches Schwert in seiner Hand gewesen, wenn ihm die Natur nicht auch den männlichern Geist zur Führung desselben verliehen hätte. Ewig unvollendet wäre nun der Mann als Mann geblieben, — als das einzige Wesen in der unermeßlichen Natur hätte nur er seinen Abschluß noch zu erwarten. Nun hätte er offenbar in der Reihe der Dinge tiefer ge-

standen, als er stehen mußte, — so wie das Weib zu hoch in der Schöpfung hinaufgestellt wäre, wenn sie zu dem Tiefsinne und zur Erfindungskraft des Mannes organisirt wurde.

Man begreift auch nicht, wozu diese genialische Kraft des Denkens dem weiblichen Geschlechte nutzen könnte, — als etwa eine neue Art des Egoismus in ihm, — wider die Absichten der Natur, zu entwickeln. Des Weibes höchster Beruf, — also ihre eigentliche anthropologische Bestimmung, soll durchaus nicht cosmopolitisch, — nicht weltbürgerlich seyn, auch nicht literarisch, — nicht belletristisch: sondern häuslich, — mit einem Worte weiblich. Die Natur hat daher gar vorsichtig die Einrichtung getroffen, daß in der Constitution des weiblichen Geschlechts selbst die Hindernisse eines genialischen Vernunftgebrauchs liegen mußten. Ja, wenn auch der weibliche Geist schöpferisch und activ-erfinderisch wäre: so würde doch der stillere weibliche Charakter nicht nach dieser Höhe haschen, sondern sich mit den Graden der Cultur begnügen, die ihm zu seiner Originalität von Ewigkeit her angewiesen sind.

Wirklich zeigt uns auch die Erfahrung überall Mißgriffe, Ausartungen, Wunderlichkeiten aller Art, wo sie uns sogenannte genialische Frauen, in und außerhalb der Schriftstellerwelt, sehen läßt. Ist dieser bald schwermüthige, bald muthwillige Dämon, — originell zu seyn — [seyn zu wollen] einmal in die weibliche Seele eingezogen: so ist sie gemeiniglich als häusliches Weib verloren, und, als Schriftstellerinn, ein von allen Furien der Eitelkeit und Vielwisserey verfolgtes Wesen. Als Weib mag sie dann von alle den zärtlichen und herzlichen Stunden nichts mehr wissen und genießen, welche die mütterliche Seele so fest an ihren Beruf binden. Das schaffende, ungenierte, blendende Genie der Hausmutter soll sich nun auch überall, — in der Kinderstube, in der Oeconomie, in der ehelichen Liebe sogar, und, wo es am schlechtesten angebracht ist, — in der Beherrschung des Gatten selbst zeigen. — Das Alte — Großväterliche, Herkömmliche, muß ohne Schonung verbannt, das Neue, — Sentimentale, Originellscheinende überall eingeführt werden. Aber eben dadurch nimmt die Erziehung

selbst einen Krebsgang, weil unter immer neuen Versuchen einer genialischen Pädagogik die Kinder selbst genialisch verwildern, und die Natur bald mit der Kunst, — bald die Kunst mit der Natur auf eine widersinnige Art verwechselt wird. Jedes neue, berühmt gewordene Erziehungsbuch — wird probirt, wenn es nur in dem Tone einer geschmückten Originalität abgefaßt ist. Rousseau führt gemeiniglich sammt allen seinen pädagogischen Mißgriffen und excentrischen Maximen das Regiment im Hause und in dem Kopfe der weisen Mutter. Je natürlicher, das heißt, je verwilderter und unwissender das junge Geschlecht heranwächst, — desto besser wird es, nach dem Systeme solcher Mütter, reifen und gedeihen. Der Zwang dürfe den freygeschaffenen Geist des Kindes nicht niederdrücken und lähmen; es müsse sich achten lernen, indem es sich frey fühlt; es müsse sich seinen Weg selbst bahnen, und nicht davon weichen, weil es sein Weg ist. Das Kind müsse früh seine Menschenrechte kennen und vertheidigen lernen; — ein blinder Gehorsam sey der Mord seines Geistes und Willens; es muß seine Meinungen über alle Menschen und

ihr Thun laut aussagen dürfen, wenn es denken lernen soll; nichts thun, was ihm nicht behagt, wenn man keine Maschine aus ihm bilden will. Seinen Frohsinn, seinen Witz [die Symptome des Genies] müsse man toben lassen, bis er selbst ermüdet; es müsse alle seine Kräfte, — alle seine Leidenschaften üben dürfen, damit demnächst ein ganzer Mensch aus ihm hervorgehe, und ihn die Welt als einen solchen bewundere. Aus dem sich selbst überlassenen Kopfe könne nur etwas Großes und Originelles geschaffen werden; er dürfe nichts von andern annehmen, als die Fackel, die ihm seine genialische Bahn erleuchten und verschönern helfe.

Es ist in der That eine sehr auffallende und bemerkenswerthe Erscheinung im menschlichen Leben, daß so oft hochgebildete und verfeinerte Aeltern, — vornähmlich aber sehr geistreiche, feingeschliffene, in der Philosophie des Lebens eminente, — dabey redliche und moralisch cultivirte Frauen — der Welt gemeiniglich höchst ungeschliffene und bizarre, wo nicht moralisch-verdorbene, aber doch wunderlich verschrobene

Zerrbilder in ihren eigenen Söhnen und Töchtern

aufstellen. Die Contraste zwischen solchen hellsehenden Müttern, und solchen im eigentlichen Sinne verbildeten Kindern sind oft so erstaunlich groß, daß man zwischen beyden auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit der Politur antreffen kann. Die Mutter erscheint überall [auch wol als Schriftstellerinn] wie ein schätzbares, selbstdenkendes Vernunftwesen, und ihre Begriffe über die Erziehung scheinen der weiblichen Subtilität und Sentimentalität Ehre zu machen. Aber aus den Kindern selbst leuchtet die rohe, ungebildete und sogar verkehrte Menschennatur — traurig genug hervor. Ueberall sucht man die Spuren einer liebenswürdigen und auf die Verfeinerung des Geistes berechneten Erziehung vergebens. Die Kinder der überfeinsten Mütter sind in der Regel die unerzogensten, vorausgesetzt, daß die Mutter bey der Erziehung allein das Oberdirectorium besaß; — sind vorlaut, docieren, — haben überall allein Recht, — raisonniren mit der Kennermiene über Menschen und Handlungen, die sie nicht kennen, und imponiren durch die schnöden Accente der Vielwisserey. Sie entscheiden plump und egoistisch, und ver-

gessen in der Societät leicht, welche Delicatesse sie andern schuldig sind. Sie haben von den feinen Müttern nie lernen können, die Flachheit ihres Kopfs zu verstecken. Sie scheinen im Umgange nicht einmal den Unterschied der Stände zu kennen; sie sind ungeschliffen gegen Höhere, und auf eine unwürdige Art cordial mit Niedern; sie können sich selten in irgend einer Sprache, — sogar selten in ihrer Muttersprache, richtig und angenehm ausdrucken. Höchstens sind es Menschen von „niedlicher Gemeinheit und gebildeter Unart." Die Welt erstaunt über diese, durch eine genialische Erziehung verkrüppelten Kinder; aber wir erstaunen auch darüber, — wie achtungsvoll diese verfeinerten Mütter — diese ihre Unnaturen anzuschauen und anzuhören pflegen, ohne zu erröthen, und wie es eben diesen subtilen weiblichen Geistern möglich ist, die evidenteste Ungeschliffenheit ihrer Lieblinge wol gar für eine liebenswürdige Natürlichkeit, — oder doch für ungeschliffene Edelsteine zu halten.

Diese Verkehrtheiten und Einseitigkeiten der philosophischen Mutter-Erziehung entstehen lediglich daher, weil unsere Damen, leider! zu viel

über Erziehung lesen, und eben darum auch schon darüber gedacht zu haben glauben. Ihr zärtliches Mutterherz will nun alles dieß Gelesene zum Heil der jungen Familienzweige anwenden. Nichts von der aus Büchern erlernten Kunst- und Erziehungsphilosophie soll für jene verloren gehen, — und das Genie soll par force auch da geweckt und gespannt werden, wo durchaus nichts zu wecken und zu spannen ist. Mit diesem verkünstelten Stoff mißverstandener Begriffe muß sich nun der arme — radical-ungenialische Kinderkopf — anfüllen lassen, — und eine Ewigkeit könnte das nicht wieder gut machen, was in einem Jahre durch die pädagogische Erzwingung des nicht vorhandenen Genies verdorben wurde. Das unglückliche Kind trägt die Brandmahle dieser Pädagogik auf den Mann, auf den Greis und auf seine ganze kommende Existenz über, und schleicht als ein warnendes Signal durchs Leben: daß es eine genialische Mutter erzog.

Daß es aber mit einer so gespannten Erziehung und geistigen Ueberladung der Kinder nicht recht fort will, bemerken die philosophischen

Mütter gemeiniglich dann erst, wenn sie schon zu viele Proben mit der leidigen Erziehungskünsteley gemacht haben. Nun heißt es auf einmal: das Zuviel verderbe und schwäche den Geist, — ersticke das Genie, — und das öftere Sittenpredigen mache den Jüngling gegen die Sitten selbst nur lauer und gleichgültiger. Ueberdrüssig des ewigen — Künstelns mit der Kunst, und aufgeschreckt durch die tausendfachen Mißgriffe hierbey, überläßt sich endlich die genialische Mutter, aus Mangel alles Systems, — einem wahren pädagogischen Naturalismus. Vorher mußte der Knabe überladen und im Treibhause getrieben werden, damit sich die schöne Blüthe des Genies desto früher entwickele; — nun soll er hingegen auf einmal die Rechte der freyern Menschheit und Mannheit genießen; — nun soll sich der junge Mensch selbst erziehen, und Vater und Mutter hierbey fast weiter nichts zu thun haben, — als allenfalls die Einnahmen und Ausgaben des genialischen Weltbürgers zu controlliren. Dieser weiblichen Inconsequenz in den meisten häuslichen Erziehungsanstalten unseres Geschlechts hat die Welt, und vornähmlich die so-

genannte vornehme Region derselben, bald die armseligsten, bald die niedrigsten Charaktere — zu verdanken, und noch nie ist seit Jahrtausenden ein großer Mann erschienen, den ein weibliches Genie zum großen Manne bildete; — dieß hatten immer nur weibliche Weiber und männliche Männer gethan.

Alles Unheil der verfeinerten mütterlichen Erziehungsgenialität hängt also lediglich davon ab, daß man Anfangs alles zu gut machen will, alles zu genau nimmt, alles nach einem gewissen Maximenpomp gleichsam zu pädagogisch mustert, und eben dadurch das aufkeimende Genie erdrückt; — nachher aber auf einmal dem Jünglinge zu viele Freyheit im Denken und Handeln gestattet, wenn seine aufglühende und emporstrebende Natur grade der allergeschicktesten Leitung bedarf. Auch ahnet das zärtliche Mutterherz beym Anblick des erwachsenen Jünglings so etwas von den höhern Vorrechten und Freyheiten des reifenden Mannes, weßhalb sie nun auf einmal so nachsichtig und gefällig gegen ihr eigenes Kind wird. Die Geschlechtsliebe spricht sich hier

in der Mutter aus, und spricht für den Jüngling, ohne daß sie daran denkt. — Sie sieht in ihrem Sohne den Mann, und eine Art stiller verschwiegener Achtung in dem Mutterherzen weist ihm bereits das Recht des Stärkern an. Man könnte auch sagen: daß ein sehr hoher Grad mütterlicher Klugheit, — wenn sie in Egoismus übergeht, — fast mehr, als die schlichte Einfalt in der Erziehung der Söhne verdirbt, weil die mütterliche, aber subtilisirte Liebe am meisten in Gefahr steht, dasjenige schief zu behandeln, was sie über alles liebt. Klugheit und ein feiner Verstand sind unter dem Einflusse der Eitelkeit eher Verführungen zu einer falschen Toleranz, als Mittel zu größern Zwecken. Die mütterliche Liebe verschönert in ihren Phantasien den Gegenstand der Erziehung bis zur magischen Blendung, — und glaubt nun, ein Ideal vom Manne auszubilden, — der freylich überall und anderswo besser, als auf dem Wege der verfeinerten Mutter-Erziehung, gedeihen würde.

Das sogenannte genialische Weib ist als Gat-

tinn und Hausmutter wol ein eben so untaugliches Wesen. Wo wird dieser stolze, anspruchsvolle, herrische, weibliche Feuergeist, diese überspannte, nie gesättigte Phantasie, dieses aus sich selbst herausgegangene weibliche Herz einen Gatten finden können, der ihm gnügt, und dem erdichteten Ideale männlicher Größe und Kraft entspräche, — und, wenn er auch gefunden würde, — dem weiblichen Genie unverweigerlich die postulirte Veneration schenkte? Kann es da ein eheliges, herziges, aus dem Einklang der Seelen hervorgehendes Glück geben, — wo die Hausfrau nur immer geistig, — witzig, — romantisch und belletristisch unterhalten seyn will, wo die schönen Geister gleichsam das Regiment im Hause führen, wo ein neues literarisches Kunstproduct wochenlang den Kopf der Hausmutter einnimmt, und der innere Hausfriede selbst in den Wehen einer ewigen Vernünfteley und Sentimentalität erstirbt? Ein Weib, welches nur in den ästhetischen Köpfen anderer lebt, und sich nur da behaglich fühlt, steht in Gefahr, endlich ihre Weiblichkeit mit allen ihren Liebenswürdigkeiten, und sogar ihre Moralität von sich zu

werfen, und in dem Glauben an ihre Genialität sich alles zu erlauben *).

---

*) Eine vornehme Dame dieses Glaubens, — eine Deutsche, — war von ihrem würdigen Gatten wegen ihrer etwas zu bedenklichen Genialität geschieden worden, und setzte folgendes merkwürdige Selbstbekenntniß in ihr prosaisches Tagebuch:

„Bey einer bloßen Scheidung vom Tisch und Bett steht es mir immer noch frey, wenn dringende Umstände eintreten, meinen Mann wieder zu gewinnen. Er entgeht mir auf die Art nicht, und ich bleibe, als die viel Jüngere, Herrinn und Erbinn eines großen Vermögens. Man nennt so etwas in der Weltsprache nur eine Art von Raillerie. Unterdessen behalte ich selbst den Genuß meiner Freyheit. Söhne ich mich im Nothfall mit ihm aus: so wird man mir dieß als eine weibliche Großmuth anrechnen, weil schon dafür gesorgt ist, daß er Unrecht haben muß. Bin ich noch keine ganz Geschiedene: so leidet meine Ehre weniger, — und ich kann dennoch einem verschönerten Leben und meinen Freunden angehören, ohne daß ich aufgehört habe, — Frau zu seyn. Um den Beobachtungen meines Mannes an Ort und Stelle zu entgehen, — soll ich Reisen machen. Vortrefflich! ich muß mich zerstreuen, und freyer athmen lernen, — wenn ich nicht untersinken soll. — Das Schicksal hatte mir ohne meinen

Und wird auch die weibliche Moralität durch das — weibliche Geniefieber nicht hingerichtet:

Willen Fesseln angelegt; ich will sie durch meine eigene Kraft zerbrechen. Reisen muß ich. Das Leben liegt hier wie ein Gebirge auf mir; — die Menschen um mich her so einseitig, kaufmännisch, gemein, radical-unreif, — und vollends die Weiber, — wie seelenlos! Unsere Existenz gewinnt durch die öftere Veränderung des Locale unendliche Reize; — wir bemächtigen uns gleichsam der Welt, je mehr wir sie beschauen und genießen. —— Auch ist das Herz in seinen höhern Ausbildungen nie ganz an einen Gegenstand der Liebe gebunden †); der freyere Charakter soll universell seyn; denn es kann immer noch viel liebenswürdigere Männer geben, als die wir kennen lernten, — es wäre daher sehr thörigt, mit einem einzigen Manne das Seelenverein unbedingt auf ein ganzes Leben abzuschließen. Das Alltägliche kann den Geist unmöglich heben, noch das Herz erquicken; — stumpf und taub werden und bleiben dadurch alle Seelen. Wer sich den Himmel nicht aufschließen kann, welcher im schönen Wechsel des Genusses liegt, — hat eigentlich

†) Wahrscheinlich eine aus irgend einem Paradies der Liebe erborgte Schwärmerey.

so sind doch fast alle Frauen dieser Art dem Bilde ähnlich, das uns schon vor vielen Jahren ein würdiger Ehemann von seiner, leider! belletristischen Gattinn entworfen hat. — Hier sind die Hauptzüge dieses naiven Gemähldes.

„Als ich meine Gattinn kennen lernte, freute ich mich, die Neigung zur Lectüre bey ihr zu bemerken. Denn wir Gelehrte glauben nun einmal: daß außer Büchern kein Sinn und Menschenverstand unter den Menschenkindern sey. Ich selbst nährte diesen Hang, und lieh' ihr Musenalmanache, Jacobi's Schriften, und dergleichen Sachen, die unser einer auch wol zur Hand nimmt, dessen Magen aber durch andere Speise und beständige Thätigkeit gestärkt ist. Allein sie genoß

---

nie gelebt. Seit Jahrtausenden ist das Weib tyrannisirt worden; es muß seine Freyheit wieder erobern, indem es den Mann gewöhnt und electrisirt, für das Genie des Weibes den Wechsel zu besorgen. Nur die Weiber haben Genie, nur das Genie ist höherer Genüsse fähig, — während sich der stumpfe Männersinn nur, — wie die armselige Raupe, — von einer Art roher Blätter nährt."

ihren Confect ſtatt des Brotes. Das war ein Geleſe und Geſchreibe und Geſeufze und Geweine, daß mir endlich die Augen aufgingen. Nun wollte ich eilig helfen, und kam mit Möſers Phantaſien; allein die fanden keinen großen Beyfall, und gleich über die Spinnſtube wären wir faſt ſo zerfallen, daß ich bey meiner damaligen Anwerbung einen Korb befürchtete. — Das erſte halbe Jahr der Ehe, das wol immer voll Wonne und Freude zu ſeyn pflegt, gab meiner Frau noch mehr Schwung. Sie las nun vom Morgen bis in den Abend, kaufte die ungeheure Menge ſchaler Werke der jetzigen Deutſchen Schöngeiſter, collectirte auf alle Ankündigungen von Gedichten, correſpondirte mit ſchmeichelnden Dichtern, die wieder geſchmeichelt ſeyn wollten, ward ſo völlig verdorben, und hielt nun Haushaltung und Wirthſchaft für viel zu geringfügig. Ueber den letzten Punct mochte ich Anfangs nicht viel ſagen. Aber wie widerlich war es mir, wenn nach meinen Geſchäften, wo ich wahrlich des Bücherleſens und Schreibens ſatt bekommen hatte, ich in ihre Stube trat, und auch da wieder Bücher auf mich warteten. Ein echt Deutſches

Werk war darunter nicht zu sehen, noch weniger ein tüchtig Comisches, das Lachen machen konnte. Lichtenberg und Musäus waren wie Gotteslästerer verworfen. Lauter Elegien und Idyllen und Nachtgesänge und Empfindsamkeiten, und langweilige Moralen von unbärtigen Knaben! Damit mußte ich mich den ganzen Abend quälen lassen, und sollte wol gar über das Stück und den Ton des Vorlesens entscheiden. — Merkte meine Frau endlich, daß ich nicht so recht einstimmen wollte: so wurden Bücher und Briefe weggelegt, wir konnten einmal von uns selbst sprechen; aber bey den simpelsten Sachen mußte ich Reflectionen und schöne Sentenzen und wohl gewählte Wörter, zuweilen auch passende Stellen aus Dichtern hören. — Was half es mir endlich, daß ich Vater ward? Meine Frau ist keine so herzliche Mutter von ihrem Kinde, als von ihren verwünschten Reimereyen. Nur dafür hat sie Sinn und Herz. Mein Vermögen, unsre Haushaltung, unser Kind, unsere Nachbaren, die Kirche, die Armen, nichts interessirt sie. Meine Freunde, würdige Geschäftsmänner, sind ihr immer unwillkommen; aber in

ihrer Stube ist der geliebte Zirkel von den fadesten Schöngeistern und Dichterlingen, die ihr einbilden, sie habe großes poetisches Genie, und die sie in den Hülfswissenschaften unterrichten. Die Besuche nehmen kein Ende, und selbst aus der Fremde kommen solche Seelenbrüder und Schwestern angereiset, die mit aller poetischen Freyheit mein Haus für das ihrige ansehen. — Die Eigenheit ihres ganzen Charakters ist nun verloren: Schüchternheit, Sittsamkeit, alle Weiblichkeit ist fort, und in dreiste Entscheidung, Allwisserey und Pedanterey verwandelt. Ein wenig eigensinnig und ein wenig eitel, sagt man ja, ist jedes Frauenzimmer, gewiß aber auch jeder Gelehrter. Nun nehme man vollends alles dieß zusammen, — Frauenzimmer, — Gelehrte *), — Dichterinn, — und endlich gar —

---

*) Es giebt aber auch Frauen, vornähmlich in höhern Ständen genug, welche eine gewisse Genialität nur affectiren, und in ihrer Lebensmanier nur künstlich nachbilden, ohne daß ihr Geist selbst tiefer eingedrungen wäre, oder selbst etwas schaffen könnte. Alles ist hier nur genialischer Aufputz und Flitterstaat, der keine Prüfung aushält, ob er gleich den

Schriftstellerinn! Oft möchte ich wild werden, und auffahren, und oft dauert mich das sonst

---

Nichtkenner oft genug blenden kann. Weiber dieser Art sammeln die auserlesensten Producte des Witzes und der Poesie um sich her, ohne sie zu lesen oder zu verstehen, und loben oder tadeln, — in ihre Papierwelt vergraben, alles ohne Unterschied, je nachdem es in irgend einer beliebten Zeitung gelobt oder getadelt wurde. Die Ausdrücke: schön, unübertrefflich, geistreich, oder: unausstehlich, unter aller Critik — machen den Ton ihrer Critik aus; weiter kommen sie nicht, und weiter können sie nicht kommen. Sie haben die Bemerkung gemacht, daß ein belletristischer Machtspruch in den geselligen Zirkeln, mit Lebhaftigkeit ausgesprochen, keine geringe Wirkung thut, — und diese Machtsprüche sind dann ihre Lieblingssprüche; sie mögen den wackern Du Bos wol nie gelesen haben: „daß es einen gar argen Verdacht gegen den Besitz des Genies giebt, wenn man nähmlich nur das Fehlerhafte zu sehen geschickt ist.“ Diese Weiber halten sich für infallibel, weil irgend ein mittelmäßiger Kopf ihrer eigenen Mittelmäßigkeit Schmeicheleyen sagte. Schon die anspruchmachende, nach Beyfall geizende Physiognomie spricht gemeiniglich die Seelenkrankheit dieser Frauen deutlich aus; sie trägen aber noch mehrere Kennzeichen des Hochverraths gegen alles wahrhaft Genialische an sich, — indem sie durch zu

gute Geschöpf selbst wieder. Sie hat, wenn sie ein poetisches Sujet im Kopfe trägt, nicht Rast

---

viel Schminke nur desto mehr den Mangel hoher Naturgaben andeuten. Ihr Styl, ihre Schreibart ist erkünstelt, gezwungen, mit Blumen überladen, oder strotzt von — gravitätischen Sentenzen, nicht wie sie der Geist der Alten aussprach, sondern wie sie eine mystische mit Antithesen imprägnirte Zaubergrammatik ausspricht. Oder, wenn die weibliche Einbildung des weiblichen Selbstwerthes noch höher steigt, — müssen auch wol wissenschaftliche, griechische und lateinische Kunstwörter der Sprache, wie Schellen, angehängt werden, damit man nun vollends nichts als ein leeres Getöne vernehme, und das Erborgte überall sichtbar werde. — Diese weiblichen Sprachsünden werden immer herrschender, je mehr das Autorfieber unter den Schönen zunimmt, und je mehr die Kunstausdrücke einer höhern Philosophie oft närrisch genug — wie ein Luxusartikel in die vornehme gesellige Sprache übergehen. Die neuern Reinigungsversuche unserer Sprache haben diesen Mißbrauch nicht fortschaffen können, vielmehr scheint er nur desto mehr nach dem Verbotenen zu haschen, und sich allein in seiner Verkehrtheit zu gefallen. Wer viel in großen Zirkeln und unter anspruchmachenden Frauen lebt, kann folgende Ausdrücke: — ästhetischer Tact, heterogen, homogen, gentil, magisch, empirisch, genialisch, energisch,

noch Ruhe; beym Essen, beym Spazierengehen, beym Gespräch, und sicherlich auch im Schlaf, — immer denkt sie daran, und scheut sich nur, davon zu reden. Ihr Herz entbehrt der schönsten Genüsse, ihr Geist der edelsten Gedanken; ihre Thätigkeit ist erschlafft, ihre jugendliche Munterkeit ist dahin. Heute müssen noch zwey Bogen Manuscript in die Druckerey; morgen durchblättert sie mit Furcht und Beben ein critisches Journal, und eine ungünstige Recension macht sie wahrhaft unglücklich. Selbst ein schönes Gedicht erfreut sie nicht mehr so sehr, seitdem sie neidische Nebenbuhlerinn ist. Keine häusliche Freude, keine Naturscene, nicht der stille Beyfall des Mannes, nicht das kreischende Lachen des Kindes hat Reiz für sie; sie sieht es an, um es — zu bereimen *)."

---

idealisch — alle Augenblicke hören; sie verirren sich oft schon auf die Zungen zwölfjähriger Mädchen, — und einige Male hörte ich sogar das Wörtlein transcendental, wenn man transparent sagen wollte. —

*) Mit höchster Naivität und ächter comischer Laune sind ähnliche Ideen in Schillers Epistel: die berühmte Frau genannt, ausgedruckt. S. dessen Gedichte. 2ter Theil. S 159 u. f. 1803.

Doch alle diese Thatsachen würden gegen das weibliche Genie selbst nichts beweisen. Dieß könnte immerhin vorhanden seyn; — nur sich nicht zur Erzieherinn, zur Mutter, Gattinn und Hausfrau schicken, dahingegen desto entschiedenere Verdienste in den Productionen literarischer, vornähmlich dichterischer Werke haben. Um hierin durch keinen blinden Glauben getäuscht zu werden, müßte man jene Verdienste durch ihre eigenen Versuche beleuchten, und — ist das wahre originelle Genie darin sichtbar: so hat alle Untersuchung hierüber ein Ende. Dann bliebe es aber auch eine höchst seltsame Erscheinung, daß man seit Jahrtausenden immer wieder von neuem fragen konnte: ob sich in den Geschäften und innern Anlagen des weiblichen Geistes wirklich das Feuer und Leben des männlichen befinde? — und ob es so, wie dieser, zu allen Arten der Erfindungskraft geschickt sey? —

Der Verfasser dieses Werks wird diese Frage selbst in der nächstfolgenden Abhandlung auseinander zu setzen suchen; bittet aber zugleich, seine Meinungen hierüber für keine übelgemeinte Critik des weiblichen Denkvermögens zu halten.

Er ist eben so wenig, als irgend ein Schriftsteller der Welt, vermögend, die Rechte des weiblichen Geschlechts in seinem freyen Vernunftgebrauche wegzuläugnen, oder nur zu bezweifeln, und hat in mehrern Stellen seiner Charakteristik des Mannes dem weiblichen Geiste die gerechtesten Lobreden gehalten. Schon in seiner Charakteristik des weiblichen Geschlechts, — in seinen Briefen über die Weiber — hat er das Nähmliche gethan, und ist noch bis jetzt der wärmste und innigste Verehrer des gebildeten weiblichen Verstandes; — ja, er schätzt ihn in tausend Fällen höher, als den gesammten prunkvollen, oft durchaus seelenlosen Apparat männlicher Gelehrsamkeit, wenn er nichts weiter, als dieß ist. — Aber man hat seine Aeußerungen über gelehrte Weiber und ihre Gelehrsamkeit nicht verstanden, — oder nicht verstehen wollen; man hat ihn beschuldigt: daß er dem andern Geschlechte Unrecht thue, daß er die Fähigkeiten desselben herunterseze, und dadurch das Weib unendlich tief unter den Mann erniedrige. Man hat seine Expectorationen über die weibliche Wissenschaftskunde und deren Zwecklosigkeit sogar öffent-

lich und mit Empfindlichkeit getadelt, und mehr als eine weibliche Feder hat diese Empfindlichkeit gegen den Unschuldigen ohne Schonung ausgedruckt. Man wird ihn wegen seiner nachfolgenden Beurtheilungen des weiblichen Genies vielleicht noch lebhafter tadeln; — man wird neue Ungerechtigkeiten gegen das andere Geschlecht, neue Irrthümer, neue schiefe Ansichten darin entdecken, weil — keiner sich gern den Besitz einer schmeichelhaften Ansicht von sich selbst nehmen läßt; — man wird ihn einen lieblosen, von seinem Männer-Egoismus bestochenen Richter nennen, und man wird es ihm nicht eingestehen, wenn er es auch aufs Heiligste versichert: daß er sich von aller Lieblosigkeit gegen das andere Geschlecht frey fühlt, und daß er kein einziges Mal in allen seinen Schriften irgend etwas Liebloses gegen jenes Geschlecht absichtlich ausgesprochen habe. Es giebt keinen Menschen auf der Welt, welcher nicht dem unverdienten Mißtrauen anderer ausgesetzt wäre. Ein Schriftsteller, welcher öffentlichen Meinungen widerspricht, muß jenes Mißtrauen noch viel mehr erwarten; aber es muß ihn nicht gegen die

Wahrheit selbst verfinstern. Er muß allein sie, und sie überall wollen, und die höchste Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts selbst darf ihn nicht bestechen, wenn es auf die Wahrheit der Untersuchung ankommt.

Dichterinnen. Critik weiblicher Talente hierzu. Odendichterinnen.

Daß die Weiber Dichterinnen *) seyn können, haben alle Jahrhunderte, und vornähmlich unsere Zeiten bis zum Ueberfluß bewiesen, und mehrere haben Meisterstücke der poetischen Nachahmung geliefert, die einem männlichen Geiste Ehre gemacht haben würden, — die tausend männliche Geister nicht hätten schaffen können. Ehe wir weiter gehen, erlaube man mir folgende Episode.

---

*) Aber ein höherer Schutzgeist der Weiblichkeit schwebt über ihnen, — daß die Gabe, zu dichten, oft nur das kleinste Verdienst — der Dichterinnen selbst ausmacht.

Daß der Hang, gleichsam der Luxus und die Manie, zu dichten [Verse zu machen], unter unsern Schönen so gewaltig zugenommen hat, liegt in mehrern zu beherzigenden Umständen. Die in neuern Zeiten so allgemein verbreitete Lectüre, wovon man sonst nichts wußte, hat durch ihr Uebermaß die weibliche Phantasie mit einer Menge Bildern und Bilderchen angefüllt, die, wenn die Eitelkeit hinzukommt, sich auch wiederum gern mittheilen möchten. Die weibliche Seele ist unersättlich in Aufnahme romantischer und schwärmerischer Ideen, wenn sie sich einmal dahin gerichtet hat, und nimmt, aus Mangel logischer Ordnungsübung, alles auf, was den unersättlichen Phantasien behagt. Die zahllosen Gedichte, die seit einem halben Jahrhundert alle Nationen, wie ein gewaltiger Wasserstrom, überschwemmen, wurden die Lieblingslectüre der Weiber, und die Leichtigkeit und der Leichtsinn, womit tausende dieser Gedichte angefüllt sind, — reizte natürlicher Weise zur Nachahmung. Der weibliche, durch die Lectüre zahlloser Reime gestimmte Geist mußte es bald fühlen, daß nicht bloß dem männlichen Kopfe dieses

Talent gegeben sey, und daß Weiber gewiß eben so gut, wie die Männer, — Verse machen könnten. Sehr richtig. Wir besitzen eine Menge weiblicher Verse, die als solche nicht melodischer und schöner seyn können *). Die Sache machte Aufsehen; man ehrte das weibliche Talent, man ehrte es vielleicht ein wenig zu sehr, man unterstützte die weiblichen Musen, man ließ sie öffentlich auftreten, und die Bahn der Unsterblichkeit war den Dichterinnen geöffnet. Man untersuchte Anfangs nicht, — wie und in wiefern sich das Originalgenie in den weiblichen Gedichten zeige; — man war mit der Einkleidung zufrieden; man fand sich durch einzelne Gedanken derselben hingerissen; man nannte, obgleich sehr unrecht, die gereimte Herzlichkeit des Gefühls — Dichtkunst, und hundert Dichterinnen redeten seit dieser Zeit diese Sprache. Die Epoche der Empfindsamkeit begann, und diese hallt fast nach

---

*) Man lese z. B. die Schwestern von Lesbos des Fräul. v. Imhof; vorzüglich die Gedichte der Mereau, um sich zu überzeugen, wie weit es geistreiche Frauen in der poetischen Kunst bringen können.

einem halben Jahrhunderte in allen neuern weiblichen Gedichten fort, ob sie gleich im gemeinen Leben schon längst untergegangen ist.

Zu der Leichtigkeit, Verse zu machen, — zu den Lobreden der weiblichen Dichtkunst, — zu der sentimentalen Dichtungsliebe der Schönen selbst gesellt sich die Weichlichkeit und der Müßiggang des andern Geschlechts in höhern Ständen, — wo man bekanntlich die meisten Dichterinnen findet. Weichlichkeit und Müßiggang hat tausend Poesien ihren Ursprung gegeben, durch deren Nichtdaseyn die Kunst — durchaus Nichts verloren haben würde. In den einfachern und fleißigern Zeiten der Vorwelt übte man die Töchter nicht in Versmachen und Romanschreiben, sondern in stillen häuslichen Arbeiten, in den viel edlern Geschäften ihres Berufs, in den praktischen Vorschulen zur nützlichen Hausmutter, zur Gattinn und Erzieherinn ihrer Kinder. Man gab ihnen Männer. — Das ganze Leben der weiblichen Jugend war ein sanftes Wirken auf die Pflichten ihrer Zukunft hin, — ein fleißiges Beachten und Beherzigen der eheligen Liebe und Glückseligkeit, und jenes veredelten Sinnes,

welcher durch keine weibliche Allwisserey und Dichterey verschroben wird. Es fiel der Tochter nicht ein, durch schriftliche Aufsätze zu glänzen, — ihr Glanz war ihr stiller, mit dem Geschlechte und seiner Bestimmung zufriedener Geist, — ihr höchstes und seligstes Streben, nicht diesem und jenem Dichter nachzulallen, sondern der würdigen und frommen Mutter ähnlich zu werden, von der sie erzogen wurde. Man besaß die reine ungeschminkte Weiblichkeit im ganzen herrlichen Sinne des Worts, ohne sie zu studiren, ohne sie in Gedichten aussprechen zu wollen, — und ehrte diese Weiblichkeit durch einen wahrhaft liebenswürdigen Fleiß. Dieser Fleiß schützte die Phantasie der Töchter vor den Schwärmereyen künstlicher Gefühle, und erhielt sie bey der lautern Wahrheit des Gemüths, die durch das Unsterblichkeitsfieber nur verloren geht. Man werfe nur einen Blick in die neuere vornehme Welt, — und alles erscheint uns in einer fast ganz umgekehrten Lage.

Untersuchen wir nun die innere Qualität, — das Poetische weiblicher Poesien in und an ihnen selbst genauer: so hat die Critik seit Jahrhunderten den etwas hartscheinenden Ausspruch gethan: daß in allen Dichterwerken der Frauen etwas Originelles, der Poesie vorzüglich Angehöriges: — Neuheit und Erfindung des Talents fehle. Wir haben schon oben bemerkt, daß es Nachahmungen in der Dichtkunst geben kann, die als Nachahmungen Meisterstücke sind, und daß mehrere dieser weiblichen Dichterversuche hoch über tausend andern Reimereyen der Männer stehen, — daß die Schönheit und Fülle der Diction, der Ausdruck des Schicklichen und Edeln, die Wärme des zarten moralischen Gefühls und der sich hingebenden Innigkeit, sehr viele weibliche Poesien vortheilhaft auszeichnet, — und einige wirklich verewigt hat. Aber die dichterische Begeisterung, die sich in das Unendliche und Ideale erhebt, die durchaus selbstschöpferisch ihre Gebilde aus sich hervorruft, und in dem schönen Raume des Romantischen als normale Werke für alle Jahrtausende niederlegt, — die Begeisterung, welche von der wirklichen Welt gleich-

sam nur die Sprache erborgt, — aber in ihren Gedanken über alle kleinliche Formen der Dinge genialisch, d. h. erfinderisch, jedoch immer an der Hand der unendlichen Natur, hinausfliegt, — diese Begeisterung wird man vergebens selbst in den bessern Werken weiblicher Poesie aufsuchen. Oder wenn sie auch, wie eine Geistererscheinung des Genies, sich in einzelnen Stellen zeigte: — so sehen wir sie doch, wie den electrischen Funken, bald wieder verschwinden, — das leuchtende Feuer kann uns daran sichtbar werden, ohne daß uns das Feuer — eine bleibende Wärme verleihet.

Wir besitzen daher kein einziges großes, vollendetes weibliches Gedicht in der gesammten Literatur aller Nationen, — worin der wahrhafte Dichtergeist sich vom Anfang bis ans Ende in allen Theilen, wie ein ungetrübter Feuerstrom, ausgezeichnet hätte. Diese Feuerprobe der Phantasie, worin durchaus nichts Zusammengeflicktes erscheinen darf, kennt das andere Geschlecht wol nicht, und soll sie nicht kennen, — weil es nicht zum Manne geschaffen wurde. So lange die menschliche Vernunft denken kann, und die Dichter

gedichtet haben, wissen sie uns keine wahrhafte Epopöe aufzuweisen, die uns ein Frauenzimmer als ein Meisterwerk, und aus sich selbst, geliefert hätte, weil das gewaltige schöpferische Gefühl für das Erhabene und Große in dem Weibe ewig schwächer als im Manne seyn wird *). Dem Weibe ist das Große und Erhabene nur gewöhnlich eine sinnliche Anschauung, wenn es für den Mann eine sinnige, — intellectuelle wird, und er dasselbe, vermöge seiner größern Selbstkraft, vermöge seiner Mannheit, im ganzen Sinne des Worts in seinem Innern lebendiger aufnimmt, und also auch lebendiger darstellt, — während das Weib sich mehr mit dem stillen Anstaunen der Größe begnügt, und dieß Anstaunen in ihren Exclamationen hören läßt.

So wenig wir die zarten liebenswürdigen Töne weiblicher Liebe und Empfindung nachahmen, und ganz im Sinne der Weiblichkeit rein

---

*) Mir fehlt zum Heldengesange
Gluth und ein männlicher Schwung.
Karschin.

ausdrücken können, so wenig werden die Frauen jemals die Kraftsprache des Helden, — des männlichen Originalcharakters verstehen und ausdrücken lernen. Das Weib sieht alles Große unter andern Gesichtspunkten, in andern Farben, in einem andern Lichte. Es kennt die innere Charakterstärke, — die innere Leidenschaftlichkeit, die stürmische Sinnlichkeit des Mannes nicht, es kann ihn also noch weniger zeichnen, wenn alle diese Eigenthümlichkeiten in einem erhöhetern romantischen Leben, wie in dem Heldengedichte, dargestellt werden sollen. Der Held ist Krieger, — und dieser Begriff wird nie in einem Weibe zur ästhetischen Reife kommen, so wenig wir es ganz wissen und ganz zeichnen können, — was nun eigentlich das weibliche Weib ist. Von den lebendigen und gebietenden Bedingungen, welche den Mann zur höchsten Achtung der Ehre führen, daß er um ihrentwillen das Köstlichste, — das Leben selbst, hinopfern kann, — von der Größe eines ungeheuren Plans, der mit jener Ehre so innig verwebt ist, weiß das Weib wiederum nicht viel, weil sein Gemüth nie zur Schaffung solcher Plane geeignet wurde,

und sich die Verfolgung eines zu großen Ziels nicht einmal als ganz vernünftig denkt. Die innere Anstrengung, — der innere gewaltige Kampf mit sich selbst, die unüberwindliche und unbestechbare Festigkeit der Seelengröße des großen Mannes in Gefahren — wird das Weib als etwas Seltenes bewundern; aber sich selbst nicht dahinein denken können, weil ihr stiller, weicher Sinn nur gewohnt ist, durch Nachgeben zu siegen, und seine größten Vortheile aus der Güte und Vergebung zu ziehen. Man findet auch überall, daß das andere Geschlecht, und selbst die Dichterinnen und Schriftstellerinnen, sich wenig an einem Heldengedichte erbauen, — über die Kraftäußerungen des Mannes darin, wie über eine Sache, die sich von selbst verstehe, hinwegeilen, und nur den Stellen ihre Aufmerksamkeit schenken, wo der Mann sich nun auch als — heroischer Liebhaber sehen läßt. Die übrige heroische Poesie ist ihre Sache nicht, weil sie die Männer so wenig kennen, — und so wenig von großen Charakteren gerührt werden.

Auch die weltliche Ode hat ihnen nur höchst selten glücken wollen. Der kühne Aufflug der

Phantasie zu großen, glühenden, hinreißenden Bildern und Gedanken, zur innigen Begeisterung, welche sich ganz in dem lebendigsten Gefühle der Größe und Schönheit verliert, und doch aus sich heraus die reinste, kräftigste und verständigste Sprache redet, wird dem weiblichen Genius schwer; — er muß sich hinanarbeiten und Hülfen geben, wenn er die Ode schaffen will, und so bald dieß in der Darstellung sichtbar wird, — ist auch schon die Wirkung des Gedichts verfehlt. Dem männlichen Genius kommt die Ode gleichsam entgegen, wenn sie der weibliche sucht, und das Fehlende, das poetische Feuer der Leidenschaft, die Fülle des begeisterten Gefühls durch Schönrednerey und Sprachschmuck zu ersetzen meint. Wie in der Epopöe — so in der Ode ist der männliche Thatendrang, die Ehre des Helden, die Kraft des Originalsinnes für die Weiber oft nur ein Nahme, und ihr Odenspiel gemeiniglich nichts als Spiel mit der Sprache und schönen Maximen, die besser einem Lehrgedichte angehören würden. Oder es lassen sich auch große — erborgte Gedanken in ein lebendiges Gedicht zusammenfassen, daß es

in dieser verschönerten Odenpoesie einer Ode gleicht, wie wir davon mehrere von der berühmten Karschin besitzen. Durch eine fleißige und fortgesetzte Lectüre in dieser Art der Dichtkunst, verbunden mit einer gewissen Leichtigkeit des Geistes und dem Talente, das Gelesene mit Kraft in sich aufzunehmen, und aus sich wieder hinzustellen, — kann ein guter weiblicher Kopf nach und nach zu Uebungen in der Ode übergehen, ohne daß er selbst erwas erfindet, sondern das Große und Schöne nur metrisch zusammenstellt. Das Ernste läßt sich leicht zum Ernsten gesellen, wenn nur die Fülle und ein Reichthum der Sprache vorhanden ist, — etwas Erhabenes mit andern Worten zu sagen, als es bisher gesagt war, [um dadurch das Nachahmen zu verstecken]. Dieses Nachahmen ist auch in den geschätztesten Oden der Karschin sichtbar; aber ihre Nachahmungen sind zum Theil die glücklichsten und tonreichsten, weil ihre eigene Phantasie so sehr bilderreich war *). — Schon in ihrer frühesten Jugend

---

*) Unter allen Dichterinnen der Vor- und Jetztwelt zeichnet sich dieses höchst merkwürdige Weib bis zum

zeigten sich die Funken ihres Dichtertalents, welches ihr bis in das späteste Alter, und selbst dann

---

Erstaunen durch ihr Dichtertalent aus, — so daß man sagen möchte: es hätte sich wirklich einmal das poetische Genie des Mannes, durch einen wunderbaren Zufall der Natur, in den Kopf eines Weibes verirret; — denn ich weiß nicht, welche Dichterinn man ihr aus irgend einer bekannten Nation an die Seite stellen könnte. — Sie war wirklich zur Dichterinn geboren. „Ohne Vorsatz, Kunst und Unterricht, sagt der Vorredner ihrer Gedichte, sehen wir sie unter den besten Dichtern ihren Platz behaupten, [ob man gleich auch hinzusetzen muß, daß die besten Dichter ihrer Zeit an ihren Arbeiten feilen und dichten halfen]. Mit Bewunderung erfahren wir an ihr, wie die Natur durch die Begeisterung wirkt, und wie ohne diese kein Vorsatz und keine Bestrebung vermögend ist, dasjenige zu ersetzen, was ohne sie fehlt. Die Lieder, welche ihr am besten gelungen, sind alle in dem Feuer der Einbildungskraft geschrieben, dahingegen die, welche sie aus Vorsatz und mit ruhiger Ueberlegung verfertigte, allemal das Kennzeichen des Zwanges und den Mangel der Muse nicht undeutlich bemerken lassen. Wenn die Dichterinn in Gesellschaft oder in einsamen Stunden von irgend einem Gegenstande lebhaft gerührt ist: so wird ihr Geist plötzlich erhitzt; — sie besitzt sich nun nicht mehr; jede Triebfeder der Seele wird

noch treu blieb, als sie aus Alterschwäche sich dem abergläubigen Hange, zu weissagen, hingab.

---

rege, sie fühlt einen unwiderstehlichen Trieb zum Dichten, und schreibt das Lied, welches ihr die Muse eingiebt, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit. Gleich einer Uhr, die ohne fernere Hülfe ihren richtigen Gang fortschreitet, so bald die Feder gespannt ist, singt sie, sich selbst unbewußt, wie die Gedanken und Bilder in ihr entstehen, so bald die Seele durch die erste Vorstellung in Wirksamkeit gebracht worden. Auch die feinere Beobachtung des Plato: daß die Harmonie und der Gang des Verses die Begeisterung unterhalten, finden wir durch das Beyspiel unserer Dichterinn bestätigt. So bald sie den Ton, wie sie es selbst nennt, und das Sylbenmaß getroffen: so fließt das ganze Lied ohne Mühe und ohne Bestrebung, die Gedanken und Bilder zu finden. Die feinste Wendung der Materie und des Ausdrucks entstehen unter der Feder, als wenn sie ihr eingegeben würden. — Wie unzweifelhaft es sey, daß unsere Dichterinn ihren Beruf allein von der Natur bekommen habe, erhellet am deutlichsten aus allen Umständen ihres Lebens. Denn darin finden wir nichts, das vermögend gewesen wäre, anstatt des natürlichen Hanges, einen künstlichen Trieb zur Dichtkunst in ihr zu erregen, keinen einzigen Umstand, woraus wir begreifen könnten, daß gelernte Regeln bey ihr die Stelle des

Noch vor ihrem zehnten Jahre regte sich in ihr die unersättliche Liebe zum Singen, und diese Liebe wurde durch hundert Kirchenlieder genährt, die sie bey ihrer Arbeit, und während sie die Paar Rinder ihrer Mutter weidete, mit jugendlicher Freudigkeit abzusingen pflegte. Diese Lieder haben wol unstreitig ihre poetische Stimmung geweckt. Der feyerliche Ernst solcher Gesänge hallt auch in ihren meisten Gedichten, wie der frühere Hauch ihrer Muse, wieder, und ihm verdanken wir gewiß manche der kräftigen Oden, welche sie der Gottheit gesungen, und worin sie wol von keiner deutschen Dichterinn erreicht worden ist *). — „In ihrem Hirtenleben, sagt

---

Genies vertreten. Sie war in einem Stande geboren, der zunächst an den niedrigsten grenzte; ihre Erziehung, die Beschäftigungen ihrer Kindheit und erster Jugend waren der Niedrigkeit ihrer Geburt angemessen; in ihren reifern Jahren aber waren ihre Umstände so, daß ihr Geist nothwendig in den tiefsten Staub wäre niedergedrückt worden, wenn die Natur nicht weit stärker wäre, als alle Hindernisse, die ihr entgegen wirken."

*) Proben ihrer ersten Dichtart, wie sie anfangs dieselben ohne alle Anweisung und Hülfe verfertigte,

der Vorredner, fiel noch ein anderer Umstand vor, der ihrem natürlichen Genie sehr zu Hülfe kam. Sie wurde mit einem Hirtenknaben bekannt, der ihr, ob sie gleich durch einen kleinen Fluß mit ihren Heerden getrennt waren, einige Bücher zutrug. Der Robinson, die Asiatische Banise, und die Tausend und eine Nacht waren ihre Bibliothek, die sie mit größter Begierde las. Schon in ihrem 17ten Jahre wurde sie von ihrer Mutter an einen Handwerker verheirathet, dem sie alle Wolle, die er verarbeitete, zubereiten mußte." Auch in dieser mühseligen Lage schwand ihre Neigung zur Dichtkunst nicht, ob sie gleich nur wenige Stunden des Sonntags benutzen konnte, die Lieder aufzuschreiben, welche sie während ihrer Hausarbeit gedichtet hatte. Noch viel drückender und bis zur Verzweiflung hart war ihre Lage in einer zweyten höchst unglücklichen Ehe, worin sie zugleich von der peinlichsten Armuth verfolgt wurde. Aber auch hier blieben die Musen ihre freundlichsten Trösterinnen,

---

findet man in der neuen Ausgabe ihrer Gedichte von ihrer Tochter C. L. v. Klenke. Berlin, 1792.

und sie erinnerte sich lebenslang mit Dankbarkeit an die Kraft, welche ihr jene Himmlischen in dieser fürchterlichen Ehe gewährt hätten.

Sonderbar genug ist folgende Anecdote. Ein gewisser Prediger Schönemann in Berlin behielt, nach einem überstandenen hitzigen Fieber, die periodische Manie, in Versen zu reden und zu predigen. Man schrieb diese Verse als etwas Seltsames, wol auch zum Lachen, auf, und sie gingen nun von Hand zu Hand, bis auch einige dieser Blätter nach Frauenstadt in Polen — an die in Elend schmachtende Karschin gelangten. Die Schönemannschen Dichtereyen waren zwar nichts weniger als Meisterstücke des Musengottes; aber sie machten damals einen so tiefen Eindruck auf unsere Dichterinn [vielleicht aus innerm Antriebe des Talents, etwas Besseres zu machen], daß sie nun eine größere Begierde als jemals empfand, ihrem Dichtertriebe zu folgen. Wirklich machte sie von nun an mehrere poetische Versuche, und betrat, von Kennern aufgemuntert, die glänzende Bahn, worauf sie originell wurde.

Es ist in der That etwas sehr Eigenthüm-

liches an diesem männlichen Weibe, daß sie auf-
ser ihrer Neigung, fürchterlich-erhabene Natur-
scenen zu mahlen, oft sehr glücklich in den Pin-
darischen Ton der Sieges- und Kriegesgesänge
hinaufliegt. Sie erscheint in diesen Hymnen
fast ganz in dem Kostüm eines heroischen Dich-
ters, — ja, ihr Odenschwung ist darin meisten
Theils am stärksten und glänzendsten, und zeigt
sich sogar in mehreren freundschaftlichen Liedern
und in geistreichen Gelegenheitsgedichten, die wol
niemals besser gemacht seyn mögen, und in vie-
len Stellen so ganz Horazisch sind. — Zu je-
ner heroischen Constitution der Dichterinn, die
sich so gern mit großen Thaten beschäftigte, und
damals mit den besten Köpfen um die Wette
sang, trugen freylich wol die glänzend-furchtbaren
Zeitumstände, der fruchtbarste Raum der neuern
Geschichte und menschlicher Kraftäußerung, das
Meiste bey. Ihr Vaterland ertönte, in der
schönsten Blüthe ihres Talents, überall von den
Thaten und Siegen ihres unsterblichen Königs
und seiner großen Feldherren. Man betrachtete
diesen erstaunlichen Fürsten als ein Wunderwerk
der Kraft und des Genies; man konnte sich keinen

Größern denken; alle Helden der Vorwelt verschwanden, wenn man Ihn in seiner unendlichen Thätigkeit mit jenen verglich; er schien sogar selbst ein Wunderwerk des Schicksals zu seyn, entweder, daß er sich dieses durch die seltene Gegenwart seines Geistes zu schaffen wußte, oder daß dieses ihn grade dann in seine Arme schloß, wenn sein Untergang so gut wie entschieden war. Alles, was singen und dichten konnte, sang damals Friedrich den Großen, und Gleims Kriegslieder wurden verschlungen. Die Armee, die ganze Nation sang sie als heilige Festgesänge ihres eigenen Ruhms; denn es waren Erscheinungen, die man seit länger als zwey Jahrtausenden nicht gesehen hatte. Auf die feurige Karschin machten diese Lieder den gewaltigsten Eindruck, sie füllten so ganz das Dichterbedürfniß des männlichen Weibes; man findet eine Menge Spuren der Nachahmung dieser Gesänge in ihren Gedichten.

Schon damals sagte die ruhige, etwas hölzerne Critik von ihr: „sie scheint unter die größten Beyspiele zu gehören, daß die Dichter geboren, nicht aber durch Unterricht und

Regeln gemacht werden; — wir sehen Bilder unter ihrer Hand hervortreten, die ihr die Natur eingegeben zu haben scheint, und wenn sie nicht neu sind, so haben sie doch immer eine neue Wendung. Der Gang des Sylbenmaßes ist auch nicht selten zu dem Inhalte gut gewählt. Sie scheint sich sogar hin und wieder eine neue Sprache geschaffen zu haben; die Bindungen sind bisweilen so fremd und ungewöhnlich, daß sie nicht selten das Ohr beleidigen, vielleicht noch eine Frucht ihrer Erziehung; — in ihrem Fluge bleibt sie sich nicht gleich, [der Charakter aller weiblichen Oden] inzwischen wird man Schönheiten genug darin entdecken, um sie zu bewundern." Man wünschte ihr aber auch schon damals Bescheidenheit, zu glauben, daß nicht alles schön sey, was ihr einfalle; Aufmerksamkeit auf die Erinnerungen weiser Kunstrichter; ein wenig mehr Mißtrauen gegen sich selbst und andere, die sie ohne Einschränkung mit Lobsprüchen überschütten, und Geduld, das, was sie niedergeschrieben, hinzulegen, und nicht einmal, sondern zehnmal zu überlesen und auszubessern.

Man findet unter den poetischen Versuchen des schönen Geschlechts vornähmlich eine Menge Oden an die Gottheit, und es giebt wenigstens keine christliche Dichterinn, die sich nicht in diese Gattung der lyrischen Poesie hinein gewagt hätte. Die fromme, andächtige, religiöse Dichtart scheint dem sanftern Geschlechte am besten zu gelingen, und es ist Schade, daß sie in neuern Zeiten, aus einem verdorbenen Kunstgeschmacke, von den Dichterinnen vernachlässigt wird. Sie kennen hierin ihren Vortheil nicht, und wagen sich dagegen in Regionen, die nicht dem weiblichen Genie angehören. Ihre zarten Gefühle sind überhaupt schon durch den stillen, reinen und züchtigen Takt ihres Lebens und ihrer Denkweise religiöser, als die unsrigen von Kindheit an. Die Devotion ist ihnen natürlicher; ihre weiche, innige Sprache der Andacht angemessener; ihr Geist verliert sich so gern im Anschauen eines höhern Wesens, welches mit zärtlicher Freundlichkeit den Schwachen, den Unterdrückten Hülfe und Kraft verspricht. Alle gefühlvolle Frauen haben die Psalmen mit tiefster Rührung gelesen. Von Natur haben sie alle

einen Hang zur Gottesfurcht; vielleicht würden sie alle Heilige seyn, wenn es die Natur wollte, und wenn sie von dem Manne nicht in die Welt hinein gerissen würden. — Schon in früherer Jugend macht der warme Religionsunterricht tiefe Eindrücke auf ihr Herz. Ich sah bey allen religiösen Prüfungen die Mädchen immer gerührt; die Knaben nur schwach bewegt. Bis in das tiefste weibliche Alter hinein bewahren jene ihre Jugendreligion als einen heiligen Schatz auf, und Tausende wurden dadurch vor Vergehungen gesichert, wenn der Mann vielleicht durch ganz andere Gründe in seiner Moralität aufrecht gehalten werden muß.

Jene stille, innige Feyer der Religiösität *), der gänzlichen Hingebung an ein höheres Wesen, jener freudigen Dankbarkeit, — als ob dem Unwürdigen nichts gebühre, herrscht als ein Originalzug in allen weiblichen Oden, die uns bekannt sind. Auch in den Hymnen der Karschin

---

*) Vorzüglich in Elisens religiösen Liedern, wobey die Dichterinn außer dem noch die Weitschweifigkeit der meisten Religionsoden glücklich vermieden hat.

ist dieser Zug auffallend, da sie sich sonst mehr der männlichen Ode nähert. Diese singt die Majestät ihres Gegenstandes, beruft sich auf die Kraft dieser Majestät, wird durch sie begeistert, und sieht im Gotte nur den Gott, und grade in diesem Odenschwunge ist die Karschin originell. Ihr Gefühl ist öfterer mahlerisch, als devot, und hierdurch unterscheidet sich ihre Ode von dem gewöhnlichen frommen Liede, woraus gemeiniglich nur die Dulderinn spricht. Die ihrigen nehmen alle einen höhern Schwung, so bald sie dieselben an die Gottheit richtet. Es ist die hohe volltönende Bildersprache jener heiligen Poesie, die wir in den Psalmen lesen, — der kräftige Ausdruck der Bewunderung, die sich in dem Universum verliert, um seinen Schöpfer aufzusuchen, oder in feyerlichen Naturbegebenheiten die Stimme seiner Allmacht zu vernehmen scheint. Wie z. B. in der Ode: das Ungewitter *). —

---

*) Er kommt, der Sturmwind heult, ihn anzusagen,
Verhüllt in grauser Mitternacht,
Und auf dreytausend Feuerwagen
Zu uns herab gebracht!

Weiblicher, sanfter, herzlicher und mehrmals lieblicher klingend — sind die Oden der neuern Dichterinnen; sie schreiben in einem gebildetern Zeitalter, einer verschönertern und reichern Sprache, — die zu den Zeiten der Karschin kaum die Morgenröthe ihrer Cultur zurückgelegt hatte. Ein wehmüthiges, weiches, duldendes Gefühl mischt

---

Jetzt ist er da, der Herr des Weltgebäudes;
Hört ihn! sein Donner rollet schwer;
Der Umfang seines Wolkenkleides
Blitzt Schrecken auf uns her.

Welch ein Gepraſſel! kommen seine Krieger
Mit ihm daher gefahren, so,
Wie zu der Schlacht, davor dem Sieger
Das Höllenheer entfloh?

Jetzt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der wankend seine Glieder,
Zerrißne Aeste, sucht.

Der Hagel rauscht und weckt die Trunkenbolde,
Sie fahren auf und stammeln: Gott!
Der Wuchrer zittert auf dem Golde;
Dem Freygeist wird sein Spott

Von fürchterlichen Rednern widersprochen;
Gott sagt im Donner, wer er sey! u. s. w.

sich in ihre Gesänge, — so bald sie nicht von der Hoffnung einer bessern Zukunft ergriffen werden, und auch diese Hoffnung redet in ihnen mehr die tröstende, als die heroische Sprache. Sie erreichen daher nur in einzelnen Stellen die männliche Ode der Karschin; der Reim hat sie auch mehr als diese verführt, — und dem Reime zu gefallen haben sie sich eine Menge nachlässiger Stellen erlaubt, die durchaus nur prosaisch und gewöhnlich sind. Die lyrische Begeisterung, den Andrang der Ideen, die ideale kühne Phantasie, die Kunst neuer gehaltreicher Wendungen, — den Sturm des genialischen Gefühls darf man in diesen stillen, aber immer sehr schätzbaren Seelen nicht suchen. Ihre Gedichte verrathen fast überall die bescheidene Anspruchlosigkeit des Geistes, der mehr sich selbst, als andern — singen wollte, und wol nie etwas von Unsterblichkeit seiner Versuche träumte, — wenn die Karschin dagegen ihrem Genius nicht selten öffentliche Lobreden hielt, und sich selbst gern ein Genie nannte. —

Wenn man die poetische Sprache unserer religiösen Odendichterinnen nur ein wenig studirt:

so findet man leicht, daß sie ihr eigenes Oden-lexicon haben, woraus sie alle ihre Gedanken, und, leider! auch wol nicht selten ihre Gefühle schöpfen, und anstatt zu dichten, nur wie der mittelmäßige Componist verfahren, welcher aus zehnerley Musikstücken sein eigenes schafft, und dieß mit Recht für sein Handwerk hält. In allen weiblichen Oden herrscht die Erbsünde des Wiederholens so sichtbar, daß ich keine davon freysprechen mag; immer einerley Ideen, nur etwas verschieden ausgedruckt, — einerley Exclamationen; einerley Richtungen des Gesanges; einerley Nachahmungen der Psalmen- und Liedersprache; einerley Manier im Rhythmus, — so daß oft nur eine aus der andern abzuschreiben scheint. Wie oft hat sich nicht die Karschin in einzelnen Stellen selbst abgeschrieben, und sich in ihren Lieblingsphrasen [woran die Muse der meisten Dichterinnen scheitert] bis zum Uebermaß repetirt! In tausend andern erblickt man nur das eitele Bestreben ihrer Verfasserinnen, durch das Einschalten einer schon bekannten Dichterphrase doch etwas Neues sagen zu wollen, — oder durch Aneinanderreihung der-

selben ein Feuer der poetischen Laune auszudrucken, das nicht vorhanden ist, und durch ein solches Additionsexempel schöner, selbst kraftvoller Worte nimmermehr hervorgebracht wird. Die wahre Begeisterung schafft sich ihre Sprache selbst, und sie ist schon halb entschlummert, wenn sie um den Ausdruck verlegen ist, oder wenn sie sich durch diese Fittige allein heben will. Die rege und entglühete Phantasie muß die Bilder des Erhabenen und Schönen aus sich selbst hinstellen, wenn sie nicht Bilder bleiben, sondern das innere Leben der Muse hinreißend hinstellen und eindringlich machen sollen. Der Geist, der in und über diesen Bildern herrscht, der ungeborgte, freye, selbstständige Charakter ihrer Originalität spricht allein die hohe Natur der Ode aus, und sie wird daher nicht unrecht der höchste Schwung des Talents in der Anschauung genannt. Reine, lebendige, sich selbst anregende Anschauung des großen Gegenstandes, den sie eben so lebhaft fühlt, als denkt, — ist der Ode ewiger Sinn und Werth, und wo diese Anschauung des tiefsten und innersten Gefühls mangelt, da ist alle Odenpoesie — nicht Poesie,

sondern nur eine in das Metrum hineingezwungene Prosa. —

Daher herrscht nun auch in den meisten weiblichen Oden jene Kälte und Schwerfälligkeit, die nie das Herz erwärmen und begeistern kann, wenn sie sich auch in die geschmückteste Diction hüllete. Man liest sie wie ein Zeitungsblatt, das uns schon längst bekannte Sachen vorträgt; man weiß alles, was die Dichterinn sagen will, vorher, — sie erzählt etwas aus der schönen Natur her, oder sie betet methodisch. Wäre es ein noch so einfältiges Gebet aus dem Herzen, man würde sich daran erbauen, anstatt daß man bey dieser gezierten Hofsprache, womit unsere Dichterinnen in jenen Oden so oft die Gottheit und die Natur anreden, vom Schlaf befallen wird. Nur das, was aus dem Herzen kommt, — geht zu dem Herzen über. Hierdurch soll aber dem schönen Geschlechte sein warmes Gefühl für die Schöpfung nicht abgesprochen werden, — wer kennt und verehrt dieß nicht? aber es kann dieses Gefühl selten in seiner lebendigen Kraft für die Poesie darstellen, — es kann dasselbe in die lieblichsten Reime fassen, in einzelne Accente

legen, — in einzelnen Stellen himmlisch-schön hervorscheinen lassen; aber es giebt sich nie ganz, — nie in seiner vollendeten Innigkeit, nie in der durch das Ganze herrschenden Begeisterung zu erkennen, wenn es dichten will. Es spricht sein Gefühl allemal reiner, — liebenswürdiger, — unnachahmlicher und kräftiger in der ganz einfachen Prosa aus.

Höchst wahrscheinlich hat Lichtenberg in seiner satyrisch-naiven — Vertheidigung unserer Odensänger auch den Odensängerinnen manches in das Ohr flistern wollen, — wenn er also spricht:

„Menschenverstand ist eine herrliche Sache, allein das unbeholfenste, unbrauchbarste Ding von der Welt bey solchen Gelegenheiten, wo man ihn nicht nöthig hat. Wer sagt euch denn, daß ihr ihn brauchen sollt, wenn ihr eine Ode lesen wollt? Sie sind bey schlummerndem Menschenverstande geschrieben, und ihr beurtheilt sie bey wachendem. Mit einem Worte, das rechte Werk ist da; aber ihr bringt den rechten Kopf nicht mit. Horaz, sagt ihr, hätte ganz andere Oden geschrieben; es wären Zeilen darin,

die bewundere man immer mehr, je älter man würde, und je öfter man sie läse; dahingegen die meisten deutschen Oden immer einfältiger klängen, je öfter man sie wiederhole. Aber wer sagt euch denn, daß ihr unsere Odensänger mit dem Horaz vergleichen sollt? — Horaz lebte an einem der ersten Höfe der Welt, und in einer Stadt, die das Herz des menschlichen Geschlechts genennt werden könnte, da konnten die Gassenbuben das quicquid agunt homines auf jedem Kirchhofe oder hinter jeder Mauer sehen, wenn sie nur die Augen aufthuen wollten. Da war es freylich eine gewaltige Kunst, den Menschen kennen zu lernen. Wahrheiten, bey deren Erforschung wir jetzt alle unsere Physiognomik aufbieten, und bey deren Bewunderung uns die Augen über- und die Nasenlöcher aufgehen, — wißt ihr, was die in Rom waren? Caffeediscourse, nichts weiter; Dinge, über die jeder Betrieger noch fünfzig Staffeln hinausgehen mußte, wenn er seine Künste spielen wollte. Ich hätte fast Lust, die feinen Herren, die unsere Almanachssänger mit dem Horaz messen können, mit gewissen Originalköpfen zu vergleichen, die in

Celle in einem gewissen Hause eingeschlossen sitzen. — Unsere Odendichter sind meistens junge, unschuldige Tröpfe, die in kleinen Städten leben und singen, wo alle Einwohner einerley hoffen, einerley fürchten, einerley hören und einerley denken; wo zwanzig Köpfe in einer Gesellschaft immer für einen gelten; Leute, die aus Dichterlesen — Dichter werden, so wie man aus Büchern — Schwimmen, oder aus Rugenda's Bataillen — die Kriegskunst lernt; unerfahrene Menschen, davon jeder etwa ein Dutzend eigene und zwey Dutzend geborgte Ideen baar liegen hat; — da läßt sich damit über die Welt handeln! Außerdem giebt es ja zweyerley Oden: gelehrte für Geist und Ohr, und ungelehrte für das Ohr allein, und zu den letztern braucht man — kaum einmal vom Weibe geboren zu seyn. Wenn man etwas Sylbenmaß in den Ohren hat, und dabey zwanzig bis dreyßig Oden als Stimulantia liest: so möchte ich das Gesicht von dem Sterblichen sehen, der nicht eine Ode wiederhallen könnte, die jeden poetischen Primaner zur Bewunderung hinrisse. Kurz, solche Compositionen muß man gar nicht mit dem Maß-

stabe messen, mit dem man Horazens und Ramlers Oden mißt; sie gehören zu einer ganz andern Classe von Composition, und sind das in der Poesie, was Jacob Böhms unsterbliche Werke in Prosa sind; eine Art Pickenick, wobey der Verfasser die Worte, und der Leser den Sinn stellen. Will dieser nicht, oder kann er nicht gut, so läßt er's bleiben; zu einem solchen Kränzchen finden sich immer Leute."

Klaglieder, — Elegien, — Ursachen ihrer großen Anzahl u. s. w.

Eine andere große Menge weiblicher Poesien besteht in Klaggedichten, Elegien und Gemählden, die das Elend und die Unbeständigkeit des menschlichen Lebens schildern sollen, — und viele dieser Lieder haben allerdings ihren Werth, obgleich hierzu kein genialisches Talent zur Dichtkunst selbst erforderlich ist. Auch liegen diese Poesien so ganz in dem Kreise der Weiblichkeit, daß die Uebung darin sehr verzeihlich

und erlaubt scheint. In so vielerley Verhältnissen seiner eigenen Bestimmung, seiner eingeschränkten Individualität, seinen Hoffnungen und Wünschen, selbst in Hinsicht auf seinen Standpunct in der Societät, ist das weibliche Geschlecht stifmütterlich behandelt worden, und die Männer selbst haben es von jeher mehr unterjocht, als geachtet. Von Jugend auf strebt es, vermöge seiner Humanität, — aber fast immer vergebens, nach Freyheit und schönen Lebensgenuß, oder doch wenigstens nach einer Lage, worin es sich frey wähnen dürfte. Aber der Mann steht immer mit der ernsten und gebietenden Richterstirn vor ihm, wenn es auch nur einmal an seine Freyheit glauben will, ohne sie in der Wirklichkeit zu fordern. Ewige Dependenz ist sein hartes Schicksal von der Wiege an, während der Mann seiner jovialen Willkür lebt, und das freundliche Wesen, nach seinem Bilde geschaffen, als eine untergeordnete, unselbstständige, dem Mitleiden anvertrauete Natur betrachtet, — die sich nach dem Willen des Mannes, wie der zarte Grashalm nach dem Sturmwinde, drehen und biegen müsse. Ueberall ist dieses arme Geschlecht

mit tausend Forscheraugen umgeben, — um es entweder zu hintergehen, oder für den kleinsten Fehltritt zu bestrafen, als ob der Mann allein zum Criminalrichter sogar des innersten weiblichen Gedankens bestellt sey; — er, den doch die Natur unendlich öfter, als das Weib sinken läßt. Strenge, oft mit tyrannischer Härte erzogen, zumal wenn es fremden, unmütterlichen Händen anvertrauet wurde, behält es fast keine Freyheit, — als die der List und Verstellung übrig, — und so reift es seiner vollendeten, mit neuen Kümmernissen belasteten Jugend entgegen. Während dieses seines Hinaufschwunges zu einem innern reichen Leben der Phantasie, — zu der höchsten Region seiner Hoffnungen und Wünsche — durch die seligen Ahndungen der Liebe, — hat es sich die goldenen Plane zu seiner Bestimmung entworfen; — es lebt einige glückliche Tage, auch wol Jahre, in diesen Planen; es genießt seine Gegenwart in einer schön geträumten Zukunft, — und wenn sie kam, war alles nur ein Traum gewesen, der in der Wirklichkeit wie eine farbige Wolke des unsteten Him-

mels verschwindet *). — Der feurige, so innig umarmte Liebling des Mädchens, — dem sie

---

*) Wie schön und wahr drückt dieß eine vortreffliche deutsche Fürstinn in einem Liede aus, das sich zugleich mit der heiligen Sprache des weiblichen Heroismus endigt:

Unsre Freuden, unsre Leiden,
Alles, alles ist ein Traum!
Unbestand gebietet beyden;
Sie verwehn wie leichter Flaum.
Sieh', wie mit dem süßen Munde
Freude winkt, — und falsch entweiht!
Wie, mit ihr im Schwesterbunde,
Sorg' ihr auf der Ferse schleicht!

In der Kindheit Götterlächeln
Reift der Gram des Mannes schon.
Lauer Lüfte lindes Fächeln,
Sturmwind wird's, und rauscht davon.
Friedlich glänzt das Heer der Sterne
Von dem Diadem der Nacht,
Doch der Erdstoß ist nicht ferne,
Wenn der Sichre taumelnd lacht.

Wilder Lust im bunten Kleide
Folgt die Reue, Tod im Blick,
Morgen oft weicht sie dem Leide,
Durch ein rächendes Geschick.
Hüpfend durch die Blumenfluren
Träumt der Frohe — Scherz und Ruh;

gern ein tausendfaches Leben aufgeopfert hätte, der wie ein Gott in ihrem Herzen stand, wurde

---

Ach! und bald deckt seine Spuren
Eines Abgrunds Tiefe zu.

Aber Heil! auch Leid und Schmerzen
Sind vergänglich, — dauern nie.
Blut'ge Wunden kranker Herzen —
Zeit, Gewohnheit lindern sie.
In des Grames Wermuthsquelle
Mischt Ergebung — Labetrank;
Und verschlungen wird die Welle,
Drein des Dulders Zähre sank.

Selbst im Arm des Jammers wieget
Mich die Hoffnung, — stillt den Harm;
Durch Unsterblichkeit besieget
Flieht der Grabessorgen — Schwarm.
Aus dem Mund des Leidens tönen
Mir des Sieges Lieder zu;
Und des Schmerzens bängstes Stöhnen
Ist Verheißung künft'ger Ruh.

Erdenfreuden, — Erdenleiden,
Stufen sind sie mir zum Ziel!
Zufall nicht gebietet beyden,
Und ihr Wechsel ist kein Spiel.
Diese — Loos aus Vaterhänden,
Ihre Zucht — führt himmelan;
Jene — Kleinmuth abzuwenden,
Und — die Rosen meiner Bahn.

treulos, — oder in das Grab gestürzt, — oder aus dem feurigsten Liebhaber wurde ein kalter, eckiger, wunderlicher, wol gar despotischer Ehemann, und auch dieser geträumte Himmel sank in traurige Ruinen zusammen. — Aber auch bey einer glücklichern Liebe und einer bessern Ehe wird es von einer Menge physischer Schwächen und Launen verfolgt, die nicht selten den entschlossensten Frohsinn zerstören, und die achtungswürdigste Selbstständigkeit zu Klagen zwingen. Die zarte Organisation kann nicht lange feindseligen Elementen widerstehen; — der Mann selbst wird so oft der unbarmherzige Zerstörer dieser liebenswürdigen Form und dieser weichen Gesundheit, ohne daran zu denken, welche Verbrechen er begehet. Er zermalmt die schöne Natur, die er liebt, durch seinen herrischen Unsinn; — er streuet ihr überall Dornen unter die Blumen, die ihr ohnehin vom Schicksale so sparsam gereicht werden. Für einen Tropfen — Freude erwartet das Weib so oft eine lange Kost von Wermuth und Thränen. Der Wechsel der Dinge wird ihr drückender und schmerzhafter, weil sie zarter und lebhafter empfindet, — weil die Furcht so leicht

ihren ſtillen Sinn erſchüttert, — ſie gegen das Schickſal mißtrauiſch macht, und in dem mißtrauiſchen Gefühle ihre ſüßeſten Freuden untergehen läßt.

„Es iſt eine Sache von hohem Werth, — Weib zu ſeyn; aber es iſt kein außerordentliches Glück, es zu ſeyn;“ — dieß iſt der Glaube der meiſten Frauen ſelbſt, und dieſe Sprache verdient Schonung. — „Wenn uns auch, ſagen ſie, alles ſo ziemlich gelingt; wenn wir auch unſer Leben heiter und behaglich genießen, ja, es ſogar nach unſern Phantaſien freundlich ausſchmücken können; wenn uns auch die Liebe und Ehe beglückte, und die Männer ſelbſt den ſchönern Raum unſeres Lebens hell und lieblich machten: ſo iſt doch unſer Alter gemeiniglich viel drückender und unfreundlicher, als das Alter des Mannes. Sind unſere Roſen ganz verblühet: ſo gefallen wir nicht mehr; — indeß haben wir uns an das ſchmeichelhafte Glück zu gefallen ſo ſehr gewöhnt, daß wir, wenn es aufhört, unſer Daſeyn für halb vernichtet halten, — während der alte Mann, iſt er nur gut und fröhlicher Laune, immer noch gefällt. Das Alter

verscheucht uns in die Winkel unseres Hauses, oder, wenn wir dennoch in die geselligen Zirkel eindringen: so kann es uns nicht entgehen, daß wir da eigentlich nur tolerirt werden, wenn unser Geist sich keine Achtung zu verschaffen weiß. Wir können es nicht einmal verhindern, daß unsere alten Tage früher, als bey den Männern, eintreten, daß wir früher unsern jugendlichen Humor verlieren, früher in unserm Geiste einschlafen *), wenn auch unser Herz, wie die Männer selbst glauben, einer dauerhaftern Wärme und Liebe fähig seyn sollte. Wir gehen im Ganzen genommen früher unter, als der Mann; — unser Leben ist kürzer, als das seinige, wenn wir unter dem Worte Leben: Kraft, — Munterkeit, — Geistesfülle verstehen. Wir sind des

---

*) Ein Weib in hohen Altertagen
Ist wenig mehr beseelt,
Gilt wenig — — —
— — — — — — — — —
Wenn immer noch ein Greis
Erträglich bleibet, und nicht selten
Wie — — — liebenswerth!

Karschin.

Lebens selbst früher überdrießig, als er, — der es länger genießen darf, und dem die Natur in so vielen Momenten noch einmal die Jugend zurückzuführen pflegt."

Diese weiblichen Confessionen sind so wahr, daß uns nichts weniger, als ein weiblicher Klaggesang, in Verse gebracht, befremden darf. Die Dichterinnen haben auch vielleicht mehr Ursachen hierzu, als andere Frauen, die sich schon mehr in die Welt schicken lernten, — und denen das Schicksal selbst bessere Aussichten und Lebensverhältnisse geöffnet hatte. — Viele Dichterinnen waren und blieben unverheirathet. Dieß ist schon ein wichtiger Grund, Elegien und Grablieder zu fertigen, und von getäuschten Hoffnungen zu singen, — wenn gleich diesen Klagen immer ein anderer Grund untergeschoben wird. Allein die meisten Verstimmungen kommen doch indirecte daher, und tönen dann so lange in Klagtönen fort, bis die böse Laune über das harte Schicksal vorüber ist. Wie kann sich auch wol ein zur Liebe und Herzlichkeit geschaffenes Frauenzimmer glücklich fühlen, wenn sie ihre schönste Bestimmung, Gattinn und Mutter zu seyn,

nicht erreichen kann! — womit soll sie sich, vornähmlich wenn sie viel gelesen hat, gegen die Härte ihrer Lage schadlos halten, — als anfänglich durch den Umgang mit den Musen, und im Alter — mit dem Andachtsbuche! — und was wird die Unzufriedene und Verstimmte anders singen, als Klaglieder, wenn sie von der Natur nicht mit dem schönen Geiste eines bleibenden Frohsinnes ausgerüstet wurde!

Die Abnahme und Verminderung der Ehen, die wir dem ungeheuren Luxus zuschreiben müssen, haben nicht wenig dazu beygetragen, die Dicht- und Schreibsucht unter dem gebildeten Theile des schönen Geschlechts zu befördern. Das frivole Zeitalter mag die Schuld auf sich laden, daß es so manche sehr mittelmäßige Dichterinn giebt, die unter andern Umständen und in einer andern Lage eine vortreffliche Gattinn und Mutter geworden wäre. — Eigentlich widmeten sich doch wol die meisten aus langer Weile den ästhetischen Spielereien, weil ihnen edlere und größere Zwecke des Lebens versagt waren, und da sich ihr warmes und lebendiges Herz doch auf irgend eine Art öffnen

und beschäftigen wollte. Auch lehrt fast überall die Erfahrung, daß junge Dichterinnen, die sich nachher verheiratheten, entweder auf einmal, oder doch nach und nach von den Musen und dem Schreibtische — Abschied nahmen; entweder, weil ihnen nun in einer bessern Wirklichkeit keine Zeit mehr zum Phantasiren übrig blieb; oder weil sie in ihrem häuslichen Glücke viel innigere Freuden empfanden, als je alles Oden- und Elegienreimen dem weiblichen Herzen gewähren kann. Sie lächeln nachher gemeiniglich selbst über ihre poetischen Versuche, und schreiben sie mit Recht jenen kleinlichen Grillen oder jener jungfräulichen Empfindsamkeit zu, die sich gern dieser oder jener Freundinn Anfangs in einem Liedchen hörbar machen will, und sich endlich kühn genug an die Ode wagt. Nun aber in einem glücklichen Ehestande kehren sie desto freudiger zur stillen weiblichen Prosa zurück, da der Anblick eines blühenden Kindes und der herzliche Umgang mit einem verständigen Gatten alle Poesien der Welt unendlich verdunkelt.

Daß aber die Dichterinnen sich oft so unglücklich fühlen, und so gern in Reimen klagen,

hat wol noch einen andern Grund, der mehr in ihnen, als in äußern Verhältnissen liegt. Offenbar machen doch die meisten nicht geringe Ansprüche auf einen vorzüglichen Grad der Cultur, des subtilern Gefühls, der sittlichen Delicatesse, — ob man gleich ein guter Dichter, und dennoch in der feinern Cultur und Moralität noch weit zurück seyn kann [wie es denn der unmoralischen Dichterinnen nicht wenige gab, und notorisch noch giebt]. Jene Prätensionen aber sind es nun eben, welche den irdischen Musen oft die Welt so enge und unleidlich machen, und ihnen, freylich nur durch ihre eigene Schuld, die meisten frohen Stunden des Lebens verfinstern. Sie haschen überall nach Auszeichnung, Bewillkommung und Celebrität, ohne zu bedenken, daß selbst die Celebrität selten liebenswürdig und interessant macht. Finden nun ihre Dichtereyen, ihr gewöhnlich steifer und gezierter Umgang, ihre feyerliche Freundlichkeit, ihr abgezirkelter Vortrag und ihre Vorlesungen den ersehnten Beyfall nicht: so sind die guten Kinder übellaunig, gespannt, finster und unglücklich. Die Welt erscheint ihnen als ein dunkler und

fataler Planet, weil die Dichter darin so wenig gelten, und weil sich kein Schriftsteller mehr gefallen lassen muß, als die Poeten. Diejenigen sind in ihren Augen oft Barbaren, die etwas Vorzügliches, Schönes und Großes auch außerhalb der Dichtkunst zu finden glauben, oder wol gar die Lesung eines Gedichts für einen kleinlichen Zeitvertreib halten. Bey so vielen wirklich überspannten Ansprüchen kann nie jene freundliche Stille das weibliche Herz bewohnen, welche vorzüglich sein Eigenthum und sein Himmel seyn soll. Selbst die Eitelkeit wird der Schriftstellerinn nun eher zur — Folter, als zur — Erquickung gereichen, und sie muß in dem, was sie am liebsten sucht, ihre eigene Verdammung finden. Ich habe diese Unglücklichen oft beobachtet. Man konnte es ihnen mit aller zuvorkommenden Artigkeit nie recht machen, wenn man nicht sogleich die Rede auf ihre Werke und Werkchen hinleitete; sie langweilten sich und andere; sie waren einsylbig, eckig und unliebenswürdig, wol gar gnädigherabblickend und unleidlich, bis die schönen Wissenschaften berührt wurden; sie verachteten alles, was mit den

Musen keinen Zusammenhang hatte; sie nannten alles andere fade, matt und hölzern; sie drangen ohne Schonung und Delicatesse andern ihre Reime, oder doch ihre Lectüre auf. — So sah ich einst eine Schriftstellerinn mit einem herrischen Blick und mit kreischender Stimme in eine große gebildete Gesellschaft treten; eine Frage jagte die andere: ob die Herren und Damen auch schon dieß und dieß allerneueste Werk gelesen? — „Auch nicht einmal — Pindar's pythische Siegeshymnen, von Gedike übersetzt? [die so eben die Druckerpresse verlassen hatten] schrie sie weiter, dieß ist unverzeihlich, dieß beurkundet den Mangel und die Trägheit unseres Geschmacks!" Die sämtlichen Damen lachten hoch auf, und die Herren lachten mit.

Oft ist jenes Klagen und Weinen in den weiblichen Gedichten auch nur eine übele Gewohnheit, die auf sich nicht Acht hat, und sich, wie alle Gewohnheiten, gehen läßt, ohne daran zu denken, wie sehr der gute Geschmack

durch das nur von der Gewohnheit herrührende Jammern beleidigt wird. Oder der elegische Ton in zahllosen Gedichten des andern Geschlechts ist auch wol nur Reimerey; — der Reim schafft die Elegie, und macht sie nun zu einer versificirten Prosa, in welche sich die allermeisten weiblichen Gedichte auflösen lassen. — Oder jener Ton ist auch wol nur Ueberspannung und Empfindeley, — welche sich gern interessant machen möchte, und nicht bedenkt, daß, indem man auf die Art Mitleiden und Interesse erregen will, man selbst bemitleidet wird, ohne interessant zu seyn. — Es sind gewiß tausende solcher Thränengedichte vorhanden, die nicht aus dem Herzen kamen, also auch nicht wieder zu dem Herzen gehen. Das Weinerliche war nur eine beliebte Affectation und Ziererey gewesen, — ohne daß die Dichterinn selbst unglücklich war; — oder ein trüber Moment der Laune, worin kein vernünftiger Mensch dichten sollte, hatte jene Trauerlieder, — unglücklich genug, geschaffen.

Wenn der innige Umgang mit dem Guten und Schönen uns eigentlich gegen das Ungemach des Lebens am sichersten abhärten, — oder

uns doch gewiß gleichgültiger dagegen machen kann; wenn die Musen uns wahrlich nicht verwöhnen und verweichlichen, sondern unsern Geist in die Regionen eines männlichen und heitern Sinnes allmächtig emporheben sollen, indem sie den Wechsel der Dinge unserer Selbstkraft durch die Phantasie unterwerfen: so ist das Klagen und Wimmern in dem Gebiete des Schönen selbst kein gutes Zeichen einer ästhetischen Erziehung, — wenigstens mag diese dann kaum in der Dichterinn ihren ersten Anfang erlebt haben, da ihre Vollendung allemal den starken männlichen Geist, — den Charakter der Selbstständigkeit mit sich führt. Wenn der Genuß des Schönen uns weibisch und schwach machen dürfte: — so wäre es selbst als ein Gift der Humanität auf ewig zu verbannen, und es gäbe dann keine schrecklichere Kunst, als — die Dichtkunst, und überall keine verdammlichern Menschen, als die Dichter. Das Schöne soll als ein Zweck des Guten die Menschheit vervollkommnen, nicht erniedrigen, und jedes Vernunftwesen erniedrigt sich jedesmal, wenn es keinen Widerstand zu leisten vermag, und in schwer-

müthiges Dichten und Zagen versinkt, wo es als sein Selbstzweck handeln und das Geschick verachten sollte. Denn das Geschick steht nicht in seiner Gewalt; allein es kann durch die menschliche Vorstellungskraft und durch die idealischen Genüsse seiner innern Freyheit — die Last des Geschickes sogar unfühlbar machen. Die besten Dichter haben sich die finstern Stunden des Lebens weggesungen, und dieß war sehr vernünftig! Die stärkern Geister unter ihnen haben gewiß nie weinerliche Gedichte gemacht; — ich erinnere mich, kein solches von Wieland, Göthe und Schiller gelesen zu haben. — Ueberall herrscht da Kraft und männlicher Aufschwung, — überall Harmonie, die ich mir ohne Kraft nicht einmal denken kann; — überall der sich selbst haltende, aber liebenswürdige, Egoismus der Musen, — der auf dem Guten und Schönen feststeht, weil das Schicksal dieses ihrem genialischen Frohsinne nie rauben kann. — Wie schwach und unmännlich erscheint uns daher der sonst so fruchtbare romantische Kopf — Ovid in seinen Elegien! Der römische Weichling, der die Residenz für sein einziges Himmelreich hielt,

mochte freylich wol kaum den schneidenden Contrast mit ihr und dem rauhen Lande der Geten ertragen können; allein der Kunstsinn für männliche Dichterkraft wird jene Elegien gewiß nicht zu seinen Vortrefflichkeiten rechnen, wenn auch die Sprache oft dichterisch genug ist. Wenn der Dichter klagen darf: so ist es die Klage der Liebe, die ihm verziehen wird; denn die Liebe ist unendlich stärker, als das Geschick, und er kann sie nicht, wie dieses, wegdichten und wegphilosophiren; sie glühet in seinem Innern, — er müßte nicht mehr Mensch, — nicht mehr der tieffühlende Mensch seyn, wenn er nicht ihre Qualen und ihre Untreue singen könnte. Petrarca's Klagen werden in allen Jahrhunderten mit Wehmuth gelesen werden, — wie die Leiden Werthers *). Die klagende Liebe beleidigt das Schöne nicht; aber die klagende Muse, welche das Geschick anklagt, — vergißt es: daß sie größer, als das Geschick, seyn müßte.

---

*) Die Frage, sagt Lichtenberg, ob die Macht der Liebe unwiderstehlich sey, oder der Reiz einer Person so stark auf uns wirken könne, daß wir da-

Daß die Klagtöne in so vielen weiblichen Gedichten oft nur eine übele Gewohnheit sind, — und nur durch die Associationen der Ideen, oder nur des Reims hervorgebracht werden, — siehet man daraus, daß sie mitten aus den Ergießungen des redseligsten Frohsinns in jene hinüberschweifen, also durchaus inconsequent dichten. Selbst die männliche Karschin, die ihre Muse in der Geschichte der Helden aufweckte, und an dem Sonnenbilde großer Männer aufglühen ließ, ver-

---

durch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts, als der ausschließende Besitz der Person zu ziehen im Stande ist? — habe ich in meinem Leben unzählige Mal bejahen hören von Alt und Jung, und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen, — den Zeichen der innersten Ueberzeugung und der sich auf Discretion ergebenden Natur. Allein nach einer genauern Untersuchung, fährt der große Seelenforscher fort, behaupte ich mit völliger Ueberzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich, oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faseley junger Leute, bey denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme

läugnet hier ihre Weiblichkeit so wenig, — daß sie selbst in einer glücklichern Lage sich bisweilen diesem Gewimmer hingiebt. — Andere Dichterinnen haben sich noch weniger in ihrer Gewalt. Eine unter ihnen fühlt sich an einem schönen Frühlingsmorgen hochbeglückt, — die Bilder des Frohsinns strömen im freundlichen Taumel ihr entgegen, — Millionen fröhliche Wesen feyern ihre Auferstehung, — froh, wie junge Lämmer, springen die Kinder um die mütterliche Dichterinn,

---

haben, und meistens so beschaffen sind, daß sie keine haben können. Ich erkläre hier, — ob es sich gleich wol von selbst versteht, daß ich den Zeugungstrieb nicht meine, der, glaube ich, kann unwiderstehlich werden; allein sicherlich hat ihn die Natur uns nicht eingeprägt, uns höchst unglücklich oder höchst glücklich zu machen!" — Lichtenberg würde also über die Klaglieder verliebter Dichter nicht wenig gelacht und den für toll erklärt haben, welcher aus bloßer Verliebtheit ein Selbstmörder werden konnte. Ein solcher Charakter würde seiner Meinung nach wenig Größe und männliche Selbstständigkeit besitzen, und höchstens nur ein philosophischer Empfindler ohne moralische Kraft seyn, — ein Romanheld, — bey dem auch nur noch der Kopf im Wachsen begriffen ist.

— sie kann sich nichts Herrlicheres wünschen, und doch muß auf einmal der Ton in düstere Klagen abstreifen, und der Frühlingsgesang wird eine Litaney. Eine andere macht es noch ärger; — sie umarmt ihre junge blühende Freundinn im höchsten Jubel des innigsten Frohgefühls, — glaubt ein Elisium an ihrer Seite gefunden zu haben, und in dem nähmlichen Augenblick sagt sie der blühenden Rose: daß sie morgen — vielleicht nicht mehr sey. Noch eine andere schildert die Seligkeiten der Liebe, — und das freundliche Gedicht endigt sich gleichfalls mit den schauerlichen Gedanken an Grab und — Verwesung.

Wenn diese schwermüthigen Klagen in Gedichten vorgetragen werden: so verlieren sie vollends alles Interesse, wenn überall nicht einmal ein Grund derselben angegeben, — und der Leser nur mit leeren Bildern unterhalten wird. Kann er sich, vermöge der Einbildungskraft, nicht an die Stelle der Klagenden setzen, — und dieß kann er nicht, wenn ihm der Gegenstand des Klagens unbekannt ist: — so bleibt er ungerührt, und das Gedicht hat für ihn keinen Werth, — besser wäre es also in dem Pulte

liegen geblieben. Solche Lieder mögen auch wol gemeiniglich nur die Geburt eines vorüberfliegenden Humeurs seyn, das sich auf keine bessere Weise, als mit Versmachen, die Zeit zu vertreiben weiß, und nun seine lange Weile in langweiligen Reimen singt, — oder es sind Ausbrüche weiblicher Kränklichkeiten, mit welchen die weibliche Delicatesse nie das Publicum beschäftigen sollte. Anstatt Eindruck zu machen, erregen solche schwermüthige Reimereyen gar leicht Spöttereyen, — vornähmlich dann, wenn sich der Ton dieser poetischen Auswüchse am Schlusse nicht selten in eine hüpfende Fröhlichkeit verwandelt, und der gutmüthige Leser, der mit der Dichterinn anfangs ein wenig sympathisiren konnte, — zuletzt nur geneckt wird.

Manche Dichterinnen singen von einer gewissen heimlichen Sehnsucht in dem Innersten ihres Gemüths, und ihre Klagen sind dann oft so weinerlich, daß man wirklich sich für sie interessiren würde, wenn nur das Ziel, wohin sich diese Sehnsucht richtet, bekannt wäre. Sie klagen die Natur an, daß sie dieß lebendige Gefühl [aber welches denn?] in die weibliche Seele

gelegt habe, gleichsam um ihr nur desto größere Qualen zu bereiten; sie möchten sich lieber in die tiefste Einsamkeit vergraben, weil die Welt sie verkenne und nicht verstehe; — eine gewöhnliche Ergießung des weiblichen Egoismus, wenn er sich eine zu hohe Idee von seiner geläuterten Selbstheit geschaffen hat. — Auch kann unter jener Sehnsucht nicht das zärtliche Verlangen einer weiblichen Seele, geliebt zu werden, verstanden seyn, weil mehrere glücklich verheirathete Dichterinnen dennoch von jener stillen Sehnsucht reden, — ohne daß sie die Liebe einflößen konnte. Um ihr aber doch irgend einen Grund unterzulegen: so wird diese Sehnsucht gewöhnlich als ein Hinblick auf bessere Welten angegeben, und dann muß die Erklärung der Psychologie überlassen werden, ob eine solche Sehnsucht in einer Welt, worin uns so unendlich viel Gutes geschenkt wird, wol natürlich sey. Ein solches Schmachten nach dem Unsichtbaren ist in den meisten Fällen doch nur Empfindeley und Schwärmerey, — weil der festere Charakter sich lieber die Gegenwart in seinen Himmel umzuschaffen sucht.

Dagegen besitzen wir eine Menge der heitersten weiblichen Gedichte, — und diese sind immer mit Beyfall gelesen worden, wenn sie sich auch durch kein besonderes poetisches Verdienst auszeichnen sollten. Ein solcher zufriedener Heroismus der weiblichen Muse, — ihre stille und philosophische Ergebung in den Willen des Schicksals, — ihr Vertrauen auf eine höhere Weisheit, welche keinem lebendigen Wesen mehr auflegt, — als es tragen kann, gewinnt selbst unser Vertrauen und unser Herz. Wir befinden uns gern in der Gesellschaft eines Weibes, die mit fester Seele und stiller Resignation ihren Lebensweg wandelt und ehrt, und sich durch eine unnütze Traurigkeit nicht selbst verliert; — wir werden selbst gestärkt, wenn wir bemerken, daß diese schwächere Natur sich herrlich ermannt, und mit unerschütterter Seele auch das harte Geschick übernimmt, was ihr beschieden war. Wir meinen, daß ihr in dieser freyen ungedrückten Stimmung gleichsam eine überirdische Kraft beywohne, und ihr die dunkeln Pfade erleuchte, vor denen sonst das hinfällige Gemüth der Weiber so leicht zurückbebt. Wir wollen freylich keine Heroinen, —

männliche Weiber, die diese Unnatur bey allen Gelegenheiten zeigen; aber wir wollen Frauen, die nicht mit der Gottheit richten, und auch unter Dornen liebliche Blumen aufzufinden wissen.

Wir erblicken unter der Legion weiblicher Dichter wenige, die sich durch jenen heitern ungetrübten Sinn, — durch den Ausdruck einer sich selbst stärkenden Lebensphilosophie und durch ein zufriedenes Herz auszeichnen, — nähmlich nicht in einzelnen Stellen ihrer Gedichte, sondern so, daß die zufriedene Stimmung des Gemüths der herrschende Charakter, — wenigstens das Colorit ihrer Muse ist. Unter diesen heben sich vornähmlich drey schätzbare Frauen hervor, die allen übrigen Dichterinnen zum Muster dienen könnten, wie man die Muse selbst durch einen heitern Geist und eine zufriedene Lebenskunst verherrlichen könne. Die erste ist die schon mehrmals genannte Karschin, die in mehrern Gattungen der Dichtkunst wegen ihrer Gedankenfülle und dichterischen Kraft unter allen dichtenden Frauen bis jetzt noch oben an stehet. Kann man mit fröhlicherer Seele und mit einem innigern Vertrauen auf die Gottheit dichten, als

sie es in ihren Morgengedanken 1761 gethan hat! *) Wie naiv gebietet sie dem Gram, daß er sich schämen, und ihr keine von den ihr kärglich zugezählten Stunden nehmen solle! — „Wenn leben die Menschen, fragt sie ein ander Mal, mehr als königlich?“ und sie antwortet

---

*) Es ist ein Gott, der diese Welt regieret,
Der aus dem Staub mich wunderbar geführet,
Und der mir Freud' und Freunde macht!
— Es ist ein Gott! er sah oft meine Zähren,
Und hörte Kinder — Brot von mir begehren,
Wann lange schon die Mittagssonne schien.
Sie sind dahin, die Tage meiner Plagen,
Und daß nach Brot nicht meine Sorgen fragen;
Dieß will mein Gott, dieß ist durch ihn.
— Mein ruhig Herz und dieser stille Friede,
Der um mich herrscht, der keinen Tag mich müde
Von Arbeit, oder von Verdrusse, sieht;
Das sanfte Feu'r, das durch die Adern dringet,
Und dieß Gefühl, das in mir denkt und singet,
Das dank ich dem, der mich durch Güte zieht.
— Ich heische nicht aus seinen vollen Händen
Ein größer Glück. Nicht Reichthum soll er senden,
Nicht eiteln Ruhm, und was in's Auge fällt.
Mein Mittelstand, der Rock, der reinlich kleidet,
Ein g'nugsam Brot, genossen unbeneidet,
Dieß sey mein Theil, und bleib' es in der Welt!

ganz mit der Dichterphilosophie eines Horaz: — „wenn sie der ganzen Welt vergessen, und in einem edeln Freunde ihr Himmelreich finden.“ Ein ander Mal scherzt sie bey einem Ungewitter: „der Donner thue den Dichtern nichts,“ — oder noch auf eine andre Art: „ich bin ein schwaches Weib, und wehre mich mit Liedern.“ „Nie will ich dem Leben fluchen, selbst mein Kummer soll mir heilig seyn!“ — dichtet sie in den Klagen einer Witwe; ein Zustand, worin das Klagen gewiß erlaubt ist. In ihrem großherzigen Liede: die Freunde, schildert sie das herrliche Glück, solche zu besitzen, und ruft in der Begeisterung mit hochfröhlichem Sinne also aus: „Sechs Freunde! *) welch ein Königreich giebt seinem Herrscher solch Vergnügen? Elisabeth [damalige Kaiserinn] ist mir nicht gleich, wenn Russen vor ihr liegen.“ — Ihr Lied der Fröhlichkeit ist der lebendigste Abdruck einer ungetrübten hohen weiblichen Seele, die den Gram — Menschen zusendet, die ihn verdienen, und die in dem Besitz edler Freunde sich unendlich

*) Sulzer, Gleim, Ramler, Kleist u. a.

glücklich fühlt. Wie naiv und anacreontisch endigt sich nicht dieses herzige und erwärmende Lied!

Hier sind' uns noch der Mond,
Und wenn sein Kreis bewohnt
In seiner größten Stadt
Auch Musenkinder hat:
So laden wir sie ein.
Sie sollen Zeugen seyn.
Wir trinken Friedrichs Sieg,
Das Ende von dem Krieg,
Und wollen, — daß Apoll
Selbst mit uns trinken soll!

Die zweyte dieser philosophisch-heitern Dichterinnen, deren Poesien überall die Spuren eines zufriedenen, der Gottheit vertrauenden Herzens verrathen, und sich dadurch gewiß den Beyfall aller Zeiten erwerben, ist — Elisa. Ueberall wehet darin ein ächter, stiller Geist der Religiosität, — ohne Schwärmerey, und die heilige Zuversicht auf ein höheres Wesen, die kein Sturm des Lebens niederdrücken kann. Diesen festen religiösen Charakter, der unter unsern neuen Kunstdichterinnen, leider! noch so selten bemerkt wird, beurkunden Elisa's frommes

Lied der Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung, und ihre männlichen Trostlieder, die in einzelnen Stellen mit einem wahren Heldengeiste gedichtet sind. Wie kraftvoll und erhebend ist der große Gedanke: „Der Welten schuf, und sie beglückt, — der ist's, auf den ich baue!" Wie innig, Gott ergeben und herzstärkend in einem andern Liede folgende Strophe:

Und selbst die Leiden, die uns hier
Noch immerfort umgeben,
Sind Mittel, unser Herz zu dir,
Erbarmer, zu erheben.
Zu dir, der sie zum besten lenkt,
Der dann auch huldvoll an uns denkt,
Wenn wir im Stillen weinen.

In einem ihrer poetischen Briefe redet das unumwölkte Herz eben so, — nur noch in einem munterern Tone:

Wie thörigt ist das ewige Gewimmer:
Daß diese Welt kein Himmel ist!
Sieh', Dorn und Rosen wachsen immer
An Einem Stock. Mit gleicher Weisheit mißt
Gott beydes zu — die gut und bösen Stunden.
Wer ist der Weichling nun, der keine Rose bricht,
Um durch der Dornen Spitzen nicht
Die zarten Finger zu verwunden!

Noch stärker und bleibender hallet diese zufriedene Gemüthsstimmung, dieser fröhliche Geist der weiblichen Poesie aus den Liedern der Rudolphi hervor, — so schwermüthig sonst wol die Lieder unverheiratheter Frauenzimmer zu tönen pflegen. Ich kenne keine einzige Dichterinn, welche der Muse der Zufriedenheit so viel jugendliche Lieder, und unter so vielerley Ansichten und Gestalten gesungen hätte, — und für hypochondrische Frauen können jene Gedichte als ein heilsames Vademecum empfohlen werden. Bald verdankt unsere Dichterinn ihrer Leyer die größte Fülle des Guten, was ihr der Himmel geschenkt habe; — [wie einstmals auch die Karschin von ihrer Leyer zu singen pflegte] Sonne, Mond und Sterne und die ganze Natur lachen ihr durch die Poesie freundlicher entgegen. Bald singt sie, voll innigem Dankgefühls, den Werth des Lebens, während hundert andere Versmacherinnen das Leben selbst empfindeln, bejammern und ewig von Gräbern und Todtenglocken schwatzen. Wie nachdrucksvoll und reingeistig ist folgender Ausruf der Dichterinn!

Ja! das Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des schönsten, tiefsten Wunsches werth,
Fühlt das nicht auch bey der kleinsten Habe,
Wer ein reines Herz in seinem Busen trägt?

Bald verliert sich ihr dankbarer Geist in den Schönheiten der Schöpfung, — ohne in das neumodige, gezierte und gequälte Landschaftsmahlen zu versinken. Ein schöner Morgen steigt am Himmel herauf, und vergessen sind alle ihre Kümmernisse; — die Natur tritt wie eine Zauberinn vor ihr Herz, und die Religion erhöhet ihren Glauben an das Heil der Schöpfungen. Bald begeistert sie das liebevolle Bild der Freundschaft, und — singt also:

Alle die, o Freundschaft, zu dir kamen,
Trinken deinen Becher lebenslang.
Trinken Lust und seliges Vergessen
Aller Uebel, aller ihrer Qual,
Trinken Muth, den Tartarus zu messen,
Schiffen froh zum Elisäer Thal.

Bald ruft sie dem Freunde mit lehrender Kraft entgegen: „Scheuche dann der Erde Sorgen — von dir, jeder Abend, jeder Morgen finde traulich bey der Weisheit dich.“ Bald nennt sie

ohne empfindsames Gewimmer mit socratischer Fassung den Schmerz selbst ihren Freund:

„So werde dann in meinen Erdentagen
Mein weiser Feund, o Schmerz,
Und solltest du noch tausend Wunden schlagen,
Ich murre nicht; — hier ist mein Herz.“

Die Spielereyen landschaftlicher Gedichte und Gemählde sind jetzt unter den Dichterinnen an der Tagesordnung. Eine Naturdichterinn zu heißen, — scheint jetzt ein besonderes Verdienst zu seyn, obgleich die meisten solcher Gedichte weniger Mühe gekostet haben mögen, als einen Strumpf zu stricken; — versteht sich, wenn die Dichterinn nicht von dem ästhetischen Natursinne eines Thomson, Voß und Matthisson beseelt war. Eine Landschaft ist leichter, wie ein Charakter gemahlt, — sie ist, so wie die meisten vor uns liegen, das Leichteste unter allen Dichtereyen, denn sie stellt nur die gegebenen Gegenstände neben einander, — wie die liebe Naturgallerie offen vor dem Auge liegt. Da hat die Einbildungskraft wenig, oder gar nichts zu erfinden, und das Genie nichts zu

thun, wenn auch eins vorhanden wäre. Aber weil die Natur gemeiniglich nur in ihrer schönen Alltäglichkeit hingestellt wird, — und sie sich in allen solchen Gemählden, wie ein Tropfen Wasser dem andern, gleich bleibt: so hat man auch alle landschaftliche Gedichte der Dichterinnen gelesen, wenn man eins gelesen hatte. — Ueberall der nähmliche Schellenklang von blinkenden Fischlein, — Veilchenduft, — Abendwonne, — Rosenschimmer, — Azurhimmel, — Farbenkränzen, — Silberglanz, — Silberhülle, — Farbenharmonie, — Aetherbläue, — sogar: in Eos mildem lieblichen Karmin, — sterbendes Geflimmer, — Abenddämmerungsflor, — Ferngedüft, — Schimmersaum — u. s. w., und in keiner Gedichtsgattung hat man sich wol so viel neugemodelte Wortfügungen, als in dieser erlaubt, um damit etwas Mahlerisches anzudeuten, ohne zu bedenken, daß die schönsten Farben neben einander gestellt noch kein — Gemählde sind, wie es die Poesie verlangt.

Mich dünkt, das man der Natur schon ein wenig müde geworden ist, wenn man sich erdreisten kann, sie durch bloße Reimereyen zu

entehren, anstatt ihre Größe in erhabenen Bildern zu singen. — Die Herrlichkeit ihrer Werke, der geistige Eindruck, den sie mit einer magischen Gewalt auf unsere Empfindung, unser Herz und unsere Phantasie macht, kann ihr nie — würdig genug besungen werden, und die Dichtkunst sollte sich lieber an jedem andern Gegenstande ihres unendlichen Gebietes üben, als an frostigen Gemählden der schönen Natur. Man sieht auch gar bald allen diesen poetischen Plaudereyen den Zwang an, den sich die Naturdichter — anthun müssen, um wenigstens etwas Großes, das sich nie zeichnen läßt, in bunte Worte zu hüllen; — aber das reinere und glühende Naturgefühl selbst wird durch alle diese Gedichte zusammengenommen die hohe Begeisterung nicht empfinden, die durch den Anblick einer wirklichen, — auch vielleicht nur mittelmäßigen Naturlandschaft so leicht und innig hervorgebracht wird. Wie empört sich sogar dieses Gefühl, — das in der Natur eine herrliche Unendlichkeit erblickt, wenn eben diese Natur, wenn die erhabene Feyerlichkeit eines schönen Morgens und Abends in ein mageres anacreontisches Geläute mit kurzen,

klingenden und klimpernden Verslein dargestellt werden soll, wobey die Natur fast ganz vergessen, und nur dem Reime gehuldigt wird! — Kleinen Gegenständen wäre ein solcher hin- und herspringender kindischer Ton noch angemessen; aber die Natur wird durch ihn entweihet, und es wäre wol Zeit, daß diese poetischen Tändeleyen endlich einmal aufhörten.

Sie können dadurch nicht entschuldigt werden, daß die bessern Dichterinnen — und Dichter selbst sich solche erlauben. Was Fehlerhaft ist, bleibt es auch in Hallers und Geßners Naturgemählden fehlerhaft, obgleich beyde Männer die Schönheiten ihres romantischen Vaterlandes inniger gefühlt zu haben scheinen, als die Legion von poetischen Reisenden, die uns doch nur die Schweitz mattherzig genug bereimt haben. Wenn sie nicht schöner, als in diesen Reimen wäre: so könnte man es lächerlich finden, dieses Feenland der schönen Natur zu bereisen; denn die Beschreibung einer Landsee, einer Bergkette, eines Wasserfalls läßt sich, — so wie wir dergleichen Beschreibungen in tausend Reimen haben, eben so gut machen, als wenn man jenes

Idyllenland selbst gesehen hätte. Aber freylich — man kann auch nicht verlangen, daß jeder Poet, der die Schweitz bereist, noch weniger jede Dichterinn, — es mit dem genialischen Sinne schildern und fassen soll, wie es ein Baggesen geschildert hat *). Wir besitzen eine fast zahllose Sammlung poetischer Schweitzergemählde, — die so wenig genialisch und individuell sind, daß man sie auf jede deutsche Landschaft — Wort für Wort anpassen kann; — oft ist's nur die schweitzerische Aufschrift, woraus man sehen soll, daß hier eine Schweitzerscene vorgestellt wird, — und man muß einen hohen Grad der Phantasie mitbringen, wenn man darin irgend etwas Originelles entdecken will. — Wir haben weibliche Verse, welche die Bäche und Flüsse aus jenen Gegenden besingen, die sich von andern Gedichten über die Elbe und Weser gar nicht unterscheiden. — Denn daß sich die Sonne in den Wellen spiegelt, — daß ein Fluß Mühlen treibt, — daß an den Ufern — Waldungen grünen und Nachtigallen singen, — dieß reimt sich so

*) In seinem wahrhaft poetischen Buche: Parthenais.

ziemlich zu allen — selbst den Duodezflüssen, die wir in Deutschland haben. Liegt in jenen Beschreibungen landschaftlicher Gegenden nichts Originelles — führen sie die Dichterinn nicht zu neuen Ideen und großen Bildern, — wird man durch das ländliche Gedicht nicht wie durch eine Bezauberung an Ort und Stelle versetzt, so daß wir ganz in der Anschauung des Gegenstandes aufleben *): so könnten alle diese Sächelchen

*) Wir finden bey allen großen Dichtern des Alterthums einzelne Landschaftsmahlereyen, — weil ihnen die Dichtkunst selbst nicht ausweichen kann; — aber in allen diesen Bildern liegt etwas Großes und Herrliches, [einzelne Idyllen ausgenommen] zur Beurkundung Einladendes, weil jene Dichter das Große der Natur tief empfanden, und es, — so viel es sich thun ließ, — wiedergaben. Auf das Kleinliche, Wörtliche, Kindliche, Klimpernde ließen sie sich in ihren Schilderungen der Göttinn nicht ein. Sie war ihnen zu groß und ehrwürdig, als sie in dem tändelnden Tone eines Wiegenliedes zu besingen, und durch kindische Miniaturgemählde zu schänden. Lucrez, Virgil und Horaz würden unsern meisten poetischen Landschaftspinseleyen keinen günstigen Blick schenken, — weil sie zu vertraut mit der Erhabenheit des Erhabensten waren, das dem

lieber ungedruckt bleiben, — weil es keine — Gedichte sind.

Und doch können Frauenzimmer so innig und lebhaft für die Schönheiten der Natur hingerissen werden, daß sie der männlichen Dichtergluth hierin gewiß nicht nachstehen! Ich habe diesen liebenswürdigen Natursinn, dieses freudige Anstaunen der Schöpfung zwar nicht bey allen cultivirten Frauen, aber doch bey den allermeisten

---

menschlichen Geiste zur Bewunderung vorgelegt wurde. Welche hohe Bilder glänzen aus den einfachsten Idyllen Virgils hervor, und wie ehrwürdig und heilig ist ihm die Natur in seinem Gedichte: der Landbau! aber es ist kein Zeichnen der Natur in das fortlaufende Kleinliche hinein. Wenn unsere Dichter die schöne Erde gewöhnlich nur wie eine Garderobe besingen: so huldigen ihr dagegen die Alten wie einer erhabenen Gottheit, und berühren nur gleichsam ihre Schönheiten, um sie nicht durch ein kindisches Betasten zu entehren. Ueberall feyern sie ihr Anschauen durch eine Art von Anbetung und durch stille Bewunderung, die sich nie durch eine poetische Geschwätzigkeit äußert, sondern die Eindrücke des Schönen mit zarter Dankbarkeit in sich aufbewahrt, — und dankbar dem geistigern Gefühle hinstellt.

bemerkt, dagegen es tausend hochgebildete Männer geben kann, die vor den herrlichsten Scenen der Natur ungerührt vorübergehen, und kaum etwas dabey denken. Der weibliche Geist verliert sich gern in stillen Betrachtungen über das Weltall, so bald er durch große und leuchtende Bilder für das Schöne desselben aufgeweckt ist; — er schöpft aus diesen Bildern neue Hoffnungen einer bessern Zukunft, und daher führt ihn die Betrachtung der Natur fast immer zum religiösen Ahnden der Unsterblichkeit hin, wenn der Mann diese Natur in Classen und Rubriken abtheilt. Aber ich habe auch Frauen beobachtet, die bey hoher Geistesbildung ungerührt, wie unzählige Männer, bey den Schönheiten der Natur blieben, und während andere fühlbarere und zarte Seelen das Große und Herrliche derselben innig in sich aufnahmen, und sich dadurch selbst größer und besser fühlten, — mit peinlicher Alltäglichkeit von ihren neuesten Moden plaudern, und — Zeitungen lesen konnten. Ich habe aber zugleich bemerkt, daß diese Gefühllosen fast immer alles, was Dichtkunst hieß, verachteten, und das schönste Gedicht ohne lange Weile nicht

ausleſen konnten; daß ſie über alle Dichterinnen ſpöttelten, und es kaum glauben wollten, daß irgend ein Gedicht der Weiber ohne männliche Beyhülfe, Eingebung und Correctur entſtanden ſey; ja, daß ſie nicht ohne Grund ihren eigenen Töchtern den größten Widerwillen gegen alle Poeſie und poetiſche Talente einzuflößen ſuchten.

Die empfindſamen und empfindelnden Gedichte der Frauenzimmer ſind zum Theil noch langweiliger, als ihre landſchaftlichen Reimereyen. In den Naturgedichten wird doch wenigſtens noch etwas beſchrieben und hingemahlt, was in die Augen fällt, und hat doch auch noch einen Zweck, — der lieben Natur ein Loblied-chen zu ſingen; aber das empfindelnde Lied iſt gemeiniglich gar nichts, als ein Gewebe wehmüthiger Phraſen, — die ein warmes Herz verrathen ſollen, während es in ſeinem Innern ganz kalt iſt. Wirklich verrathen ſich alle dieſe Poeſien durch eine fatale Seite, daß ſie, bey aller ihrer Farbenkunſt und den weichſten und frömmſten

Ausdrücken der Sympathie, nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Reimlexicon kommen, und nur erschlaffte Gemüther anziehen können. — Aber eben darum tragen sie denn auch gemeiniglich das Zeichen der poetischen Verdammniß an sich. Denn man fühlt nur zu bald, was durch Zwang und Künsteley, — oder mit Wahrheit und Innigkeit der Empfindung gedichtet wird. Eine bloße empfindelnde Mahlerey kann noch so schön seyn; aber wir gehen ungerührt und wol gar unwillig vor ihr vorüber, weil sie sich nicht unseres Herzens bemeistern kann, weil sie nicht selbst aus dem Herzen hervorgeht, und also mehr theatralisch, als wahr ist. Es giebt Thränen und eine gewisse Sentimentalität in den weiblichen Elegien, welche man nur die Gemahlte nennen könnte; Farben ohne Gluth und ein mattes Schimmerlicht, in dessen Nähe sich kein Mensch erwärmt fühlt.

Der Ton dieser poetischen Empfindeleyen ist so verschiedenartig, als es die Krankheiten der Laune und Phantasie dieser Leute selbst zu seyn pflegen. Sie richten ihren schmachtenden und wehmüthigen Blick auf leblose und lebendige Ge-

genstände; sie können mit jenen eben so lebhaft sympathisiren, wie mit diesen, — ja, das Lebendige weckt ihr Gefühl oft weniger, als das Leblose und Todte, und gewöhnlich interessirt sie der Mensch am allerwenigsten. So giebt es eine Menge Gedichte dieser Art, welche sich nur immer an den lieben Mond und wieder an den lieben Mond richten, der von allen diesen Empfindeleyen kein Wort weiß, und nie einer schmachtenden Seele eine Antwort gegeben hat; gewisse Sternenlieder, die immer in das dunkele Unendliche hinaufffliegen wollen, während sie weinerlich genug an der Erde kriechen. — Die feyerliche Stille einer mondhellen Nacht; das, man könnte sagen, andächtige Schweigen der ganzen Natur; der Anblick jener Majestät, welche uns der gestirnte Himmel mit zahllosen Welten besäet, — zeigt, und uns zu ernsten Betrachtungen einladet, hat etwas unendlich Großes und Heiliges für einen gefühlvollen Sinn. Aber dieß große und feyerliche Gefühl ist es nicht, was die Empfindlerinn beseelt, sondern es ist eine kindische Wehmuth, eine Krankheit des Gemüths, die sich durch Thränen ausspricht, ohne

von der Größe der Natur gerührt zu seyn, — oder auch nur ein weichlicher Traum, der nach dem bunten Gemisch eines idealischen Daseyns hascht, worin es nichts als Wonnetage und Befriedigungen auch der kleinsten Wünsche giebt. „Dieß alles wird vielleicht schon im Monde seyn. Das Licht desselben leuchtet ja so keusch und lieblich auf die Gräber herab; an ihm hängt die ganze Sehnsucht der Liebe; denn dort wird die Geliebten nichts mehr trennen, dort wird keiner den Schwur der Treue brechen, — dort werden alle Mädchen Männer bekommen, — dort wird alles Schmachten und Hoffen befriedigt werden."

Eine andere Art der Empfindeley ist die mit seinem lieben Selbst, mit der Zartheit und Weichheit des Gefühls, das keinen Druck erdulden, keinen Schmerz empfinden, sondern nur immer geliebkost und geschmeichelt seyn will. Man irrt sich gewiß nicht, wenn man diese Dichterinnen für die eitelsten und ungenügsamsten ihres Geschlechts hält. Auch verräth sie schon ihre Sprache. Sie geben nicht undeutlich zu verstehen, daß andere Menschen sie nicht begreifen, daß die Tiefe ihres Gefühls vielleicht nie ver-

standen werde; sie wollen zwischen sich und andern Frauen keine Vergleichungen gestatten; sie halten sich offenbar für höhere Wesen in einer höhern Region des Seyns; die gewöhnliche Menschheit sey ihrer nicht werth, und nur der allerkleinste Theil derselben erreiche den geistigen Werth, wozu sie von einer bessern Natur berufen worden. „Nur ich und du, schrieb eine Dichterinn an ihre Freundinn, verstehen die wahre Liebe.“ Natürlicher Weise kann solchen Geistern, die von ihrer Subtilität so hohe Begriffe haben, diese Welt nicht sehr gefallen; mit einem solchen empfindsamen Eigendünkel läuft man überall an, weil man nun nicht mehr die Dinge und die Menschen nimmt, wie sie sind, sondern wie sie nach dem Ideale einer wirklich übermenschlichen Vollkommenheit seyn sollen. Es giebt daher auch wirklich keine empfindlichere und übellaunigere Wesen, als diejenigen, welche sich auf einen so hohen Standpunct des Geistigvollkommenen hinaufgeträumt haben, — und daher die peinliche Schwermuth, welche in allen Poesien unserer empfindelnden Dichterinnen herrscht. Rousseau zeichnet mit wenigen Worten das Schick-

sal und die Denkungsart dieser Leute: „que c'est un fatal présent du ciel qu'une ame sensible! Celui qui l'a reçu doit s'attendre à n'avoir que peine et douleur sur la terre. Vil jouet de l'air et des saisons, le soleil ou les brouillards, l'air couvert ou serein règleront sa destinée, et il sera content ou triste, au gré des vents. Victime des préjugés il trouvera dans d'absurdes maximes un obstacle invincible aux justes veux de son coeur. Les hommes le puniront d'avoir des sentiments droits de chaque chose, et d'en juger par ce qui est véritable plutôt que par ce qui est de convention.“ 26ster Brief seiner neuen Heloise. Rousseau hat überhaupt wol durch die liebliche Sprache seiner Schwermuth und durch seine klagenden Critiken über die gemeine Menschheit sehr viel zu den Empfindeleyen unserer Dichterinnen beygetragen; allein unglücklicher Weise hat man nur seinen Ton und seinen Accent nachgeahmt, ohne ihm nachzuempfinden, und den todten Buchstaben durch den Geist des Gedankens dichterisch zu beleben. Denn wenn man die erborgten Blüthen und

Farben in unsern empfindelnden Gedichten abstreift, so bleibt gemeiniglich nichts, als ein dürrer Halm ohne Kraft und Saft übrig, der denn so ganz prosaisch ist, daß man ihn nicht einmal als Mittelgut gebrauchen kann.

Dagegen giebt es in einzelnen weiblichen Gedichten eine gewisse Empfindsamkeit, die für gefühlvolle und schöne Seelen sehr viel Anziehendes und Einladendes hat, und gewiß nie ohne Interesse gelesen wird. Dieß ist die natürliche und herzige Empfindsamkeit der Mutterliebe, welche sich als Poesie wahrhafter und lebendiger, als in den Gedichten der Männer ausspricht. — Da steht das Weib, als die Heilige ihres Geschlechts, an ihrer rechten Stelle; da will sie nicht als Dichterinn glänzen, oder eine poetische Celebrität erringen; da spricht sie so ganz aus ihrem Herzen; da glühet auf ihren Lippen die freundliche Sprache der Natur, welche durch ihre schöne Einfalt und Innigkeit alles übertrifft, was die Kunst dichtet und singet. Hier sollte billig die Critik schweigen, weil aus dem Herzen des Mannes wol selten etwas so Herziges hervorgehen mag, als das Lied, welches eine zärtliche

Mutter mit Liebe und Inbrunst an ihre Kinder richtet, — wäre es auch oft nur ein liebliches Wiegenlied.

Auch die gewöhnlichsten Alltagsdichterinnen, die sonst nur dürre Reiser am Parnaß sammeln, und sie, ein wenig aufgeputzt, als ihre Werke hinstellen, reden eine innige und lebendige Sprache, wenn sie als Mütter dichten, wenn sie das Glück der kindlichen Unschuld besingen, oder an dem Krankenbette eines geliebten Kindes klagen, oder dessen Genesung in einem herzigen Gedichte feyern. Dieß sind keine gemahlten Thränen des Kummers oder der Freude, sondern Thränen, die aus dem innersten Gefühle hervorquellen; dieß ist keine erkünstelte Empfindeley, die uns vorspiegeln will, daß sie tiefer, als alle übrige, empfinde, während sie ganz kalt nur aus dem Federkiel auf das Papier fließt, und durch ihre gleißnerische Masque nur der frommen Muse Hohn spricht. — Bey einer höhern Cultur des ästhetischen Gefühls gewinnen diese schönen mütterlichen Lieder noch mehr an Interesse und Anziehungskraft durch die Harmonie des Vortrags und den poetischen Schmuck der Einkleidung,

wenn hierbey das Gesuchte vermieden wird. Warum geben uns unsere bessern Dichterinnen nicht mehrere dieser glücklichen Poesien, die so ganz in dem schönen Kreise ihrer Wirklichkeit liegen, und so sehr die hohe Adelswürde ihres Berufs ehren? Wer lieset nicht folgendes Lied einer jungen Mutter*) an den Liebling, der noch unter ihrem Herzen lag, mit hohem und zärtlichem Interesse, und vielleicht lieber, als die prachtvollste Ode:

Wenn sich früh der Morgen röthet,
Fühl' ich dich, o Mutterglück!
Und am stillen Abend betet
Froh mein Geist; es hebt mein Blick
Sich bethränt zu jenen Höhen,
Denen schon dein Geist entschwebt,
Und mit leisem lindem Wehen
Deiner Mutter Schooß belebt!

Noch, von trauter Nacht umfangen,
Schlummerst du in tiefer Ruh;

*) Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich, 1803. Von Fr. Matthisson herausgegeben.

Fühlst nicht Wonne, nicht Verlangen,
Meines Lebens Hoffnung, du!
Fühlst nicht dieses sanfte Wallen,
Das der Mutter Busen hebt,
Wenn mit innigem Gefallen
Uns des Gatten Blick umschwebt.

Bist du Mädchen, o so schmücke
Holder Reiz und Unschuld dich,
Und dein stiller Geist beglücke,
Süßes Mädchen, dich und mich!
Durch der reinsten Liebe Bande
Feßle früh das beste Herz;
Und zum wahren Vaterlande
Geh' hinüber ohne Schmerz!

Bist du Knabe, o so werde
Fromm dein Herz und kühn dein Muth,
Und aus jeglicher Gebehrde
Leuchte Geist und Tugendgluth!
Nie verschleuß dein Ohr dem Wehe,
Welches deinen Bruder drückt;
Und voll Menschenliebe gehe
Durch dein Leben hochbeglückt!

Schlummre! schlummre still verborgen,
Bis der Herr des Lebens winkt,
Und am schönsten Frühlingsmorgen
Seine Huld an's Licht dich bringt!

Gern erduld' ich Angst und Schmerzen,
Die dein Lächeln einst versüßt,
Wann, genährt an diesem Herzen,
Du, geliebter Erstling, blühst.

Weibliche Lieder der Liebe.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Literatur der weiblichen Poesie, daß sie so wenig Lieder der Liebe aufzuweisen hat, — ohnerachtet das weibliche Geschlecht diese Leidenschaft inniger, zärtlicher und lebendiger umfaßt, als der Mann. Sie ist das heiligste Bedürfniß des weiblichen Herzens, und bleibt es bis in das späte Alter hinein, weil sie nicht so leicht durch die grobe Sinnlichkeit entweihet und zerstört wird, — und in ihrer geistigern Constitution eben darum auch länger, als die physische Geschlechtsneigung des Mannes, fortdauert. Seine Liebe ist etwas Begehrliches, — Gieriges und Animalisches; die Liebe des Weibes etwas Humanes, Herzliches und Geistiges, das sich so gern in seiner Vollkommenheit vollenden möchte, und,

wenn sie einen edlen liebenswürdigen Mann trifft, wirklich vollendet. „Im unverdorbenen Weibe, sagt einer unserer scharfsinnigsten Köpfe *), äußert sich kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe, und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt; aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; — für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfniß ist nur das, zu lieben und geliebt zu seyn, — daher auch die ihm so heilige Schamhaftigkeit. Rohe Männer pralen sogar mit Ausübung der Wollust; aber bey der schrecklichsten Sittenlosigkeit, in welche das zweyte Geschlecht mehrmals versunken, und dadurch das Verderben der Männer bey weitem übertroffen hat, hat man nie gehört, daß die Weiber jenes gethan hätten. Selbst die Prostituirte gesteht

*) J. G. Fichte Grundlage des Naturrechts. Zweyter Theil, S. 167. Jen. 1797.

lieber, daß sie ihr schändliches Gewerbe aus Gewinnsucht, als daß sie es aus Wollust treibe."

Scheint es nicht also fast ausgemacht zu seyn, daß der Mann seine Liebeslieder ganz anders, — nähmlich feuriger, bilderreicher und kühner entwerfe, als das Weib, weil ihre Liebe von zarterer und geistigerer Natur ist? Die Begierde hat immer eine keckere Sprache, als das stille Verlangen und die schmachtende Neigung des Herzens geführt. Der Mann hat gemeiniglich nur seinen Instinct, — das Weib ihr zärtliches Wohlwollen, ihre innige bleibende Anhänglichkeit an dem geliebten Manne besungen, — die sich nicht so feurig, wie jener, ausspricht; aber desto lebendiger empfindet, und auch diese Lebendigkeit wird der verschämte Sinn der Dichterinn zu verheimlichen suchen. Alle kühnern und freyern Ausdrücke in einem weiblichen Liebesgedichte beleidigen daher die Muse der Unschuld, und gesellen sich zu den männlichen Gedichten dieser Art, — das heißt: sie werden unnatürlich; wenn die des Mannes ganz natürlich seyn konnten, wenigstens von der Critik eher tolerirt wurden. Selbst in einzelnen Ausdrücken wird

die reine Dichterinn die größte Sorgfalt anwenden, damit sie die schamhafte Weiblichkeit nicht verletze. — Ein Mädchen dürfte also — ohne Erröthen nicht wohl die Worte an ihren Geliebten niederschreiben, wie eine unserer Dichterinnen einst schrieb: „dem Blut und Seele glüht.“ Dieß ist offenbar undelicat. Nicht minder ist es der Erguß einer andern, die erst gesteht: daß ihr Sommer schon mehr als halb vergangen sey, und dennoch fragt: Soll ich um meine Gluth für dich erröthen? Das sanfte Streben der Natur ertödten? *) — — Vor dergleichen Expectorationen sind freylich diejenigen Dichterinnen

---

*) Selbst der — prosaischen Julie in Rousseau's Heloise vergiebt man nur ungern den — unweiblichen Ausdruck der schamhaften weiblichen Liebe; — „tout fomente l'ardeur qui me dévore.“ 4ter Brief. Selbst das Geständniß der nähmlichen Julie: „que mes sens n'ont aucun besoin d'amant,“ scheint nicht delicat genug zu seyn. 9ter Brief. Aber desto treffender ist das Gemählde, welches Julie von ihrer eigenen reinen Liebe macht; — die Harmonie der Liebe und Unschuld scheint ihr das Paradies der Erde zu seyn, — und doch sündigt sie ein ander Mal wieder so sehr gegen — dieses Paradies!!

gesichert, — die alles besingen, was irgend schon einmal besungen ist, — also auch die Liebe; aber auf so eine mechanische, gedrechselte und methodische Manier, daß sie die Liebe selbst nichts weniger als con amore darstellen. In jenen sinnlichen Versmacherinnen war zu viel — Flamme; in diesen taktischen Gelispel der Muse ist zu wenig Feuer, und der Reim ist wieder die Hauptsache. Man kann nichts Frostigeres, Seichteres und Eintönigeres lesen, als solche taktische Lieder der Liebe, die gemeiniglich einem gereimten Morgen- oder Abendgebete ohne Gefühl und ohne Gedanken gleichen.

Man hat aus einer blinden Vorliebe für die Alten — den Alten die wunderlichsten Dinge verziehen, oder diese Dinge gar bewundert, und so ist dieß denn auch zum Theil der Fall in Absicht der Sapphischen Oden gewesen. — Ein Mann, — ein feuriger Dichter durfte so begehrlich, so lüstern, so frey und sinnlich singen; aber keine Sappho, wenn auch ein großer Kunstrichter in diesen wollüstigen Bildern nur eine zarte Gluth bemerken will. Der leichte, griechische Sinn eines griechischen Mädchens, die von den

anziehenden Schönheiten eines gefälligen Körperbaues nicht einmal begünstigt wurde, also — in dem geträumten Besitze eines Liebhabers nur desto eifersüchtiger und zuvorkommender seyn mußte, — scheint die Dichterinn einigermaßen zu entschuldigen; aber eine zarte Gluth kann man jene ungestüme Flamme des weiblichen Bluts nicht nennen, — wenigstens nicht ohne Unterschied in allen ihren poetischen, oft sehr sinnlichen Bildern. Ueberall dürfte in den erotischen Gedichten des andern Geschlechts nicht das feurige Verliebtseyn, sondern nur jedesmal das zärtliche und innige Wohlwollen, — die Liebe ohne Sinnlichkeit, hervorleuchten, oder doch nur die stille Sehnsucht nach dem Besitze des Geliebten. In der ersten uns übriggebliebenen Ode der Sappho ist dieses stille Sehnen, diese sanfte bittende Leidenschaft des weiblichen Herzens unvergleichlich ausgedruckt, — und in so fern ist diese Ode ganz weiblich, da immer noch die keusche Liebe aus ihr spricht. Sie bittet die unsterbliche Göttinn der Liebe in zärtlichen Lauten, ihr [der Dichterinn] Herz nicht durch Kummer und Betrübniß zu tödten, son-

dern, wenn die Göttinn je ihren Liedern mit Zuneigung gelauscht, zu ihr herab zu kommen. Die Dichterinn sieht gleichsam in der Begeisterung die Göttinn der Liebe vom Himmel durch die Tiefe des Aethers herabschweben; den goldenen Wagen ziehen flüchtige Spatzen; — jetzt steht die Holdselige mit liebevollem Lächeln vor der zärtlichen Dulderinn, und forscht nach der Ursache ihrer Leiden und ihrer Wünsche; aber die Huldreiche wartet nicht einmal auf die Antwort, sondern spricht zu ihr mit tröstender Stimme der Erbarmung: der dich fliehet, wird dir bald nacheilen; er verschmähet deine Opfer, bald wird er dir die seinigen bringen; lieben soll er dich, und dein Glück vollenden! Hier ist überall Zartheit der Sprache und des Gefühls, bey dem stillen Kummer der Liebe, bey der zärtlichen Verzweiflung doch wieder erquickendes Hoffen, und weiblicher Heroismus bey dem Gefühle, daß man unrecht leidet, und daß die feurigste Liebe von dem Felsenherzen des geliebten Mannes so hart verschmähet werden konnte.

Wie unheilig und also ganz unweiblich ist dagegen die zweyte Ode der Sappho! und der

gelehrte le Fevre von Samur verdiente wol mit Recht den Verweis seines geistlichen Gerichtshofes, weil er das unkeusche Lied der griechischen Dichterinn entschuldigt hatte. Immerhin mag dieses Gedicht nach Longins Urtheil *) wegen der Steigerung glühender Bilder zur Bezeichnung jener feurigen Leidenschaft große Schönheiten haben; aber diese Gluth ist nicht einmal an einen Mann, sondern an ein Weib gerichtet, und sein wollüstiger Inhalt ist daher nur noch unnatürlicher. Hier ist nicht die Rede von der kunstreichen Anordnung ihrer Gesänge und Bilder und Worte, — nicht von der feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke, weßhalb sie auch von Herder **) [wie von hundert andern] die zehnte Muse genannt wird, sondern von dem weiblichen Liede der Liebe, wie es seyn muß, wenn es nicht die Muse der Unschuld und Keuschheit

*) In dem 10ten Abschnitt seiner Abhandlung vom Erhabenen.

**) J. G. von Herders sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. 2ter Theil. Tübing. 1805. S. 143.

beleidigen und keine sinnlichen Nebenideen erregen soll. Wie konnte der vortreffliche Critiker das wollüstige Feuer einer Sappho — ein sanftes nennen, und dagegen von der keuschen Karschin sagen: daß sie in ihrem Feuer mehr wild, als sanft, mehr stürmisch, als schmelzend sey! wie lassen sich überhaupt zwey Dichterinnen mit einander vergleichen, — davon die eine nur immer die glühende Leidenschaft der Liebe, die andere hingegen nur immer die ruhige Wärme der Freundinn zeigt!

Weiblicher Geschmack in der prosaischen Schriftstellerey und in den Künsten.

Ueber das weibliche Talent, — Romane zu schreiben, herrscht nur eine Stimme. Die Schriftstellerinnen haben uns hier und da wirklich lesenswerthe Sachen gegeben, — sie können uns angenehm unterhalten, in einzelnen Stellen sogar hinreißen und bezaubern; dennoch aber kränkeln alle jene Romane an den Gebrechen, die wir

oben bey der genialischen Schriftstellerey im Allgemeinen angegeben haben. Hierzu kommt nun noch bey ihren Zeichnungen des wirklichen Menschen der Umstand, daß die Frauen, aus einer Art von Schüchternheit und Delicatesse, sich selten in den Geist und die Weise des Mannes hineinstudiren, uns daher fast allemal in einem zu grellen und schwarzen, oder in einem zu gefälligen Gemählde aufstellen, und diese Contraste gewöhnlich ohne Vorbereitung und Motive in einem und demselben Romane widernatürlich verbinden. Soll einmal ein Bösewicht charakterisirt werden: so muß er sich wie ein Ungeheuer behandeln lassen; er wird gleichsam aus der Natur hinausgeworfen; er ist ein Verbrecher, ein Teufel im Superlativ, und fast allemal ein treuloser Unhold des schönen Geschlechts. Oder der Mann, welcher das Gegentheil seyn soll, ist ein Engel, und die weibliche Phantasie leihet ihm Züge von Seelengröße, Herzensgüte und Tugendkraft, die selten in der Wirklichkeit gefunden wird. Eben darum spielt auch in allen weiblichen Romanen die Liebe eine so große Rolle, weil sie unmittelbar in den bessern Mann

jedesmal hinein gedichtet wird, und dieser es sich gefallen lassen muß, — zu lieben, er mag wollen oder nicht. Eben darum giebt es auch in der That wenige ganz frostige und kalte weibliche Romane, [langweilige dagegen in Menge] weil irgendwo der Liebe ein Herz aufgeschlossen, — eine Aussöhnung der Uneinigen gestiftet, eine Hochzeit gefeyert, eine unglückliche Liebe am Ende zu einer freudigen Entwickelung gebracht, ein kaltes Gemüth in Feuer und Flammen gesetzt wird.

Den Vorzug behaupten aber doch wol die meisten dieser Romane vor den männlichen Productionen dieser Art, — daß sie decent und schuldlos sind, und zur Lectüre allgemeiner empfohlen werden könnten, wenn sie nicht auf der andern Seite zu sehr der Empfindeley das Wort redeten, oder das traurige Schicksal des weiblichen Geschlechts oft zu grell abbildeten, und dadurch nur die Unzufriedenheit förderten. — Offenbar haben die Weiber mehr moralischen Geschmack und mehr moralisches Gefühl, als der Mann, und ihre Critik über unsere romantische Frivolität ist fast immer die richtigste, so bald wir in unsern Schriften gegen die Delicatesse und

die Unschuld der Sitten verstoßen, [wobey oft die vortrefflichsten Köpfe einen so unverzeihlichen Leichtsinn zeigen.] Die allerleiseste Beleidigung des Schicklichen und der Ehrbarkeit fällt dem unverdorbenen weiblichen Herzen gewaltig auf. Das gebildete Weib sucht überall Nahrung für ihr Herz, da diese Nahrung aber ohne einen moralischen Einklang, ohne einen sichtbaren Zweck für das Gute nicht gegeben werden kann: so machen oft sehr genialische Werke so wenig Eindruck auf jenes Herz, so bald das Buch des Mannes leichtsinnig geschrieben war. Ein unschicklich gewähltes Wort, eine zweydeutige Tournüre, ein sinnliches Bild, das nicht fein genug verschleiert wurde, eine Anspielung auf den Bau des weiblichen Körpers stößt schon das weibliche Gefühl zurück, — ob es gleich hierbey nicht immer der Gefahr zu straucheln entgeht. Denn der feine moralische Geschmack des Weibes kann auch leicht bethört werden durch die schöne Sprache der Sinnlichkeit, durch die verführerischen Zeichnungen der Liebe in der Form der spielenden Unschuld, durch die Gemählde einer Phantasie, worin sich das Schwache zu dem Starken

ohne Vorwurf zu gefallen scheint; — aber selbst wird ein Frauenzimmer nichts schreiben und drucken lassen, was die Sittlichkeit beleidigt, — oder sie ist nicht Weib mehr.

Diese Delicatesse des moralischen Geschmacks unserer Schriftstellerinnen gründet sich vornähmlich auf zwey Umstände.

Einmal auf die züchtigere weibliche Erziehung, welche ihre Eindrücke in dem Weibe durchs ganze Leben hindurch behauptet, und nichts in ihrem Aeußern, also auch nichts in ihrer Sprache, aufkommen läßt, was die Decenz beleidigt. Wenn die Erziehung irgendwo noch ihre allmächtige Kraft äußert: so ist es beym andern Geschlechte, — weil ihre Maximen da in dem stillern Kreise der Weiblichkeit gehegt und zur Reife gebracht werden, wenn der Mann in seinem geräuschvollen Weltleben und wegen seines ungestümen Naturells nach und nach fast alle Linien überspringt, welche um ihn her die jugendliche Erziehung gezogen hatte. — Das Weib ist in der Regel [und wenn es nicht bestürmt wird] dem Sichselbstvergessen nicht so nahe, als der Mann; — schon darum nicht,

weil es in seiner Sprache und in seinem Aeus-sern behutsamer seyn muß, wenn sie sich in ihrer Ehre nichts vergeben will; und grade von dieser Behutsamkeit in der Rede und der ganzen äussern Form des Benehmens wird die innere Heiligkeit des Gemüths oft genug selbst bewahrt und bewacht. — Eine Schriftstellerinn, die gut erzogen wurde, und nicht durch die Frechheit glänzen will, wird daher gewiß alle Worte auf die Goldwage der Decenz legen; denn, da sie selbst in kleinern Zirkeln diese züchtige Vorsicht gebraucht, — wie könnte sie vor einem ganzen Publicum sich niedere Ausdrücke erlauben, wodurch sie jedesmal die Gemeinheit einer schwachen Natur documentiren würde! Wehe dem Weibe, die sich einer Equivoque im Gespräch ohne Erröthen bedienen kann; — sie könnte eben so leicht eine Schriftstellerinn wider die guten Sitten werden.

Zweytens wird das Weib in ihrem moralischen Geschmacke durch die innere Constitution der Schamhaftigkeit selbst erhalten, und es ist hier ganz einerley, ob wir diese heilige Beschützerinn des weiblichen Herzens aus einer

instinctartigen Verwahrung der Natur, — oder von der Erziehung selbst ableiten sollen. Kein Frauenzimmer wird es eingestehen: daß sie je einen schlüpfrigen Roman gelesen habe. Sie wird ihn nicht lesen, wenn er auch in ihre Hände fiele; sie wird das Buch nicht öffnen können, ohne zu erröthen; sie wird es mit zitternder Hand wie ein Gift von sich werfen, und mißtrauisch gegen die Freundinn werden, welche dieses Buch kennen sollte. Alle unsere edleren Romandichterinnen heiligen in ihren Schriften die Würde der Sittsamkeit; — immer schildern sie die Liebe in ihrer Unschuldsgestalt; sie wissen sie auch eigentlich nicht anders zu schildern; — der schönste Reiz, den ein weibliches Buch haben kann, — die Liebe ohne Gebrechen *), oder wenigstens

---

*) „Der Liebe ward die Schamhaftigkeit von der Natur — als Schwester, als Gesellinn, als Aufseherinn mitgegeben, an deren Hand sie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derselben so sehr befördert. Sie ist der Reiz der Liebe und die Tugend des Geschlechts, das die Natur zum liebenswürdigsten Theile der Menschheit bestimmte; — sie ist also eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, sagt das arabische Sprüchwort, ist eine Speise ohne Salz: und noch füglicher könnte die-

die verführte Liebe in dem holdseligen Schmucke des muthigen Aufstehens vom Falle. Selten wird eine weibliche Feder sich in die Beschreibung der männlich-schönen Form nach ihren einzelnen Theilen einlassen; — „der geliebte Jüngling hat ein feuriges Auge, die Gestalt eines Apoll," — dieß ist alles, was die weibliche Sittsamkeit ausspricht; von Umarmungen und Küssen ist nur dann die Rede, wenn das aus edlen Absichten entstandene Seelenbündniß geschlossen ist, und damit die Liebe in ihrer Keuschheit und Rechtlichkeit erscheine, wird sie jedesmal mit der bestimmten Hinsicht auf eine wirkliche Ehe geschildert.

Aber in Absicht der Erfindung, der kunstreichen Composition, in Absicht des wahrhaft dramatischen und dichterischen Werths und der poetischen Vollendung der Charaktere zeichnen sich die weiblichen Romane wenig aus, und das Genialische und Originelle findet man darin fast nirgends. Wer nur einigen Reichthum der Lesses Sprüchwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Scham ist nicht Liebe mehr; — sie ist Ekel." Herder.

türe besitzt, wird es gar leicht angeben können, woher die Anlagen und Bestandtheile dieser Schriften entlehnt wurden, und durch welche Nachahmungen früherer Werke sie hervorgingen. Ueberall finden wir das Bekannte nur in neuen Einkleidungen wieder. Wir besitzen unter sehr lesenswerthen Producten dieser Art, womit uns vorzüglich englische und französische Schriftstellerinnen beschenkt haben, eigentlich noch keinen wirklich romantischen Roman, der ein schönes Reich der Phantasie zur bezaubernden Wirklichkeit erhebt, die Poesie mit der Philosophie verbindet, und uns gleichsam durch die genialische Anschauung begeistert. — Erzählungen aus dem häuslichen Leben, Schilderungen menschlichen Elends, gutmüthiger Aufopferungen, weicher und warmer Charaktere, Bündnisse einer außerordentlichen Freundschaft, Spielereyen des Zufalls, aus den Wolken gefallene Helden und Heldinnen, unvorbereitete Situationen u. s. w. sind die gewöhnlichen Ingredienzien weiblicher Romane, und man könnte von den meisten, selbst von den bessern, sagen, was ein Kunstrichter von der sonst so schätzbaren Delphine der Frau von Stael! ausspricht: „statt daß die Charaktere

wirken sollten, wirken die Zufälle, und statt der poetischen Nothwendigkeit tritt eine Willkür ohne Gleichen ein."

Von den übrigen Arten der weiblichen Schriftstellerey, wozu noch weniger Genie erfordert wird, kann hier vollends nicht die Rede seyn. Denn was mag wol für eine besondere Kraft des Genies dazu erfordert werden, eine unserer gewöhnlichen Reisebeschreibungen zu fertigen! — Ein gesunder Blick, eine nur etwas lebhafte Beobachtungsgabe, — ein leichter und fließender Erzählungston, einige schauerlich oder comisch erzählte Abentheuer, — einiger Kunstgeschmack in der Mahlerey und Antique, — und das Buch läßt sich lesen. Welche Erfindungskraft des Geistes wird wol ferner erfordert, ein gewöhnliches Erziehungsbuch zu schreiben! Eine Menge freundlicher und herziger Warnungen in allerley kleine Erzählungen gehüllt, Zusammenstellungen jugendlicher Charaktere, Raisonnements über Fehler, Untugenden und Bestrafungen der Kinder, vertrauliche und belehrende Familiengespräche, Ergießungen des väterlichen und mütterlichen Herzens bey allerley unerwarteten, auch wol gar herbeygezogenen Vorfällen des Lebens, mit eini-

ger Empfindsamkeit vermischt, — dieß ist es, worin sich alle diese weiblichen Erziehungsbeyträge wie ein Ey dem andern ähnlich sind.

Aber hierdurch soll dem andern Geschlechte keinesweges der ästhetische Geschmack an dem Schönen und Angenehmen, an der Grazie und Kunst abgesprochen werden, weil dieses liebenswürdige Talent auch ohne das schöpferische Genie vorhanden seyn kann. Geschmack ist, wie einer unserer tiefsinnigsten Aesthetiker bemerkt, „bloß ein Beurtheilungs-, nicht ein Productionsvermögen," und durch das erstere wird das Weib wegen seines feinern Gefühls für das Schöne und Harmonische oft noch empfänglicher, als der Mann. Wir legen daher zunächst dem schönen Geschlechte ein ästhetisches Auge bey, das Liebliche und Regelmäßige der Formen und Gestalten schnell und richtig zu beurtheilen, und seinen Sinn danach zu gewöhnen. Das Regellose, Harte, Unzweckmäßige in den Formen stößt das weibliche Gefühl eben so leicht zurück, wie das Regellose in der moralischen Welt. Allein dieser ästhetische Sinn muß in ihm erst geweckt und angebauet werden, weil wir aus der Erfahrung wissen, daß er in tausend Weibern nicht vor

handen ist, oder auch den allerabgeschmacktesten Moden huldigen kann. Dieß scheint ein offenbarer Widerspruch in dem Geschmacke der Weiber zu seyn. Aber das besser abgerichtete weibliche Auge wird das Abgeschmackte der Mode wirklich so erkennen, und es dennoch auf der andern Seite annehmen, weil es die gesetzgebende Mode als etwas momentan Schickliches befiehlt, und weil die Frauen überhaupt den Glauben haben, daß sie uns in allen Arten des Putzes gefallen. Sie haben hierin auch wirklich Recht; sie verlieren durch keine Mode, und ihr Wechsel zieht nur noch mehr die Aufmerksamkeit auf sie selbst hin. Denn die Mode beschäftigt sich ausschließlich mit einem Gegenstande, der die Männer so leicht bezaubert, — mit der weiblichen Form. Die Mode mag nun diese Form entweder verhüllen, oder sie in der griechischen Kleidung enthüllen, — beydes wird uns periodisch gefallen, und wir werden die Weiber in allen Moden lieben.

Man hat den Frauen ein wahres Modegenie zugeschrieben, weil sie in Erfindungen und Anordnungen des Putzes unerschöpflich sind. Allein man kann diesen Erfindungsgeist nicht wohl

genialisch nennen, weil man alle Moden nur immer als Compositionen schon vorhandener Formen betrachten muß. Alles ist in diesem Reiche der oft sinnlosesten Willkür und Laune nur Metamorphose und Wiederholung des Vorigen. Alte Moden stehen in neuen wieder auf, und was vor Jahrhunderten als geschmacklos abgedankt wurde, beginnt bey den Urenkelinnen eine neue glänzende Regierung. Alle Moden haben auch den Nachahmungen der Natur zu viel zu verdanken, als daß man ihre Erfindung schöpferisch nennen könnte; wenigstens möchte der kleinste Funken des Genies schon hinreichend seyn, den Kopf einer Putzmacherinn unsterblich zu machen. Schon dieß macht ihre Kunst zu einer bloßen Imitation, daß sich der Putz immer in etwas nach der Form des Körpers richten muß, wenn er ihm auch noch so unschicklich angeheftet wird, und bisweilen ganz andern Geschöpfen — als menschlichen, anzugehören scheint. Das Kleid und seine Form ist nach seinem ersten Ursprunge nur Bedürfniß; als solches wird es dem Menschen aufgedrungen, ohne daß das Genie etwas dabey zu schaffen hätte. Die Lebensart einer Nation, die Jahrszeiten, der Himmelsstrich be-

stimmen seine Form als ein Schutzmittel gegen die Elemente, — nachher wird das Bedürfniß, das einfache Kleid, decorirt, auch wol mit Zierrathen überladen, doch nur in so fern, als es das Bedürfniß erlaubt; die Verschönerung darf den Nutzen nicht aufheben, die Decoration wird daher auch nicht erfunden, sondern nur zufällig gegeben, und ist mithin nichts anders, ais Zusatz zu dem Vorhandenen, oder Hinwegnahme von demselben, und zwar in solchen Kleinigkeiten, daß man sie, wenn auch hier eine Erfindung vorhanden wäre, nicht wohl genialisch nennen kann.

Wir bewundern ferner die weiblichen Talente in der Musik, und legen deßhalb dem schönen Geschlechte vorzüglich ein ästhetisches Ohr bey. Aber es ist doch wirklich etwas Erstaunliches, daß uns noch nie ein Frauenzimmer eine genialische Composition, ein selbstgeschaffenes, großes und hinreißendes Musikstück geschenkt hat. — Es scheint also, daß das Dichten selbst immer noch etwas leichteres, als das musikalische Componiren sey, weil wir so viele Dichterinnen haben, und dagegen keine einzige genialische Componistinn. Das allerfertigste und vortrefflichste

Spiel auf einem Instrument ist daher eine schätzbare, oft bewundernswürdige Geschicklichkeit; aber noch nicht Genie, weil dieses seiner Natur nach allemal schöpferisch seyn muß. Ja, die Frauen pflegen in der Delicatesse und der Lieblichkeit ihres Spiels oft den Männern es zuvorzuthun; aber es bleibt immer nur eine schöne Nachahmung des Gegebenen, also eine Fertigkeit, mit leichtem Geschicke Noten zu lesen und wieder zu geben. Auch das Singen, so bezaubernd es auch immer seyn mag, — ist nicht Genie, sondern nur ein mechanisches Talent, die vorgeschriebenen Töne in der Stimme nachzubilden, also ein Talent, welches sich bey organischen Anlagen erlernen läßt; dahingegen das Genie nimmer gelernt werden kann, und nicht einmal es anzugeben weiß, wie es seine Werke schafft. Wenn es die Organe nicht erlauben: so kann die höchste Theorie des Gesanges keinen Gesang hervorbringen, und ein Wochenbett hat oft den größten Künstlerinnen ihr göttliches Talent geraubt.

Auch in der Mahlerey haben die Frauen ihre Talente gezeigt, und ihren Geschmack in dem Schönen und Edeln beurkundet; — aber

ist alles dieß jemals etwas mehr, als eine schöne und glückliche Imitation gewesen? — Die geschickteste und gefälligste Portraitmahlerey, die lieblichsten Frucht- und Blumenstücke sind nur schöne und gelungene Copien der Natur, und das Geschick hierzu verdient Achtung und bisweilen Bewunderung; aber wo soll man hier das Selbstgedachte, aus der Begeisterung Hingezauberte, das schöne Ideal einer romantischen Phantasie aufsuchen? Alle solche Gemählde verrathen die Anlage der Natur zu einem mühsamen und glücklichen Fleiße, der durch das Geschick selbst belohnt wird; aber noch lange kein Genie, welches uns selbstgeschaffene und idealische Formen des Schönen und Erhabenen darzustellen vermöchte.

Wahrscheinlich ist Folgendes ein Hauptgrund, — warum es die Frauenzimmer in der höhern Mahlerey der Formen und deren Gruppirungen nie weit genug gebracht haben, und gleichsam es nicht weiter bringen dürfen, — nähmlich der: daß sie das Nackte in seiner einfachen Schönheit, in seinen weichen Biegungen, in seiner schönen und üppigen Carnation nicht so abzubilden wagen, wie es die ästhetische Kunst verlangt.

Die weibliche Zucht und Schamhaftigkeit hat hier ihrem Pinsel und ihrer Phantasie selbst die Grenzen gesetzt, und dadurch sind fast alle ihre Gebilde etwas hölzern, steif und verkünstelt geblieben. In der That muß auch jede sittliche Künstlerinn in ihrem Innern ein gewisses Entgegenstreben empfinden, wenn sie den weiblichen Körper, den sie selbst im geselligen Leben mit keuscher Vorsicht zu verstecken sucht, in dem Gemählde nackt hinstellen, und dadurch ihr eigenes Geschlecht dem Gelüste des männlichen Auges Preis geben soll. — Ja, es scheint sogar, daß ein züchtiges Frauenzimmer nicht einmal gern die unschuldigern Theile der weiblichen Form verschleiert, um sie nur desto mehr sehen zu lassen, weil in ihr immer der Nebenbegriff entstehen muß, daß der Zuschauer hierdurch mehr versinnlicht, als vergeistigt werden dürfte. Die weibliche Künstlerinn wird daher fast immer die Schönheit in dem Gesichte, in einem edeln Wuchs, höchstens in dem schönen Busen abzubilden suchen, und dagegen das Fleischige und Wollustathmende, aus Schüchternheit und Decenz, zu verstecken suchen. In dieser Decenz erscheinen alle Gemählde der vortrefflichen Angelika Kauf-

mann. Ueberall herrscht hier in den edelgezeichneten Formen der sittliche Geschmack; man tritt mit stillem Ernst vor ihre Zeichnungen hin, und nur ein paar Mal enthüllt sie die weibliche Schönheit, ohne jedoch indecent zu werden, z. B. in dem Gemählde Trenmor und Imbaca aus dem Ossian. Trenmor hat seinen Spieß, und Imbaca ihren Bogen fallen lassen, in dem Moment, als sich ihm die Geliebte entdeckt. Sie hält ihm den entblößten Busen dar, und verlangt, daß er seinen Wurfpfeil darauf abschicken soll; aber die Pfeile, welche ihr holdseliges Auge auf ihn wirft, sind schärfer, und er wird von ihren Reizen überwunden.

Eben jene weibliche Decenz, welche die Zeichnung der schönen weiblichen Nacktheit so sorgfältig vermeidet, und eben dadurch ihre wahrhaft weibliche Natur ausspricht, obgleich die Kunst dadurch verliert, — macht diese Vorsicht bey Abbildungen des männlichen Körpers noch nothwendiger. Nie wird es ihre Schamhaftigkeit wagen, den Mann ohne alle Verhüllung in ihren Gebilden aufzustellen, oder, wenn dieß geschieht, doch nur in unschuldigen und decenten Stellungen, wobey die Phantasie ganz ruhig

bleiben kann. So glaube ich nicht, daß wir irgend von einer Künstlerinn ein Gemählde des Sündenfalles haben, so viele und herrliche Originale wir auch von den größten Meistern über jene Geschichte der Unschuldswelt besitzen. Ferner bemerkt man wohl bey allen männlichen Figuren von weiblicher Hand, daß die Künstlerinnen gemeiniglich weniger Fleiß auf die anatomische Richtigkeit der Formen, als auf kraftvolle und imponirende Stellungen wenden. Das Studium des Ausdrucks und der Affectensprache gelingt auch den Künstlerinnen weit besser, als die anatomische Kunst einer reinen Form, und wir haben daher weibliche Gemählde, welche der Physiognomie hohe Ehre machen. — Eben daher ist für die Phantasie der Künstlerinnen der männliche Kopf und die männliche Physiognomie von jeher so anziehend gewesen. Das lebhafte Gefühl der Frauen verlangt in den Gemählden des Mannes überall kraftvolles Leben und lebendige Thätigkeit, welche sich in dem Gesichtsausdruck des Mannes, als der höchsten Seelensprache der Leidenschaft, am sprechendsten ausdrückt. Auch habe ich bemerkt, daß das weibliche Gemüth durch nichts so sehr bezaubert

wird, als durch den Anblick eines ausdrucksvollen alten männlichen Kopfs, und wenn sie irgend etwas con amore zeichnen, so ist es gewiß dieser. Ist es die zarte Achtung für das würdige Alter, oder die rege weibliche Phantasie, welche sich diese schöne Ruine in ihre noch schönere jugendliche Form zurück denkt, oder bleibt der Mann überhaupt in allen Perioden seines Lebens ein hoher Gegenstand der weiblichen Aufmerksamkeit, oder erquickt sich das weibliche Auge noch an den schönen Ueberresten selbstständiger Kraft und Gesundheit, die zugleich auf ein schönes und schuldloses Jugendleben hindeutet? — Genug, der männliche Kopf ist und bleibt für die weibliche Kunst das Allervortrefflichste, womit sie sich beschäftigen mag; — und wobey ihr Herz es fühlt, ohne daß es der Mund ausspricht: — daß auch dieser Kopf einst ihrem Geschlechte gehuldigt habe, und ihm auch in der schönen Antique noch angehöre.

Ende des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich,

Der Mann ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts ; ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts

Bd.: 3

Hannover (1806)
Anthr. 113-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255405-6